

Jahrbuch 2023



Der Malerwinkel in Marktbreit
Fahradexkursion Südliches Maindreieck



Felsformation in der Breitachklamm
Wanderexkursion Kleinwalsertal



Marburger Geographische Gesellschaft e. V.

Jahrbuch 2023

Mit aktuellen Mitteilungen des Fachbereichs Geographie
der Philipps-Universität Marburg

Teil 1

Herausgegeben vom
Vorstand der Marburger Geographischen Gesellschaft e. V.
in Verbindung mit dem Dekanat des Fachbereichs Geographie

Marburg/Lahn 2024

Im Selbstverlag der Marburger Geographischen Gesellschaft e. V.

© by Selbstverlag:
Marburger Geographische Gesellschaft e. V.
Deutschhausstraße 10
D-35037 Marburg

Kein Teil des Jahrbuchs darf durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren ohne schriftliche Genehmigung reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Für die Bildrechte der Autorenbeiträge übernehmen die Herausgeber keine Gewähr. Falls unwissentlich Urheberrechte verletzt wurden, wird um Benachrichtigung via Kontaktmail erbeten. Autorisierungen zur Verwendung von Fotos und Abbildungen gelten nur für dieses Jahrbuch.

V.i.S.P.: Der Vorstand der Marburger Geographischen Gesellschaft e. V.

Dr. Ansgar Dorenkamp, 1. Vorsitzender, Tel.: 06421 / 28 24320
E-Mail: mgg.vorsitzender@geo.uni-marburg.de
apl. Prof. Dr. Stefan Harnischmacher, stellvertr. Vorsitzender, Tel.: 06421 / 28 25917
E-Mail: stefan.harnischmacher@geo.uni-marburg.de
Fax: 06421 / 28 28950

Fotos Umschlagvorderseite: Der *Malerwinkel* in Marktbreit (© E. Pletsch) und Felsformation in der Breitachklamm (Kleinwalsertal) (© H.-J. Donges)

Umschlaggestaltung, Layout und Satz: Cordula Mann, Marburg
Druck: TZ-Verlag & Print GmbH, Bruchwiesenweg 19, 64380 Roßdorf

ISSN 0931-6272

Inhaltsverzeichnis

Entwicklungen und Aktivitäten der Marburger Geographischen Gesellschaft e.V.	1
Jahresbericht des Vorsitzenden	1
Veranstaltungen im Berichtsjahr 2023/2024	4
Exkursionsprotokolle	5
BÜDEL, BURKHARD & ALFRED PLETSCH Fahrradexkursion „Südliches Maindreieck“	5
PLETSCH, ALFRED Wanderexkursion „Kleinwalsertal“	45
LEIB, JÜRGEN Auf dem <i>Radrundweg Lumda-Wieseck</i> durch den Vorderen Vogelsberg	81
SZÖCS, ANDREAS & BIRGIT SZÖCS Kulturwochenende Mainz/Wiesbaden.....	113
Allgemeine Beiträge – Themenschwerpunkt Kleinwalsertal	145
HARNISCHMACHER, STEFAN Zur Geomorphologie des Kleinwalsertals	145
IPSEN, OLE Besucherlenkung und Naturvermittlung im Kleinwalsertal – Lösungsansätze für die Herausforderungen in alpinen Tourismusdestinationen	163
Kurzfassungen der Gastvorträge	175
BÜDEL, CHRISTIAN Die Beckenlandschaften des iranischen Hochlands – Einblicke in die Umwelt- geschichte einer Schlüsselregion des Weltklimas.....	175
MÜLLER, JAN MARCO Wissenschaftsdiplomatie: Eine Domäne für die Geographie?	183
ENGBRING-ROMANG, UDO Der spätantike Klimawandel und das Ende des Weströmischen Reichs	189
GRIGUŠOVÁ, PAULINA & MICHAEL RINN Eiswelten im Westen Kanadas aus glazialhydrologischer und alpinistischer Sicht ..	197
CHRISTIANSEN, THOMAS Namibia zwischen gestern und morgen: Ein Land sucht seinen Weg	207

PLETSCH, ALFRED	
Von <i>Wikinger</i> bis <i>WiFi</i> – Historisch-geographische Spurensuche in Neufundland	217

Aktuelle Mitteilungen aus dem Fachbereich Geographie 227

Mitteilungen der Arbeitsgruppen in alphabetischer Anordnung 227

Arbeitsgruppe Prof. Dr. MAAIKE BADER (Biogeographie – Ökologische Pflanzengeographie)	227
--	-----

Arbeitsgruppe Prof. Dr. SÖREN BECKER (Nachhaltige Transformationsforschung)	228
--	-----

Arbeitsgruppe Prof. Dr. JÖRG BENDIX (Klimageographie & Umweltmodellierung)	229
---	-----

Arbeitsgruppe Prof. Dr. Dr. THOMAS BRENNER (Wirtschaftsgeographie & Standortforschung).....	230
--	-----

Arbeitsgruppe Prof. Dr. PETER CHIFFLARD (Bodengeographie & Hydrogeographie)	231
--	-----

Arbeitsgruppe Prof. Dr. MARKUS HASSLER (Regionalforschung & Regionalpolitik)	231
---	-----

Arbeitsgruppe Prof. Dr. THOMAS NAUSS / Dr. DIRK ZEUSS (Umweltinformatik).....	232
--	-----

Arbeitsgruppe Prof. Dr. CARINA PETER (Geographiedidaktik)	233
--	-----

Arbeitsgruppe Prof. Dr. SIMONE STRAMBACH (Geographie der Dienstleistungen, Kommunikation & Innovation)	234
---	-----

Weitere Mitteilungen von Wissenschaftlichen Mitarbeitern 235

Dr. ANSGAR DORENKAMP (Lehrkraft für besondere Aufgaben)	235
---	-----

apl. Prof. Dr. STEFAN HARNISCHMACHER (Geomorphologie)	235
---	-----

Prof. i. R. Dr. GEORG MIEHE (Biogeographie – Vergleichende Hochgebirgsforschung) ..	235
---	-----

Dr. SEBASTIAN MÜLLER (Leiter des Mineralogischen Museums)	236
---	-----

Prof. i. R. Dr. CHRISTIAN OPP (Bodengeographie & Hydrogeographie)	236
---	-----

Im Berichtsjahr 2023 abgeschlossene Examina..... 237

Promotionen, S. 237; Master-Abschlüsse, S. 237; Bachelor-Abschlüsse, S. 239; Staatsexamen für das höhere Lehramt, S. 242

Entwicklungen und Aktivitäten der Marburger Geographischen Gesellschaft e. V.

Jahresbericht des Vorsitzenden

Für das Jahr 2023 war recht früh absehbar, dass die vorherrschenden Rahmenbedingungen dem Vorstand der MGG die Planung und Durchführung eines Jahresprogramms ermöglichen würden, das zumindest weitgehend unbeeinflusst von pandemiespezifischen Einschränkungen wie in den Jahren zuvor sein würde. Auch wenn sich im Jahresverlauf die bereits 2022 offen zutage getretenen politischen Verwerfungen innerhalb Europas sowie darüber hinaus weiter verschärften und neue kriegerische Auseinandersetzungen zu internationalen Spannungen führten, konnte das entworfene Jahresprogramm wie geplant durchgeführt werden. Dieser Jahresbericht bezieht sich auf die Vereinsaktivitäten im Sommersemester 2023 sowie im Wintersemester 2023/2024.

Wichtige regelmäßige Termine des Vereinslebens der MGG werden durch die Vortragsangebote gesetzt. Wie seit einigen Jahren üblich, hat sich der Vereinsvorstand auch im Jahr 2023 um die Zusammenstellung eines Vortragsprogramms bemüht, das semesterweise nicht einem Oberthema folgt, sondern möglichst facettenreich Themenfelder mit unterschiedlichen Bezugspunkten zur Geographie bedient. Im Sommersemester 2023 nahmen die Referenten die Zuhörerschaft dabei mit in die *Beckenlandschaften des iranischen Hochlands* (Dr. Christian Büdel) sowie auf die *Schneeberge Afrikas* (Prof. Dr. Ulrich Scholz). Ein weiterer Vortrag widmete sich der *Wissenschaftsdiplomatie als geographischem und politischem Betätigungsfeld* (Dr. Jan Marco Müller). Im späteren Verlauf des Sommersemesters beleuchtete ein zusätzlicher Vortrag mit Blick auf eine 2024 geplante Exkursion den indischen Bundesstaat *Rajasthan* (Prof. Dr. Felix-Henningsen). Im Wintersemester 2023/2024 lagen die thematischen Vortragsschwerpunkte im *Westen Kanadas* (Dr. Paulina Grigušová und Michael Rinn), in *Namibia* (Dr. Thomas Christiansen) sowie in *Neufundland* (Prof. Dr. Alfred Pletsch), zudem wurde der *Zusammenbruch des Weströmischen Reichs vor dem Hintergrund klimatischer Veränderungen im 5. bis 7. Jahrhundert* thematisiert (Dr. Udo Engbring-Romang).

Ergänzt wurde das Vortragsprogramm durch filmische Beiträge von Karl Krantz, der den Mitgliedern im Sommersemester den von ihm produzierten Film „*Drei Länder, ein Fluss: die Lahn*“ und im Wintersemester den Film „*Burgen, Schlösser, Adelsitze: Auf den Spuren der Feudalzeit im mittelhessischen Raum*“ präsentierte. Gemeinsam mit der vorweihnachtlichen Filmvorführung im CINEPLEX (Dokumentarfilm „*Vogelperspektiven*“) ergaben sich auf diese Weise vielfältige Möglichkeiten für die Mitglieder, sich im Jahresverlauf mit geographiespezifischen Fragestellungen und Erkenntnissen auseinanderzusetzen, die immer auch die Möglichkeit für ein anschließendes geselliges Beisammensein boten. Es ist erfreulich zu sehen, dass die Veranstaltungen immer gut besucht waren und damit festgestellt werden kann, dass das Vereinsleben,

das ja auch maßgeblich durch das Mitwirken der Vereinsmitglieder gestaltet wird, durch die COVID-19-Pandemie offensichtlich nicht nachhaltig beschädigt wurde.

Den zweiten wichtigen Eckpfeiler unserer Tätigkeit stellten auch 2023 die Exkursionen dar. Aufmerksamen Mitgliedern dürfte dabei aufgefallen sein, dass schon in der Vergangenheit viele Ziele im regionalen Nahraum ausgesucht wurden, um im Rahmen einer Exkursion erkundet zu werden. Dies war in den letzten Jahren teilweise der COVID-19-Pandemie geschuldet, stellt aber auch eine konsequente Umsetzung der satzungsgemäßen Ziele der MGG dar, die sich als ein in Marburg ansässiger Verein der geographischen Erkundung Hessens und seiner Nachbarländer verpflichtet sieht. So liegt es nahe, sich entsprechende Regionen zu Fuß und mit dem Rad zu erschließen, weswegen 2023 Radtouren ins südliche Maindreieck (Leitung: Prof. Dr. Alfred Pletsch), in den Vorderen Vogelsberg (Leitung: Dr. Jürgen Leib) sowie Wanderungen z. B. in den Mönchswald (Leitung: Henner und Thea Wiederhold) durchgeführt wurden. Auch das Kulturwochenende in Mainz/Wiesbaden (Leitung: Dr. Andreas und Birgit Szöcs) fügt sich aufgrund seiner geographischen Lage in das Konzept der Nahraumerkundung ein. Dabei sei erwähnt, dass die MGG mit diesen Angeboten hinsichtlich der Gestaltung von Exkursionen durchaus auch Anforderungen erfüllt, die Studierende im universitären Lehrbetrieb mittlerweile vielfach formulieren. Sicherlich gehört es zu den Aufgaben der Geographie, Kenntnisse über Länder und Kulturen auch in weiter entfernt liegenden Bereichen des Erdballs zu vermitteln, und viele Studierende sind auch bereit, hierfür z. B. Flugreisen in Kauf zu nehmen. Andererseits stehen Exkursionen, die zu Fernzielen führen, mittlerweile durchaus in der Kritik, da diese durch die notwendige Anreise beispielsweise einen großen ökologischen Fußabdruck hinterlassen. So ist es sicherlich keine schlechte Idee, wenn auch in der MGG vermehrt Exkursionen zu Fuß und mit dem Fahrrad durchgeführt werden, und der positive Beitrag für die eigene Gesundheit tut sein Übriges. Dass dies aber nicht bedeutet, dass seitens der MGG nur noch Nahziele erkundet werden, zeigt die Tatsache, dass eine Wanderexkursion auch ins Kleinwalsertal führte (Leitung: Prof. Dr. Alfred Pletsch) und dass im Rahmen einer Exkursion zum Ende des Wintersemesters 2023/2024 der Bundesstaat Rajasthan in Indien erkundet werden soll (Leitung: Prof. Dr. Felix-Henningsen). Ein großer Dank an dieser Stelle gilt unseren unermüdlichen Exkursionsleitern, die auch 2023 wieder mit sehr viel Engagement und Einsatz ein vielfältiges Angebot ermöglicht haben.

Der Vorstand organisierte seine Arbeit auch im Jahr 2023 effizient, um mit den verfügbaren zeitlichen Ressourcen auskömmlich haushalten zu können. Ein maßvoller Umgang erfolgte ebenfalls mit den Finanzen und die Jahresmitgliederversammlung am 6.2.2024 belegte einmal mehr die sorgsame Verbuchung sämtlicher Geschäftsvorgänge. So hat sich die Finanzlage gegenüber dem letzten Jahr kaum verändert.

Sehr erfreulich ist, dass am Fachbereich Geographie auch 2023 wieder eine Verabschiedungsfeier für die Absolventinnen und Absolventen der Bachelor- und Masterstudiengänge stattfinden konnte. Diese Feier wurde nunmehr wieder im Herbst

(03.11.2023) begangen. Die MGG freut sich, dass sie mit einer Spende auch in diesem Jahr wieder zum Gelingen dieser Veranstaltung beitragen konnte.

Die Entwicklung der Mitgliederzahl stellte sich im Jahr 2023 weiter rückläufig dar. Die Mitgliederzahl belief sich zum 31.12.2023 auf 680 Personen (zum Vergleich: 2015: 836; 2020: 745; 2022: 706). Die Tendenz ist dabei eindeutig, eine Änderung ist leider derzeit nicht absehbar. Selbstverständlich verschließt der Vorstand vor dieser Entwicklung nicht die Augen. Gleichzeitig verweist er auf die immer schwieriger werdende Tatsache, geeignete (und bereitwillige) Referenten und Referentinnen, Exkursionsleiter oder ehrenamtliche Mitarbeiter zu finden. Was diese Rahmenbedingungen für die Zukunft des Vereins bedeuten, erfüllt uns mit einiger Sorge.

Das Jahrbuch 2022 konnte pünktlich zum ersten Vortrag des Sommersemesters 2023 vorgelegt werden. Einmal mehr hat Prof. Dr. Alfred Pletsch sich bereit erklärt, dessen Koordination zu übernehmen, Beiträge einzusammeln und insbesondere auch darauf zu achten, dass diese pünktlich geliefert werden. Für Außenstehende lässt sich kaum erahnen, welch zeitlicher Einsatz tatsächlich notwendig ist, um ein solches Produkt zu planen und zum Abschluss zu bringen. Einen ganz wesentlichen Beitrag für die Gestaltung des Jahrbuchs hat erneut Frau Cordula Mann geleistet, die für das Jahrbuch in gewohnt verlässlicher und qualitativ hochwertiger Weise die Druckvorlage erstellt hat, sodass ein inhaltlich und optisch wieder sehr ansprechendes Endprodukt den Weg in die Hände und/oder auf die Monitore unserer Mitglieder gefunden hat. Beiden gebührt für ihren großen Einsatz unser ganz herzlicher Dank.

Besonderer Dank für ihr Engagement gilt auch Erika Pletsch, die mit großer Umsicht über die allgemeinen Geschäftskonten waltet. Gleichzeitig ist sie als „Geschäftsführerin“ Ansprechperson für Organisation, Exkursionsanmeldungen und soziale Kommunikation innerhalb unseres Vereins.

Ebenfalls ganz herzlich danken möchte der Vorstand all denjenigen, die im Jahr 2023 durch ihre Hilfe unsere Arbeit unterstützt und letztlich erst ermöglicht haben. Dies betrifft nicht nur einzelne Mitglieder, die auf vielfältige Art und Weise dabei geholfen haben, dass die MGG ihre Aufgaben erfüllen konnte, sondern auch viele Mitarbeitende am FB Geographie, z. B. in den Sekretariaten und der Kartographie.

Zum Abschluss dieses Jahresberichts möchte ich den Wunsch äußern, dass Sie sich ihr Interesse an der Geographie als Wissenschaft mit ihren reichhaltigen Facetten erhalten. Viele von Ihnen dokumentieren durch ihre langjährige Mitgliedschaft in der MGG ihre Begeisterung für das Fach, dessen Leistungsspektrum als Forschungsdisziplin auch zukünftig in der Lage sein wird, wichtige Antworten zu geben, um den großen Herausforderungen unserer Zeit begegnen zu können. Wenn Sie diese Meinung teilen, dann behalten Sie dies nicht für sich, sondern weisen auch Menschen in ihrem Umfeld auf unsere Arbeit hin. Vielleicht gelingt es auf diese Weise, das Interesse für die Tätigkeiten der MGG neu zu wecken und die Mitgliederentwicklung in unserem Verein zu stabilisieren, vielleicht sogar erneut auszuweiten.

Marburg, den 12.01.2024, ergänzt

Ansgar Dorenkamp, 1. Vorsitzender

Veranstaltungen im Berichtsjahr 2023/2024

Die folgende Übersicht umfasst das Programm während des Sommersemesters 2023 und des Wintersemesters 2023/2024. Die Veranstaltungen der Monate Januar bis März 2023 sind bereits im Jahrbuch 2022 aufgeführt.

18.04.2023: Vortrag von Dr. Christian Büdel (Würzburg): „Die Beckenlandschaften des iranischen Hochlands – Einblicke in die Umweltgeschichte einer Schlüsselregion des Weltklimas“

22.04.2023 (Gruppe 1) und 29.04.2023 (Gruppe 2): Wanderexkursion „Mönchswald“ (Leitung: Förster i. R. Henner & Thea Wiederhold)

09.05.2023: Vortrag von Dr. Jan-Marco Müller (Brüssel): „Wissenschaftsdiplomatie: Eine Domäne für die Geographie?“

19.–21.05.2023: Kulturwochenende Mainz-Wiesbaden (Leitung: Dr. Andreas & Birgit Szöcs)

08.–11.06.2023: Fahrradexkursion „Südliches Maindreieck“ (Leitung: Prof. Dr. Alfred Pletsch)

20.06.2023: Vortrag von Prof. Dr. U. Scholz (Gießen): „Auf den Schneebergen Afrikas“

08.07.2023: Fahrradexkursion „Vorderer Vogelsberg“ (Leitung: Dr. Jürgen Leib)

11.07.2023: Filmvortrag von Karl Krantz: „Drei Länder, ein Fluss: Die Lahn“

22.08.2023: Vortrag von Prof. Dr. P. Felix-Henningsen (Gießen): „Faszination Rajasthan (Indien)“. Anschließend Informationen zur Rajasthan-Exkursion 2024

02.–08.09.2023: Wanderexkursion „Kleinwalsertal“ (Leitung: Prof. Dr. Alfred Pletsch)

24.10.2023: Vortrag von Dr. Udo Engbring-Romang (Marburg): „Klimawandel vom 5. bis 7. Jahrhundert und das Ende des Weströmischen Reichs“

14.11.2023: Vortrag von Dr. Paulina Grigušová (Marburg) und Dipl.-Geogr. Michael Rinn (Gießen): „Eiswelten im Westen Kanadas“

05.12.2023: Filmvorführung im CINEPLEX: „Vogelperspektiven“

23.01.2024: Vortrag von Dr. Thomas Christiansen (Brilon): „Namibia zwischen gestern und morgen: Ein Land sucht seinen Weg“

06.02.2024: Jahresmitgliederversammlung 2024

06.02.2024: Filmvortrag von Karl Krantz: „Burgen, Schlösser, Adelssitze: Auf den Spuren der Feudalzeit im mittelhessischen Raum“

20.02.2024: Vortrag von Prof. Dr. Alfred Pletsch (Marburg): „Von *Wikinger* bis *WiFi* – Historisch-geographische Spurensuche in Neufundland“

15.03.–01.04.2024: Exkursion „Rajasthan (Indien)“ (Leitung: Prof. Dr. Peter Felix-Henningsen)

Exkursionsprotokolle

BÜDEL, BURKHARD & ALFRED PLETSCH Fahradexkursion „Südliches Maindreieck“

Schon mehrfach in den letzten Jahren waren die Landschaften Frankens Ziel von Exkursionen der MGG, zuletzt 2018 im Rahmen einer Fahrradexkursion mit Standort Gemünden/Main, von wo aus die waldreichen, hügeligen Randlandschaften von Spessart und südlicher Rhön im sog. „nördlichen Maindreieck“ erkundet wurden. Die diesjährige Fahrradexkursion in das südöstlich anschließende „südliche Maindreieck“ führte in eine Landschaft, die außerhalb des vorherrschend dem Weinbau vorbehalten Maintals überwiegend durch lößüberwehte, landwirtschaftlich intensiv genutzte Hochflächen geprägt ist und die im Sinne der naturräumlichen Gliederung als *Innere Gäuhochfläche im Maindreieck* den intensiv ackerbaulich genutzten *Mainfränkischen Platten* zugeordnet wird. Sie unterscheiden sich damit stark von den benachbarten reliefreichen und überwiegend bewaldeten Höhenzügen, die geologisch durch den Buntsandstein im Westen (Spessart) sowie den Sandsteinkeuper im Osten (Haßberge, Steigerwald) geprägt sind.

Als ideales Quartier erwies sich das *InHotel Mainfranken* in Marktbreit, ein ehemaliges Schulgebäude, das in den letzten Jahren zu einem Tagungshotel mit einer idealen Infrastruktur für Radtourismus umgebaut wurde.



Abb. 1: Das *InHotel Mainfranken* – unser Exkursionsquartier (Foto: © H. Dany)

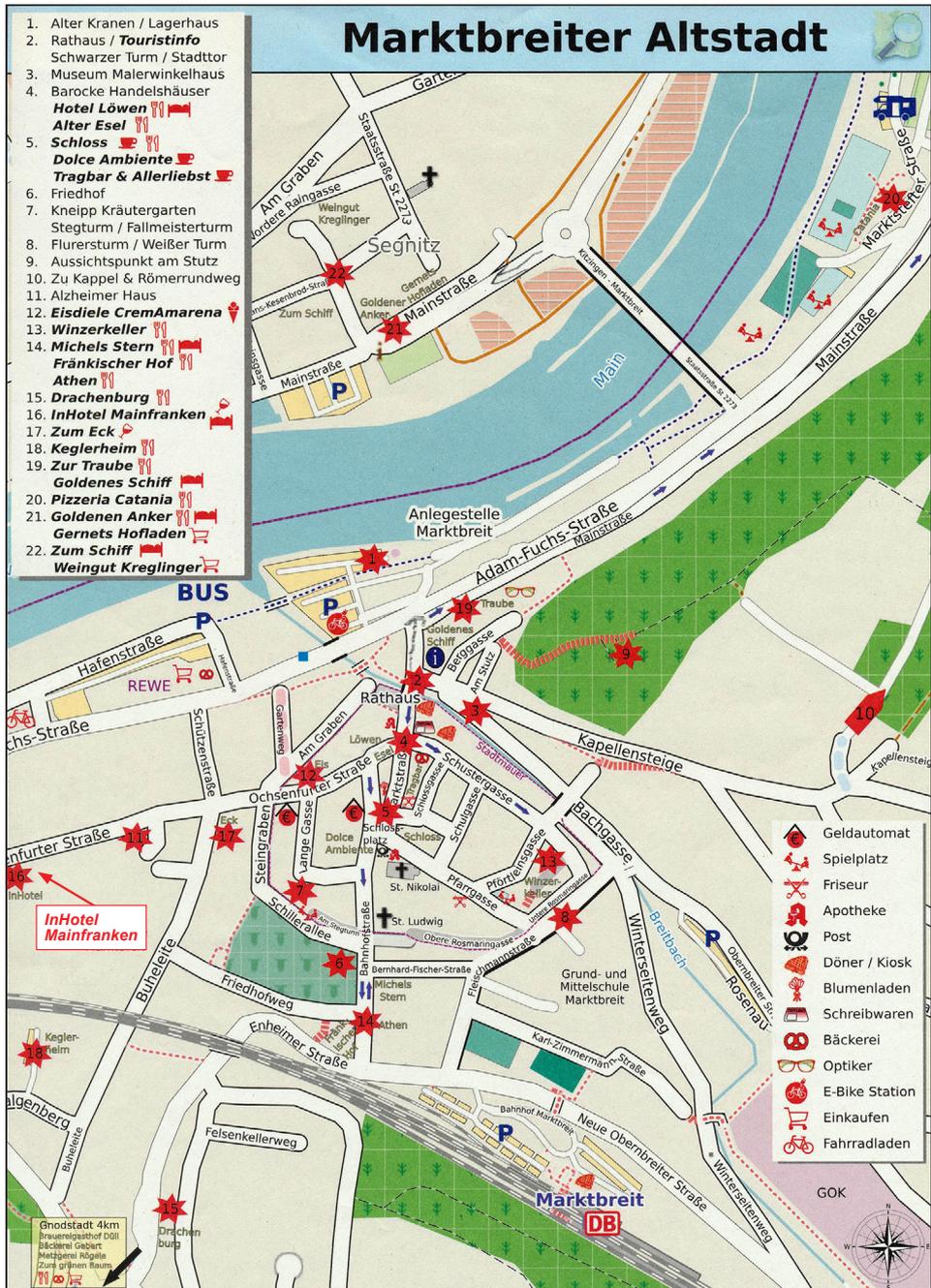


Abb. 2: Touristischer Übersichtsplan über die Marktbreiter Altstadt
(Quelle: Touristinfo Marktbreit)

An der Exkursion nahmen teil:

Beber, Gerhard	Köhler, Benno	Rekowski, Elke
Dany, Heidi	Kuba, Peter, Dr.	Rekowski, Peter, Dr.
Dany, Hermann	Kuba, Sigrid	Rösser, Gudrun
Donges, Hans-Joachim	Maas, Angelika	Saalbach, Claudia
Dukat, Ulrike	Maas, Karl-Otto	Schulz, Uwe
Eisenack, Karin	Majewski, Irene von	Stein, Reinhild
Hermann, Rainer	Merte, Dieter	Stump, Heinz-Jürgen
Kim-Mattes, Hye-Young	Pletsch, Alfred, Dr.	Watz, Ulrike
Köhler, Angelika	Pletsch, Erika	

Zur Einordnung des Standorts sei ein kurzer Überblick über die Lage und die Stadtgeschichte vorangestellt. Die Stadt Marktbreit liegt im tief in den Muschelkalk eingeschnittenen Tal des Breitbachs an dessen Mündung in den Main. Die wenigen Ackerflächen Marktbreits liegen im Osten und Westen des Ortes mit seiner ziemlich kleinen Gemarkung auf der Hochebene des Fränkischen Gäulandes.

Die Entwicklung der Stadt wurde schon seit frühester Zeit durch ihre Lage am Main geprägt. Davon zeugen nicht zuletzt die Spuren eines Römerlagers, die im Jahre 1985 im Zuge von Ausgrabungen auf dem nahegelegenen Kapellenberg entdeckt und als ein früh römisches (augusteisches) Lager für zwei Legionen mitten im germanischen Siedlungsgebiet identifiziert wurden. Erstmals erwähnt wurde der Ort 1266 in einer Urkunde eines Grafen von Castell als „*broite inferior*“, das heißt Unter- oder Niedernbreit. Als „Marktbreit“ wird er 1567 erstmals urkundlich genannt, nachdem ihm 10 Jahre zuvor durch den römisch-deutschen König Ferdinand I. das Marktrecht verliehen worden war. In der Folge kam es zu einer ersten Blütezeit unter der Orthserrschaft Georg Ludwigs von Seinsheim (1514–1591), wovon bis heute im Zentrum der Stadt das 1580 errichtete *Seinsheimsche Schloss* ein beredtes Zeugnis ablegt. 1618 gab es in Marktbreit 268 Haushalte. 1643 wurde es geplündert und Opfer einer Pestepidemie, die 800 Menschenleben forderte. Der vorher blühende Marktort am Main verödete daraufhin für mehr als ein Jahrhundert.

Ab dem frühen 18. Jahrhundert profitierte Marktbreit vorübergehend von einem allmählichen Bedeutungszuwachs der Mainschiffahrt. Die günstige geografische Lage am südlichsten Punkt des Mains erwies sich als deutlicher Standortvorteil, nicht zuletzt dadurch, dass sich von hier aus die kürzeste Überlandverbindung zur Donau ergab. Mit der Erschließung Frankens durch die Eisenbahn ab Mitte des 19. Jahrhunderts ging die Bedeutung der Mainschiffahrt und des Fuhrbetriebs zwischen Main und Donau allerdings wieder stark zurück, was nicht ohne Auswirkungen auf die weitere Entwicklung der Stadt geblieben ist. Hinzu kam, dass mit dem intensiven Ausbau der Verkehrsinfrastruktur im Maintal die Erreichbarkeit größerer Versorgungszentren, allen voran das nur rd. 20 km entfernte Würzburg, wesentlich verbessert wurde,

was erneut einen Bedeutungsverlust für die örtliche Handels-, Gewerbe- und Versorgungsstruktur zur Folge hatte. Heute erfüllt Marktbreit mit seinen rd. 4000 Einwohnern die Funktion eines Unterzentrums im südlichen Maindreieck.

Donnerstag, 08.06: Die Kirchenburgen Mainfrankens (Radelstrecke 30 km)

Nachdem unsere Gruppe schon am Spätvormittag einquartiert werden konnte, war der **Nachmittag des ersten Exkursionstages** den Kirchenburgen im Umland von Marktbreit gewidmet und damit einem Thema, das insgesamt in Mainfranken interessante Einblicke in die historische Entwicklung bietet. Als Kirchenburg werden üblicherweise die Befestigungen um einen Kirchhof bezeichnet, die im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit von der Bevölkerung als Rückzugsort bei kriegerischen Auseinandersetzungen und als Lagerort für Vorräte genutzt wurden (Funktion einer Fliehburg). Die Kirchenburg kann aus Mauern, Gräben und Türmen bestehen. Weist die Kirche selbst solche Verteidigungsfunktionen auf, spricht man von einer Wehrkirche. Die Kirche ist dabei üblicherweise von einer Mauer umgeben, die mit Wehrgängen und Wehrtürmen oder mit Gaden ausgestattet ist (vgl. Textfeld T1). Eine Kirchenburg ist meist eine Kombination aus einer Wehrkirche, deren Verteidigungsmauern lediglich die Kirchenmauern selbst sind, mit einem befestigten Wehirkirchhof. Während eine Wehrkirche ein Einzelgebäude ist, ist eine Kirchenburg ein Gebäudekomplex. Fälschlich werden die Begriffe manchmal synonym verwendet.

Besonders häufig findet man Kirchenburgen in historischen Grenzregionen wie Franken, Niederösterreich, Kärnten, der Steiermark, der Mark Krain sowie in Siebenbürgen. Auch in Südfrankreich entstanden Kirchenburgen zum Schutz vor der Piraterie der Sarazenen, während in Italien hochgelegene Wehrdörfer häufiger sind. Insbesondere in Siebenbürgen, seit dem 12. Jahrhundert Siedlungsgebiet der Siebenbürger Sachsen in Rumänien, gibt es weit über hundert Kirchenburgen, von denen einige zum UNESCO-Weltkulturerbe erklärt wurden (Birthälm/ Biertan, Kelling/ Calnic,

T 1: Gaden

Der Ausdruck **Gaden** bezeichnet in der Architektur ein einräumiges Haus oder eine einzelne Räumlichkeit. In Deutschland begegnen uns die Gaden im Zusammenhang mit befestigten Kirchen (auch: Kirchenburg, Wehrkirche) besonders in Süddeutschland. An die Außenmauern der Kirchenburg waren an der Innenseite (außen fensterlose) Lagerräume angefügt, in denen man in ruhigen Zeiten im Notfall, in unruhigen Zeiten ständig, die Erntevorräte sicher aufbewahrte. Innerhalb der Mauern befand sich gewöhnlich auch der Friedhof, über den dann auch die Zufahrten zu den Gaden führten. Im 17. Jahrhundert beschreibt ein Chronist Gaden als *„wohlverwahrte Keller, Gewölbe und Kammern, welche die Einwohner des Orts erblich besitzen und bey Kriegsläufften ihre besten Waaren darinn aufheben weil man ehedessen vor geweihten Orten mehr Scheu getragen und sie mit Rauben und Plündern verschonet hat“*. Die Befestigung von Kirchen bedurfte der bischöflichen Genehmigung, insofern war die Errichtung der Lagerräume (Gaden) um die Kirche herum wohl auch eine geschickte Umgehung der kirchlichen Vorschrift. (Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Gaden>, auszugsweise)

Wurmloch/Valea Viilor, Dersch/Darjiu, Deutsch-Weißkirch/Viscri, Keisd/Saschiz und Tartlau/Prejmer). Erbaut wurden sie, um sich gegen die häufig wiederkehrenden Türkeneinfälle zu verteidigen.

Die heutzutage noch erhaltenen Kirchenburgenanlagen entstanden vorwiegend ab dem 15. Jahrhundert. Die Dörfer hatten, im Gegensatz zu den Städten, meist nicht das Geld, um Wehranlagen rings um das Dorf zu errichten. Sie waren aber nicht minder den kriegerischen Auseinandersetzungen ihrer Landesherren und damit auch Überfällen und Plünderungen ausgesetzt. Auch größere Räuberbanden waren eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Die Kirche, oft der einzige Steinbau im Ort, war am ehesten geeignet, um sich darin zu verteidigen. So entstanden die unterschiedlichen Formen, vom befestigten Wehrfriedhof über einfache Wehrkirchen bis zur Kirchenburg. Besonders in Franken sind die Kirchen mit Gaden umgeben, die als Speicher dienten, wodurch man eine mehrtägige Belagerung überstehen konnte.

Erste konkrete Beispiele von Kirchenburgen konnten wir während unserer nachmittägliche Radeltour in Obernbreit und Tiefenstockheim kennenlernen. Während in Obernbreit nur wenige Überreste der Kirchenburg erhalten sind, vermittelt Tiefenstockheim aufgrund umfangreicher Restaurierungsarbeiten in den letzten Jahren einen guten Eindruck von der ursprünglichen Anlage. Der Ort wird im 12. Jahrhundert unter den Besitzümern des Domkapitels Würzburg erstmals urkundlich genannt. Über die Kirchenburg findet sich 1330 ein erster urkundlicher Eintrag im Lehenbuch des Hochstifts Würzburg. Im Jahre 1475 bekam der Dompropst das sog. Öffnungsrecht, was bedeutete, dass er bei Gefahr in der Kirchenburg Zuflucht suchen durfte. Weiterhin berichten Unterlagen aus dem 16. Jahrhundert von 13 Gaden und Kirchhäusern sowie sechs Kellern. Die Kirchenburgenanlage wurde nach umfänglichen Renovierungsarbeiten im Jahr 2002 der Öffentlichkeit übergeben. Aus ehemals fünf Gaden entstand ein Dorfgemeinschaftszentrum, das heute Raum für Veranstaltungen aller Art bietet.

Unser Rundgang durch die Kirchenburg wurde jäh unterbrochen durch einen heftigen Regenguss, der uns zum fluchtartigen Verlassen der Anlage zwang. Zuflucht fanden wir in einem gegenüberliegenden Gehöft, wo man wohl schon angesichts der bedrohlichen Bewölkung vorsorglich für uns das Hofort geöffnet hatte – ein beeindruckender Beweis fränkischer Gastlichkeit.

Die ungeplante Unterbrechung brachte unser Nachmittagsprogramm erheblich durcheinander. Wegen Terminvereinbarungen in Mönchsondheim musste so der Besuch der Kirchenburgenanlage von Markt Herrnsheim gestrichen werden, was insofern bedauerlich war, als diese Anlage in ihrem historischen Zustand noch nahezu vollständig erhalten ist.

Dies trifft aber auch auf **Mönchsondheim** zu, dem wir uns dann etwas ausführlicher widmen konnten. Der Ort liegt in einer Senke des südwestlichen Steigerwaldvorlandes und wird vom Breitbach durchflossen. Interessant ist die Etymologie des Ortsnamens mit den Bestandteilen Mönch, -sond und -heim, was auf Ursprung und

Entwicklung der Niederlassung schließen lässt. Ortsnamen mit der Endung -heim verweisen auf eine Gründung des jeweiligen Ortes zur Zeit der Fränkischen Landnahme (5. bis 8. Jh. n. Chr.). Zum ersten Mal wurde der Ort im Jahre 1100 in einer Urkunde des Klosters St. Stephan in Würzburg erwähnt. Ende des 13. Jahrhunderts gelangte das Dorf in den Besitz des Klosters Ebrach. Obwohl das Kloster die Dorfherrschaft bis zur Säkularisation 1803 besaß, nahmen die Bewohner die evangelische Konfession an. Sie unterstellten sich 1533 dem Schutz der Markgrafen von Brandenburg-Ansbach. Diese Schutzherrschaft und die Hoheitsrechte des Klosters führten immer wieder zu Streitigkeiten. Als 1803 die Abtei Ebrach aufgelöst wurde, wechselte der Ort über die kurfürstlich-bayerische zur markgräflichen und dann französischen Herrschaft. 1806 kam Mönchsondheim schließlich zum Königreich Bayern. Im Rahmen der Gebietsreform in Bayern wurde der Ort 1972 nach Iphofen eingemeindet.

Unser Interesse konzentrierte sich auf die Kirchenburg, über die wir im Rahmen einer vereinbarten Führung informiert wurden. Die Anlage umfasst die befestigten Bereiche des Kirchhofes um die evangelisch-lutherische Kirche St. Bonifatius und gilt als eine der besterhaltenen ihrer Art in Franken. Die beiden Straßen „An der Kirchenburg“ und „Bergstraße“ bilden einen Ring um die Anlage im Zentrum des Dorfes. Anders als bei vielen benachbarten Kirchenburgen entstand in Mönchsondheim keine (sonst üblichere) rechteckige Anlage, sondern ein unregelmäßiges Vieleck (Abb. 3).

Einleitend zur Führung wurde noch einmal betont, dass die Kirchenburgen auf die Bedrohungen im Mittelalter zurückgehen. Während sich Städte und reichere Dörfer mit einer Ringmauer umgaben, befestigten ärmere Gemeinden lediglich den Kirchhof, der früher meistens zugleich als Friedhof diente. Spätestens um 1400 war der Mönchsondheimer Kirchhof befestigt. Besonders bemerkenswert ist dabei die Tatsache, dass die Kirchenburg zumindest im Torbereich von einem Graben geschützt wurde, der wie ein echter Burggraben mit Wasser gefüllt war.

Die Kirche im Zentrum der Anlage bot mit ihrem Turm gleichzeitig einen Aussichtspunkt, um mögliche Angreifer rechtzeitig erspähen zu können. So war es für die Mönchsondheimer Kirchenburg besonders tragisch, als der Turm der Bonifatiuskirche und mit ihm ein Teil des Gotteshauses 1638 zerstört wurde. Allerdings hatte die Anlage zu diesem Zeitpunkt ihre militärische Bedeutung weitgehend eingebüßt, weil die Mauern neuesten Geschützen ohnehin nicht mehr standhalten konnten.

Gleichwohl hielt die Gemeinde die Kirchenburg weiter instand und ließ 1698 sogar ein neues Torhaus erbauen. Dies wohl vor allem deshalb, weil in den Kirchhäusern, die eng um die Kirche im Inneren an die Ringmauern angebaut wurden, die Vorräte der Mönchsondheimer gelagert werden konnten. Während des 18. Jahrhunderts wurden die Kirchhäuser und Gaden umfangreich erneuert und weiterhin von der Bevölkerung als Vorratsräume genutzt, wenngleich ihre diesbezügliche Bedeutung allmählich schwand. Vor diesem Hintergrund wurde 1975 entschieden, die nach wie vor noch von Privatleuten genutzte Anlage in ein Freilichtmuseum umzuwandeln, das fortan als historisches Baudenkmal unter besonderen Schutz gestellt wurde.

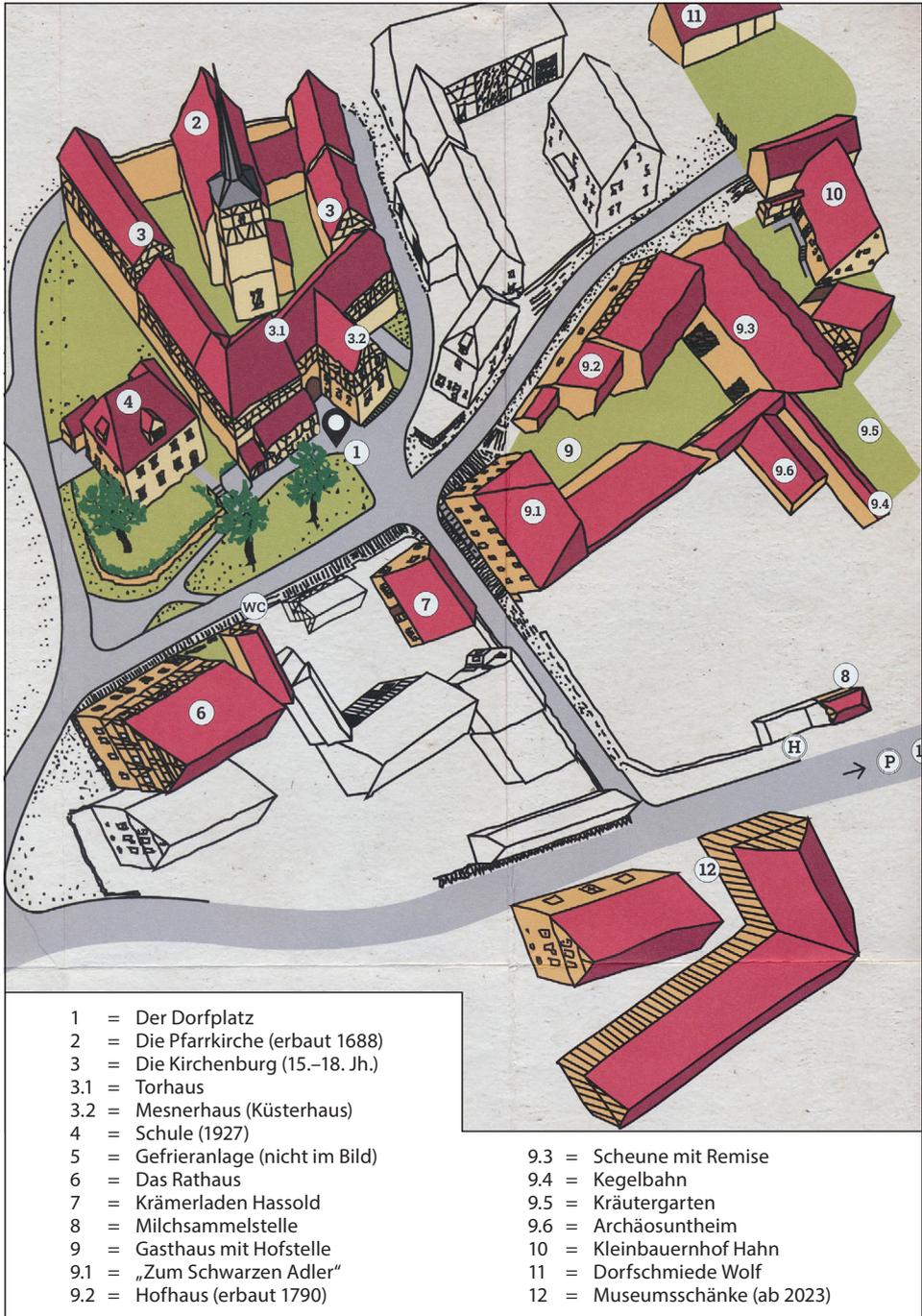


Abb. 3: Grundplan des Kirchenburgmuseums Mönchsondheim
 (Quelle: Flyer des Freilandmuseums Kirchenburg Mönchsondheim)



Abb. 4: Der Eingang zur Kirchenburg Mönchsondheim mit dem Torhaus und dem sog. Mesnerhaus (Küsterhaus) (Quelle: © KIBU-Museum Mönchsondheim, autorisiert)

Den Eingang zur Kirchenburg bildet im Osten der Anlage das sogenannte Torhaus (Abb. 4), in dem heute, wie in den anderen Bauelementen, Teile der Ausstellung des Kirchenburgmuseums untergebracht sind. Das Haus präsentiert sich als Bruchsteinbau, auf den ein Fachwerkobergeschoss aufgesetzt wurde. Ein spitzbogiges, hölzernes Tor mit Schlupfporte bildet den Zugang. Die gesamte Befestigung ist mit hohen Mauern umgeben. Besonders deutlich wird dies im Westen der Burg, wo keine Kirchhäuser an die Mauern angebaut wurden. Hier bildet das Langhaus der Kirche mit den Mauern eine Einheit. Mehrere Schießscharten in der Ummauerung unterstreichen den ehemaligen Wehrcharakter der Kirchenburg. Besonders bemerkenswert sind jedoch die zumeist zweigeschossigen Kirchhäuser, die sich bereits aufgrund ihrer Geschossanzahl und Höhe von denen der meisten anderen Kirchenburgen in der Umgebung unterscheiden. Sie gehen zumeist auf das 18. Jahrhundert zurück. Allerdings bezog man erhaltene Reste der Vorgängerbauten, wohl zumeist eingeschossige Gaden, mit in die neue Bebauung ein. Vorgezogene, rundbogige Kellerhalse mit Pultdächern machen deutlich, dass alle Kirchhäuser ehemals wohl unterkellert waren. Analog zum Torhaus wurden die Erdgeschosse überwiegend in Bruchsteinbauweise, die Obergeschosse fast ausschließlich in Fachwerkarchitektur ausgeführt.

Während unseres Besuchs hatte sich leider der Himmel erneut eingetrübt. Mit Hilfe der Wetter-App wurden unsere Chancen für eine „trockene Rückfahrt“ von den IT-Spezialisten der Gruppe unterschiedlich bewertet. Nach einigem Zögern fiel schließlich die Entscheidung, nicht länger zu warten und auf dem möglichst kürzes-

ten Weg das Wagnis der Rückfahrt einzugehen, wobei der vorgesehene Besuch der Kirchenburg in Markt Willanzheim kurzerhand gestrichen wurde. Dies war insofern bedauerlich, weil die Anlage mehrere Besonderheiten aufweist, z. B. die erhöhte Lage im Dorfmittelpunkt oder den sog. zweigeschossigen Rathausgaden, dessen Bauzeit aufgrund dendrochronologischer Untersuchungen auf das Jahr 1303 datiert werden konnte. Ein Doppeltor aus dem Jahr 1582 leitet zum Rathaus über, das sich zur Straße hin zweigeschossig erhebt. Es ist ebenfalls Teil der Anlage. In dem Tor befindet sich eine Messstelle mit historischen Maßbändern.

Der Zeitgewinn durch die Streichung dieses Besichtigungspunktes reichte immerhin aus, um vor dem nächsten Regenguss wieder Tiefenstockheim zu erreichen, wo das Tor zu unserem frühnachmittäglichen Refugium noch immer offen stand. Es schien, als hätten wir damit den Unbilden des Wetters ein weiteres Schnippchen geschlagen. Die Entscheidung, während einer Regenspause dann die Reststrecke von 5 km für die Heimfahrt zu nutzen, stellte sich aber als fatal heraus. Schon kurz nach Verlassen des Ortes setzte der Regen wieder ein, so dass wir letztlich ziemlich durchnässt unser Quartier erreichten. Nicht unbedingt ein „Auftakt nach Maß“ für eine Fahrradexkursion.

Freitag, 09.06: Das Maintal zwischen Marktbreit und Volkach (Radelstrecke 75 km)

Ein Wetterumschwung brachte dann über Nacht Entspannung an der Wetterfront – für den Rest der Exkursion war blauer Himmel garantiert. Das Tagesprogramm begann mit einem kurzen Besuch des nur wenige Kilometer mainaufwärts von Marktbreit gelegenen alten Hafens von **Marktstef** (bis 1726 *Hafen Steft*). Der Flusshafen am Main gilt als der älteste in seiner ursprünglichen Form erhaltene in Bayern. Seine Entstehung geht auf die wirtschaftliche Konkurrenz zwischen dem katholischen Fürstbistum Würzburg und der lutherischen Markgrafschaft Brandenburg-Ansbach zurück. Seit 1448 gehörte Steft zum Einflussbereich der Markgrafen. Der Ort stand allerdings lange Zeit im Schatten des bedeutenderen Kitzingen, das bereits im Mittelalter einen Anlandungsplatz für Nachen am Main besaß und ebenfalls Teil der Markgrafschaft war. Als es dem Hochstift Würzburg im Jahr 1629 gelang, das verpfändete Kitzingen zum Fürstbistum zurückzuholen, stieg Steft über Nacht zum wichtigsten Besitz der Markgrafen am Main auf.

Im Jahr 1700 setzten die Beamten der Markgrafen die Würzburger Hofkammer davon in Kenntnis, dass man beabsichtige, in Steft eine Manufaktur und eine Schifffahrt einzurichten. Würzburg protestierte bei der markgräflichen Regierung in Ansbach. Zunächst gelang es, den großen Nachbarn zu beruhigen, indem man betonte, die Baulichkeiten würden lediglich als Spielerei „zum Vergnügen und zur Versorgung der Hofhaltung“ eingerichtet. Erst ab 1711 begann man, sich von der ursprünglichen Konzeption zu entfernen und den Hafen auch militärisch zu nutzen. In diesem Jahr wurden Schiffsbauer, Schreiner und Bildhauer nach Steft beordert, um die Anlage auszubauen. Parallel wurde die markgräfliche Flotte aus dem löwensteinischen Wert-

heim nach Marktstef verlegt. Zunächst war ein Schutz der Hafenanlagen durch Faschinen geplant, allerdings machte ein Hochwasser im Jahr 1733 Sicherungen durch eine Mauer aus Quadersteinen notwendig. Bis 1743 erweiterte man diese Mauer, wobei später drei Eisböcke vor der nördlichen Hafeneinfahrt eine weitere Barriere bildeten und gleichzeitig der Versandung vorbeugten.

Der Ausbau war mit diesen Maßnahmen aber nicht abgeschlossen. 1740 entstand ein erstes Lagerhaus in Hafennähe. Innerhalb der nächsten Jahre entwickelte sich das Gebiet am Hafen zu einem vielgestaltigen Ensemble, in dem neben den Häusern zur Lagerung der Produkte auch mehrere Waagen, Wohngebäude für die Arbeiter und ein Holzkran Aufstellung fanden. Der Kran wurde 1764 durch ein steinernes Pendant ersetzt. Die Lage des Hafengeländes im Hochwassergebiet führte in der Folgezeit mehrfach zu teilweise erheblichen Schäden in den Lagerhäusern und den dort untergebrachten Waren. So zerstörte 1784 ein Hochwasser weite Teile des Hafens. Ein Jahr später trieb die Schnellwaage von Marktstef bei Hochwasser bis nach Eibelstadt und zerstörte ein Lagerhaus. Die häufigen Hochwasser waren auch der Grund dafür, warum dem Hafen Marktstef letztlich nur eine kurze Blüte beschert war.

Neben der kommerziellen war der Hafen von Marktstef zeitweilig auch von militärischer Bedeutung, unter anderem zur Verschiffung markgräflicher Soldaten als Söldner in die Neue Welt. So gingen etwa zwischen 1777 und 1782 vom Marktstefter Hafen aus über 1000 Soldaten in Richtung Amerika an Bord, um im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg auf Seiten der Engländer zu kämpfen. Auch während der Napoleonischen Kriege diente der Hafen als Verladeort für Truppen. Mit dem Übergang

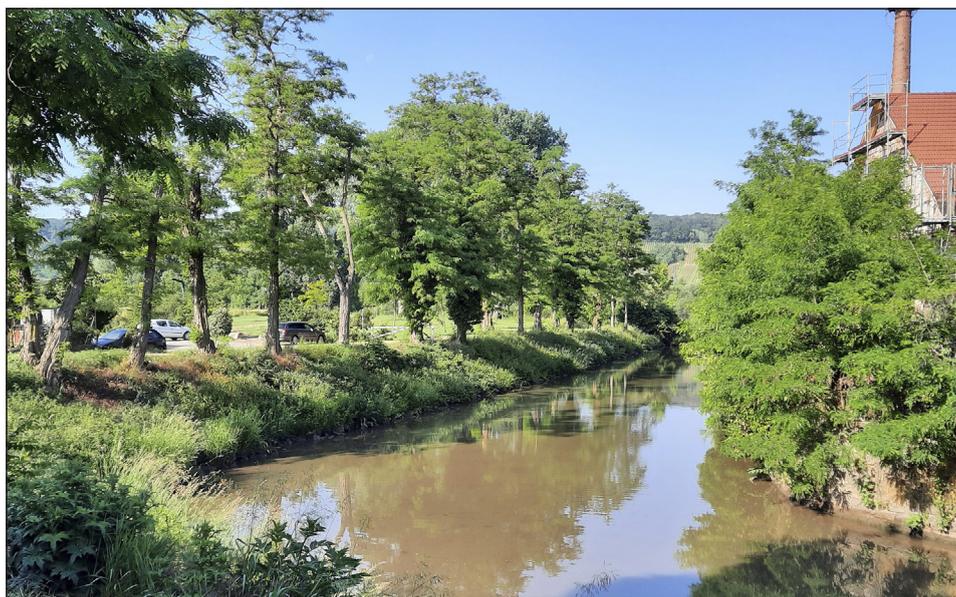


Abb. 5: Teilansicht des historischen Hafenbeckens in Marktstef (Foto: © R. Stein)

des Fürstentums Ansbach an Bayern im Jahr 1814 verlor der Hafen von Marktstef dann aber sowohl kommerziell als auch militärisch rasch an Bedeutung und verfiel zusehends. Der Bau der Bahnstrecke Fürth-Würzburg über Marktbreit bedeutete das endgültige Aus. Fortan wurden zeitweise nur noch die Schiffe des Flussbauamtes Würzburg zum Überwintern hier abgestellt, später wurde auch diese Nutzung aufgegeben. Im großen Lagerhaus blieb bis 1857 noch das Hauptzollamt Marktstef untergebracht, das an die alte Grenzlage des Ortes erinnerte. Im 20. Jahrhundert geriet der Hafen weitgehend in Vergessenheit. Von der ehemaligen Anlage ist heute lediglich das gemauerte Hafenbecken erhalten, das vom Main abzweigt und sich in einem Bogen nach Norden wendet (Abb. 5). Von dem 1764 erbauten steinernen Kranen, der bis in die 1970er Jahre noch nahezu vollständig bestand, sind inzwischen nur noch die Fundamente erhalten.

Nächstes Exkursionsziel an diesem Vormittag war die Benediktinerabtei und Stiftskirche St. Felicitas in **Münsterschwarzach**, wo wir im Rahmen einer Filmpräsentation mit anschließender Führung in die Geschichte der Abtei, die heute als das wichtigste Zentrum der Benediktiner in Deutschland gilt, eingeführt wurden. Demnach wurde das Kloster an der Mündung der Schwarzach in den Main bereits im Jahr 780 vom karolingischen Herrscherhaus als Frauenstift gegründet, allerdings nach rund einhundert Jahren 877 wieder aufgelöst. Obwohl in der Folgezeit Bischof Arn von Würzburg den Besitz aufgrund eines Erbversprechens Ludwig des Deutschen für sich beansprucht, zieht 816 der Konvent eines Benediktinerklosters ein, was zu langen Rechtsstreitigkeiten mit den Würzburger Bischöfen führt, letztlich 993 aber zu deren Gunsten entschieden wird. Als Konsequenz erlischt das monastische Leben im „*Monasterium Suarza*“, dem „*Kloster an der Schwarzach*“ abermals.

Nach der Jahrtausendwende setzt jedoch unter der Würzburger Herrschaft eine neue Blütephase ein. 1002 besiedelt der Würzburger Bischof Heinrich I. das verlassene und verwüstete Kloster Schwarzach mit Mönchen aus der Regensburger Abtei St. Emmeran. Abt Wolfher (1026–1047) erwirbt in Regensburg die Reliquien der römischen Märtyrin Felicitas und erhebt sie zur Patronin von Kirche und Kloster. Als wirklicher zweiter Gründer von Schwarzach gilt indessen Bischof Adalbero (1045–1090), der 1047 aus dem lothringischen Reformkloster Gorze (bei Metz) Abt Egbert mit einigen Mönchen holen lässt. Baumaßnahmen wie die Errichtung einer Schule, eines Spitals und der Neubau der Stiftskirche machen die neue Blüte des Klosters sichtbar. 1074 kann die neue Stiftskirche mit zweitürmigem Westwerk und oktagonalem Chorturm, die sogenannte „Egbert-Basilika“, geweiht werden. Eine letzte mittelalterliche Blütezeit beginnt mit Abt Dietrich I. aus Hirsau. Er bringt 1136 die dortige Klosterreform (vgl. Textfeld T2) nach Münsterschwarzach, wie das Kloster zum Unterschied zur von ihm gegründeten „*Civitas*“ Stadtschwarzach nun genannt wird.

Diese Blütezeit war jedoch wiederum nicht von langer Dauer. Die Würzburger Fürstbischöfe können im 13. Jahrhundert alle Vogteirechte über die Güter und Dörfer des Klosters von den vorherigen Schirmvögeln, den Grafen von Castell zurückgewin-

T 2: Hirsauer Reform

Die „Cluniazensische Reformbewegung“ erfasste auch dt. Klöster, die sich teils nur den monastischen Reformansatz, teils auch die kirchenpolitischen Ziele der Gregorianischen Reform zu eigen machten. Vorreiter der letzteren war das Kloster Hirsau im Schwarzwald, dessen Abt Wilhelm (reg. 1069–91) im Investiturstreit offen für Papst Gregor VII. und gegen Heinrich IV. Partei ergriff. Der mit Abt Wilhelm befreundete Ulrich von Zell stellte um 1080 die Hirsauer Reform-Konstitutionen (*Consuetudines Hirsaugienses*) auf. Von da an zogen die Hirsauer Prediger durch die deutschen Lande (vor allem Schwaben, Franken, Bayern, Hessen, Thüringen, Österreich, Elsaß) und polemisierten gegen die kaiserliche Partei, gegen das Vogtwesen und gegen die Vergabe von Klostergut an Laien. Die Aufnahme von Laienbrüdern und Oblaten wurde nachdrücklich gefördert. Über 100 Klöster traten der Hirsauer Reformbewegung bei, eine eigene Kongregation bildete sich jedoch nicht. Nach dem Ende des Investiturstreits (1122) verebbte der Reformeifer, die Bedeutung Hirsaus ging zurück. 1458 trat die Abtei der Bursfelder Reform-Kongregation bei. Die Reformgesinnung kommt auch in der Hirsauer Bauschule zum Ausdruck, die streng und schlicht durchgebildete, flachgedeckte Kirchenräume ohne Krypta hervorbrachte (Alpirsbach, Paulinzella u. a.). (Quelle: https://www.mittelalter-lexikon.de/wiki/Hirsauer_Reform)

nen. Bei den kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen dem Haus Castell und den Fürstbischöfen wird die jetzt völlig von Würzburg abhängige Abtei in den Jahren 1228, 1266 und 1282 in Schutt und Asche gelegt. Zum damit verbundenen wirtschaftlichen Niedergang der Abtei kommen im 14. Jahrhundert noch innere Wirren, die auch im 15. Jahrhundert anhalten. Selbst die Abschaffung des Adelsprivilegs bei Neuaufnahmen führt zu keiner Besserung.

Erst nach dem 1480 erfolgten Anschluss an die Bursfelder Kongregation (vgl. Textfeld T3) gelingt es, das geistige Leben zu erneuern. Wirtschaftlich erfolgt aber der Aufschwung wegen weiterer Zerstörungen im Bauernkrieg, im Schmalkaldischen Krieg und im Zweiten Markgräflerkrieg erst unter Abt Johannes Burckhardt (1563–1598). Der Dreißigjährige Krieg und drei völlig unfähige Äbte bringen die Abtei von 1598 bis 1646 erneut an den Rand des Zusammenbruchs. Zwar kehren 1636 einzelne Mönche in die von den Schweden verschonten Gebäude der Abtei zurück, aber erst mit

T 3: Bursfelder Reform-Kongregation („Bursfelder Union“)

1433 erstellte Abt Johannes von Dederoth von Bursfelde zusammen mit Abt Johannes Rode von St. Martin in Trier eine neue Klosterregel. Diese war nach der Benediktinerregel und nach den Regeln der Kartäuser und der Augustiner-Chorherren ausgerichtet und wurde 1459 durch Papst Pius II. (1458–64) bestätigt. Die der Bursfelder-Kongregation angehörenden Klöster hatten gleiche Observanz bei anderweitig völliger Unabhängigkeit. Alle amtierenden Äbte und Priore der 1469 36 Klöster umfassenden Kongregation hatten am jährlichen Generalkapitel teilzunehmen, dessen ständiger Vorsitzender der Abt von Bursfelde war. Zur Wahl des Bursfelder Abtes entsandten alle zugehörigen Klöster einen Abgeordneten (Offizial). Der Abt von Bursfelde unternahm zwischen den Kapiteln Visitationsreisen zu den Klöstern. Zu den Freunden und Förderern der Bursfelder Kongregation gehörte u. a. auch Nikolaus Cusanus (1401–1464). (Quelle: https://www.mittelalter-lexikon.de/wiki/Bursfelder_Reform-Kongregation)

Abt Remigius Winckel (1646–1654) gelingt ein neuer Aufschwung. Als er stirbt, hat das Kloster wieder 20 Konventualen. Die nachfolgenden Äbte Benedikt Weidenbusch (1654–1672) und Placidus Büchs (1672–1691) konsolidieren die Phase der wirtschaftlichen Erholung, dies trotz eines Großbrands der Ökonomiegebäude mit der eingelagerten Ernte von 1677.

Abt Augustin Voit (1691–1704) nutzt die gute wirtschaftliche Lage für einen baulichen Neubeginn. In der Egbert-Basilika verwirklicht er ein barockes Ausstattungsprogramm. 1696 lässt er vom Würzburger Baumeister Valentino Pezzani den Klosterneubau beginnen. Pezzani erstellt, sicher schon auf der Grundlage einer barocken Gesamtplanung, den südwestlich der Kirche liegenden und parallel zu ihr laufenden dreigeschossigen Gästeflügel, dann, bis 1704, in gleicher Flucht den südlichen Konventsflügel mit Kreuzgang. Nach dem Tod des Abtes 1704 ruhen die Bauarbeiten. Die Jahreseinnahmen der Abtei fallen wegen der Beteiligung der Würzburger Fürstbischöfe am Spanischen Erbfolgekrieg und den damit verbundenen Kriegskontributionen auf 8000 Gulden. Erst Abt Januarius Schwab (1717–1742) wagt einen Neubeginn. Er beruft 1718 den Würzburger Hofbaumeister Joseph Greissing (1684–1721).

Greissing legt einen neuen Plan vor, der nebst einem Kirchenneubau die Erweiterung der Konventsbauten um eine östliche dreigeschossige Ehrenhofanlage vor einem von Nord nach Süd verlaufenden Hauptflügel von 120 Metern Länge vorsieht. Im Hauptflügel betont der markante Mittelrisalit die Achse sowohl des südlichen, bis 1704 errichteten Gäste- und Konventflügels als auch des Ehrenhofes. Wie die Kopfpavillons des Ehrenhofes ist dieser Mittelrisalit, der die Bibliothek beherbergt, viergeschossig. Das Vorbild Ebrach ist unverkennbar, nur ist Münsterschwarzach um einiges größer. Es sollte die größte Klosteranlage im Bistum werden. Im März 1718 beginnen die Bauarbeiten mit dem Abbruch des erst 1672 an den Ostabschluss der Egbert-Basilika angefügten Winterchors und des östlichen Konventflügels. Gleichzeitig lässt Greissing den Hauptchor der Egbert-Basilika abbrechen, da bereits eine offensichtlich akzeptierte Kirchenneubau-Planung vorliegt. Er kann bis Ende 1718 den dreigeschossigen und 50 Meter langen nördlichen Teil des Hauptflügels, mit dem Winterchor in der Achse der neuen Kirche, im Rohbau fertig stellen. 1719 folgt der Ausbau und 1720 kann der nördliche Ehrenhofflügel ergänzt werden. 1721 wird der Mittelrisalit mit der Bibliothek gebaut, in diesem Jahr stirbt der Baumeister Greissing. Da das Bauvorhaben nicht im Generalakkord vergeben worden ist und der Abt von Anfang an den Cellerar Pater Felix Breuning als Bauinspektor einsetzt, leitet dieser jetzt die Arbeiten am südlichen Teil des Hauptflügels und am südlichen Ehrenhofflügel, die bis 1726 dauern.

Der Neubau der Stiftskirche 1727–1743 verbindet sich aufs engste mit dem Namen Balthasar Neumanns (1687–1753). Als dieser als Fähnrich der Artillerie in Ebrach bei Joseph Greissing als „Architekturpraktikant“ arbeitete, dürfte er kaum geahnt haben, dass er zehn Jahre später die Arbeit seines Arbeitgebers und Lehrmeisters in Münsterschwarzach fortsetzen sollte. Abt Januarius beruft ihn 1725 zum Neubau der Stiftskirche. Neumann ist inzwischen Offizier und geschätzter Baumeister der Schönborns, für



Abb. 6: Die barocke Klosterkirche (auch Balthasar-Neumann-Kirche) in Münsterschwarzach war der Vorgängerbau der heutigen Abteikirche (Quelle: B. Gutwein 1743, Kupferstich, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Kirche,_Balthasar_Neumann_-_Kopie.jpg, gemeinfrei)

die er auch am Residenzneubau in Würzburg tätig ist. In Münsterschwarzach beginnt er 1727 seinen ersten Kirchenbau und sein erstes wirklich selbstständiges Bauwerk. Das Konzept der über einem lateinischen Kreuz errichteten Wandpfeilerkirche mit Vierungskuppel und einer Zweiturmfassade übernimmt er zwar von Joseph Greising, merzt aber alle Schwächen aus und schafft ein grandioses, von den Zeitgenossen bewundertes Gotteshaus, dessen 52 Meter hohe Kuppel und 70 Meter hohen Türme weithin sichtbar die Mainlandschaft dominieren (Abb. 6). Münsterschwarzach wird zu einer der großartigsten Klosteranlagen des Abendlandes.

Die weitere Entwicklung gleicht indessen einmal mehr dem biblischen Schicksal des Turmbaus zu Babel. Die Zivilbesitzergreifung des Hochstifts Würzburg und all seiner Klöster durch Bayern im November 1802 endet mit der nahezu vollständigen Schleifung aller Gebäude innerhalb einer Generation. 1803 müssen die Mönche das Kloster verlassen. Die als wertvoll taxierten Gemälde der Abtei werden in die Sammlung des bayerischen Kurfürsten nach München verfrachtet, darunter auch das Altarblatt mit der Anbetung der Könige von Giambattista Tiepolo. Das Altarblatt von Giambattista Piazzetta kommt in den Würzburger Dom und verbrennt dort in der Feuernacht von 1945. Die meisten Gemälde und Altarblätter werden aber, wie das Hochaltarbild, seither vermisst. Wo sie nicht wegen der Größe einfach in der verödeten Kirche belassen werden und mit ihrem Abbruch untergehen, verschwinden sie in Privatsammlungen und tauchen dann, wie die „Steinigung des heiligen Stephanus“ von Giovanni Dome-

nico Tiepolo, plötzlich wieder auf. Das Blatt wird 2006 für 620.000 Euro vom bayerischen Staat in einer Londoner Versteigerung erworben und soll in die Würzburger Residenz kommen. Die Kirche von Balthasar Neumann wird 1825 abgerissen. Dem Abbruch fallen auch alle Fresken und Altäre zum Opfer. Um 1840 erinnert, mit Ausnahme des grossen Mühlengebäudes, errichtet von Neumann 1744–1750, eines Teils des Gästeflügels, der Klostermauer und des Torhauses von 1656, nichts mehr an die größte und schönste Abtei Frankens.

Die Besitzergreifung 1802 durch den bayerischen Herrscher kann als machtpolitisch notwendige, wenn auch unrechtmäßige Enteignung zur Schöpfung eines „Neuen Bayerns“ betrachtet werden. Die materielle Zerstörungswut mit dem Ziel, das Klosterwesen auf Dauer mit „Stumpf und Stiel“ auszurotten, führt in Münsterschwarzach nicht zum Erfolg. 1914 richten sich Missionsbenediktiner in den bis dahin als Gutshof genutzten verbliebenen Gebäuden ein. Als ob nie eine Unterbrechung gewesen wäre, begehen sie 1916 das 1200-Jahr-Jubiläum der Abtei. Auf dem Platz der alten Egbert-Basilika und der Stiftskirche von Balthasar Neumann bauen sie 1935–1938 eine neue viertürmige Abteikirche, die fünfte an diesem Ort. In ihr ertönt wieder der Gregorianische Choral, als hätte es tatsächlich nie eine Unterbrechung gegeben.

Die neue Abtei Münsterschwarzach ist heute wieder spirituelles und auch autarkes Zentrum mit grosser Ausstrahlung. Die damit verbundene intensive Neubautä-



Abb. 7: Die Abteikirche der Benediktinerabtei in Münsterschwarzach (Foto: © H. Dany)

tigkeit macht allerdings die letzten Relikte der alten Abtei für Besucher unzugänglich, was auch unseren Aufenthalt kennzeichnete. Durch unsere verspätete Ankunft blieb ohnehin nur noch wenig Zeit, um wenigstens einen Blick in die Klosterkirche werfen zu können, ein Bauwerk, das in den Jahren 1935 bis 1938 als dreischiffige Vierturmanlage errichtet wurde und das architektonisch als Mischtypus zwischen einer mittelalterlichen Basilika und der artifiziiellern Ausführung im Barock geplant wurde, das aber gleichzeitig auch dem zeitgenössischen Monumentalstil Tribut zollt. Die Kirche wurde mit ihrer Weihe am 11. September 1938 zum Wahrzeichen des neu entstandenen Benediktinerklosters. Die charakteristischen Türme mit ihrer Höhe von 52 (Osttürme) bzw. 38 m (Westtürme) sind zu einer weithin sichtbaren Landmarke geworden und prägen seither die Landschaft des Schwarzacher Beckens nachhaltig.

Die Mittagspause wurde in **Volkach** eingelegt, das als bedeutender, wenn nicht gar bedeutendster Wein- und Touristenort im fränkischen Weinbaugebiet gilt und wo nachweislich seit dem 8. Jahrhundert Weinbau betrieben wird. Religiöses Zentrum der ersten Siedler war die Kirche auf der Anhöhe der heutigen Vogelsburg, die 903 zum Kloster Fulda gehörte. Der Besitz ging im 13. Jahrhundert auf die Grafen von Castell über. Diese Adelsfamilie baute die Siedlung zu einem Eckpfeiler ihres Herrschaftsgebiets aus, wobei Konflikte mit dem Hochstift Würzburg auch hier, ähnlich wie in Marktsteft, nicht ausbleiben konnten. 1230 musste z. B. die Hallburg an den Würzburger Bischof abgetreten werden, am Ende des Mittelalters war die gesamte Stadt Teil der Herrschaft des Würzburger Bischofs.

Durch zahlreiche Aufstände und Kriege kam es im Verlauf der Geschichte zeitweise zu einem wirtschaftlichen Niedergang der Stadt. So verödeten während des Dreißigjährigen Krieges Weinberge und Felder. Dennoch konnte sich Volkach immer wieder erholen. Anteil am wirtschaftlichen Aufschwung hatte sicher auch die Einrichtung von Frucht- und Getreide-, Vieh- und Pflanzenmärkten im 18. Jahrhundert. Mit der Mediatisierung durch Napoleon begann ab 1803 für Volkach dann eine wechselvolle Entwicklung. Die Stadt kam kurze Zeit zum Kurfürstentum Bayern, bevor sie 1806 wieder würzburgisch wurde. Das Jahr 1814 beendete diese Wirren: Volkach war fortan Stadt im Königreich Bayern mit dem Status einer Amtsstadt mit einem eigenen Dekanatsbezirk, der jedoch 1872 wieder aufgelöst und dem Amt Gerolzhofen zugeschlagen wurde. Bis 1939 verschwanden außerdem das Gericht, das Finanzamt und das Eichamt aus der Stadt.

Auch wirtschaftlich war diese Zeit von großen Umwälzungen geprägt: Der Weinanbau, jahrhundertlang das wirtschaftliche Rückgrat der Mainschleife, war durch das Auftreten der Reblaus Ende des 19. Jahrhunderts erheblich in Mitleidenschaft gezogen worden. Abhilfe konnte in dieser Phase die Ausweitung der Obstbauflächen schaffen, die heute die Region Volkach ebenfalls prägen. Demgegenüber spielte die Industrie in Volkach stets nur eine untergeordnete Rolle. Anders der Tourismus, der heute ein wichtiger Stützpfeiler in der lokalen Wirtschaft ist, wobei der Anteil der Ta-

gesbesucher bei weitem überwiegt. Wie sehr sie das Stadtbild prägen, wurde während unseres Besuchs nachvollziehbar. War es schon schwierig, genügend Abstellplätze für unsere Fahrräder zu finden, so waren freie Plätze in den örtlichen Gastronomiebetrieben an diesem Tag noch spärlicher verfügbar.



Abb. 8: Grundplan mit Sehenswürdigkeiten der Stadt Volkach (Quelle des Stadtplans: Flyer der Stadt Volkach)

Leider fehlte die Zeit, um uns einer der besonderen Sehenswürdigkeiten zu widmen: der Wallfahrtskirche Maria im Weingarten auf dem Volkacher Kirchberg unweit der Stadt, die mit der *Madonna im Rosenkranz* eine der berühmtesten Schnitzfiguren Tilman Riemenschneiders beherbergt. 1521 in Auftrag gegeben und 1524 vollendet, bildet sie eine der letzten Marienarbeiten Riemenschneiders vor seiner tragischen Verstrickung in den Bauernkrieg. Die lebensgroße Marienfigur mit dem Jesuskind auf dem Arm steht auf einem Wolkensockel und der Mondsichel. Umgeben ist das Bildnis vom Strahlenkranz der Sonne sowie 50 stilisierten Rosen und Medaillons mit den Geheimnissen des freudenreichen Rosenkranzes. Zu besonderer Popularität geriet die Marienfigur durch einen dreisten Raub im Jahr 1962, der für Schlagzeilen auf der ganzen Welt sorgte und der als einer der spektakulärsten Kunstdiebstähle der deutschen Nachkriegszeit in die Geschichte einging. Nach dem Diebstahl lobte das Magazin *Stern* ein „Lösegeld“ für die Madonna aus und konnte mit der umstrittenen Aktion die Rückgabe der Kunstwerke erreichen. Die anschließenden Ermittlungen der Polizei führten 1968 zur Festnahme der Diebe.

Unser Rückweg am Nachmittag führte uns zunächst zur sog. **Volkacher Mainschleife** und damit in die größte Flussmäanderlandschaft in Bayern. Der Mäanderbogen bildet eine eigene naturräumliche Einheit und umfließt mit dem Kreuzberg das Herzstück des Weinanbaugebietes Franken, wo auch ein eigener Bereich nach ihm benannt wurde (*Nordheimer Kreuzberg*) (Abb. 9).

Zur geographischen Einordnung sei betont, dass sich die Volkacher Mainschleife im Osten des Naturraums „*Mainfränkische Platten*“ befindet. Sie ist umgeben von der sogenannten Gäufläche bei Kitzingen im Westen und dem Steigerwald im Osten. In einiger Entfernung schließen sich im Süden die Frankenberge an. Der Main fließt von Norden her in das (südliche) Mairdreieck ein, das durch die Orte Schweinfurt (Beginn südlicher Schenkel), Marktbreit (Scheitel) und Gemünden am Main (Ende nördlicher Schenkel) gebildet wird.

Das Gebiet, das heute von der Mainschleife eingenommen wird, war im Erdmittelalter, vor etwa 250 Mio. Jahren, vollständig von Meer bedeckt. Mit Beginn des Tertiärs vor ungefähr 65 Mio. Jahren hatte sich das Wasser bis zum Alpenvorland zurückgezogen. Die Mainschleife war freigelegt und von vorwiegend weichem Sedimentgestein bedeckt, das in der Folgezeit einer starken Abtragung unterworfen war und zur Entstehung von Rumpfflächen führte. Vor etwa 5 bis 7 Mio. Jahren bildeten sich in diesen Flächen breite, aber nicht sehr tiefe Täler aus. Im Mittelpliozän vor ungefähr 3 Mio. Jahren kam es zu langanhaltenden Hebungen. Die bereits zuvor entstandenen Täler wurden tiefer eingeschnitten und festigten so die Bildung der heutigen Haupttalsysteme am Main. Der Obermain, der ursprünglich der Donau tributär war, wurde im Zuge dieser Hebungen während des Pleistozäns (vor circa 2,6 Mio. Jahren) an das Mainsystem angeschlossen.

Die gesamte Gebiet der Mainschleife wurde am 31. Januar 1969 zum Landschaftsschutzgebiet erklärt. Dieses umfasst Gemarkungen auf den Gebieten der Gemein-

den Wipfeld im Landkreis Schweinfurt sowie Volkach und Schwarzach am Main im Landkreis Kitzingen. Die Mainschleife ist im Netzwerk Natura 2000 eingetragen und Element des Maintals zwischen Schweinfurt und Dettelbach. Außerdem ist das ge-

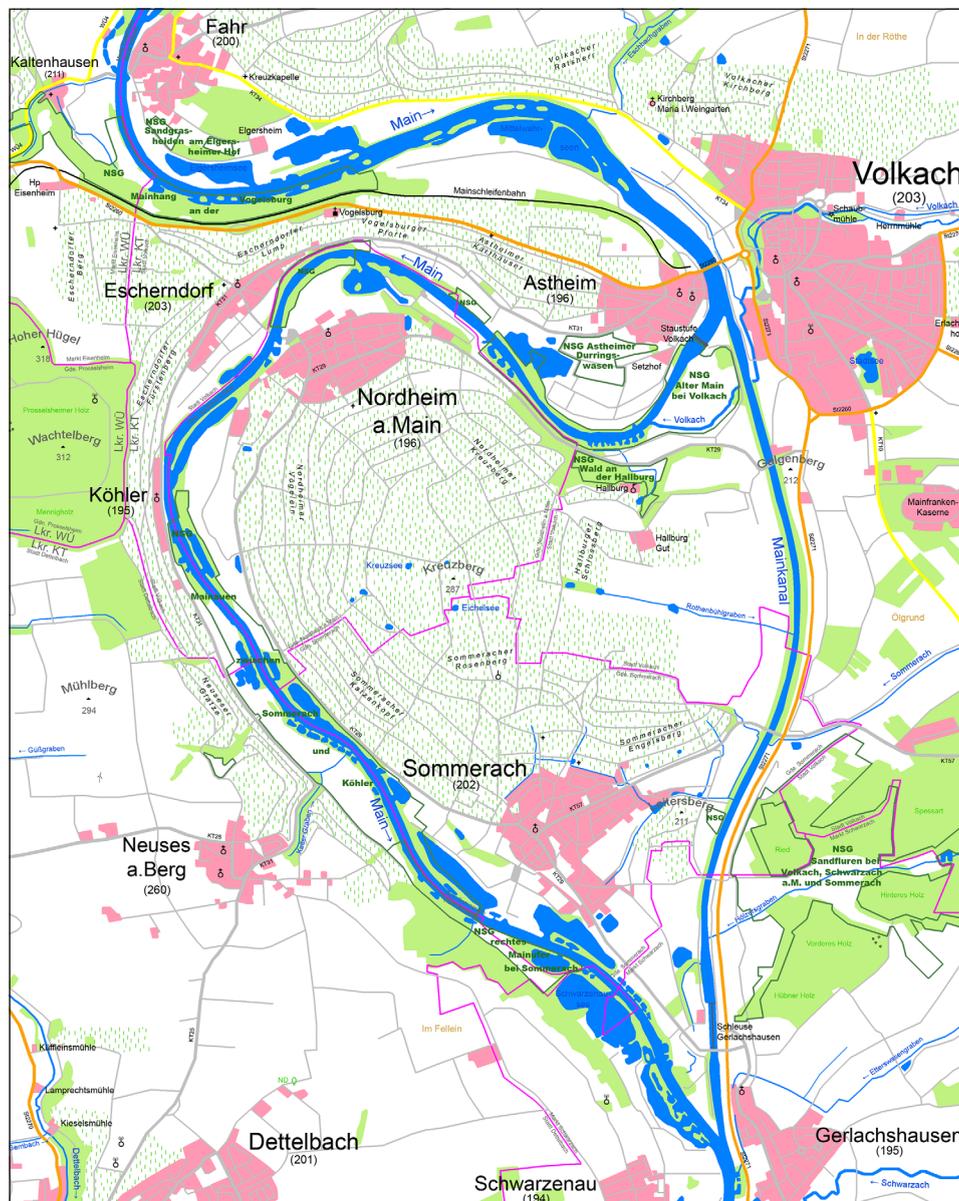


Abb. 9: Karte der Volkacher Mainschleife mit den Weinlagen der sogenannten „Weininsel“ (Quelle: © Freak-Line-Community / Wikimedia Commons / CC BY-SA 4.0, https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Mainschleife_Volkach_-_Weininsel.png)

samte Areal als Vogelschutzgebiet und Fauna-Flora-Habitat ausgewiesen. Es umfasst eine Länge von 5 Kilometern, eine Breite von einem Kilometer und eine Höhe von 80 Metern. Allgemeingeologisch gilt die Mainschleife in der Begründung des Landesamtes als *bedeutend*, ihr geowissenschaftlicher Wert wird mit *wertvoll*, der zweithöchsten Kategorie, beschrieben. Den Mittelpunkt des Geotops bildet der Vogelsberg.

Die Mainschleife mit dem Kreuzberg (287 m) bildet das Herzstück des Weinbaus im fränkischen Anbaugebiet. Diese Stellung wurde mit der Einführung des Bereichs *Volkacher Mainschleife* im Jahr 2017 unterstrichen, durch den man die alte Einteilung in den Bereich Maindreieck ersetzte. Der neue Bereich zieht sich am östlichen Maindreieck entlang des Flusses bis nach Schweinfurt im Norden, sowie Mainstockheim im Süden und umfasst damit weit mehr Gebiete als die eigentliche Mainschleife. Er ist der größte aller Bereiche des Anbaugebietes Franken. Insbesondere die Lagen um Escherndorf, Nordheim und Sommerach mit ihrem speziellen Kleinklima bzw. den Steillagen waren bereits im Mittelalter begehrte Weinorte, deren Dorfherrn den Anbau nach Kräften förderten. Entsprechend wurden die Dörfer höher besteuert als ihre Nachbarn und litten deshalb auch mehr unter Ernteausfällen. Mit der Auflösung der geistlichen Dorfherrschaften durch die Säkularisation zu Beginn des 19. Jahrhunderts begann ein umfassender Niedergang des Weinbaus. Das jahrhundertealte Wissen der Obrigkeit über den Anbau des Weines ging verloren. Zusätzlich begannen ab der Mitte des Jahrhunderts importierte Schädlinge wie die Reblaus große Teile der Ernte zu vernichten. Mit dem Aufbringen von Dünger und der Gründung von Genossenschaften zur Bündelung des Fachwissens und der Finanzen konnte der Niedergang bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts gestoppt werden.

Das Landschaftsbild an der Mainschleife wurde seit Beginn des 19. Jahrhunderts entscheidend verändert. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg begannen weinbautreibende Gemeinden, die durch die Realteilung viel zu klein gewordenen Rebflächen zusammenzulegen. Dadurch verschwanden die prägenden Weinbergshäuschen und die Hecken zwischen den einzelnen Rebflächen und machten einer Monokultur von Reben Platz. Die Flurbereinigung erlebte in den 1970er Jahren einen Höhepunkt, als auch die kleinen Einzellagen der Gemeinden zu Einheitslagen zusammengefasst wurden, um die Vermarktbarkeit der Weine zu erhöhen. Diese Vereinheitlichung hatte tatsächlich eine neue Blüte des fränkischen Weinbaus zur Folge.

Unter önologischen Gesichtspunkten wird der Bereich der Volkacher Mainschleife heute in drei Großlagen untergliedert (vgl. Abb. 9). Zusätzlich existieren mehrere kleinere Lagen, die später entstanden und deshalb großlagenfrei sind. Als kleinste Großlage gilt der *Sommeracher Engelsberg*, dessen Lagen sich weitgehend auf das Gemeindegebiet Sommerachs beschränken. Der *Dettelbacher Honigberg* umfasst Lagen in den Gemeinden Dettelbach und Mainstockheim. Größte Großlage ist allerdings mit weitem Abstand der *Volkacher Kirchberg*. Er umfasst die bekanntesten und größten Einzellagen Frankens wie das *Nordheimer Vögelein* mit einer Fläche von 230 ha. Nicht zuletzt findet die Weinkultur im Gebiet der Volkacher Mainschleife ihren sinn-

fälligen Ausdruck in der Ausrichtung alljährlicher Wein- oder Winzerfeste. Volkach veranstaltet seit 1949 das *Fränkische Weinfest*, das sich zum größten Weinfest des Anbaugebietes entwickelt hat.

Natürlich wäre es verlockend gewesen, die Gelegenheit für eine Weinprobe zu nutzen. Angesichts einer noch bevorstehenden Rückfahrtstrecke von nahezu 40 km bis zu unserem Standort war dies jedoch nicht angezeigt. Auch auf die Überquerung der Mainschleife über den Kreuzberg, wegen seines Panoramablicks ein lohnendes Ziel, wurde verzichtet, um die Rückfahrt nach Überquerung des Mains nach **Dettelbach** fortzusetzen, dessen mittelalterliche Altstadt in der Ummauerung des 15. Jahrhunderts mit den ehemaligen Gräben als Bau- und Bodendenkmal unter Schutz gestellt wurde. Die Stadt blieb viele Jahrhunderte auf dieses Areal beschränkt und wuchs erst im 19. Jahrhundert aus dem Mauerring heraus. Die ehemalige Stadtbefestigung umgibt die Altstadt als Ringmauer mit Türmen, Toren und Grabenresten.

Anders als bei vielen anderen Stadtmauern der Umgebung haben sich in Dettelbach viele der ehemaligen Mauertürme erhalten. Ursprünglich soll die Anlage aus 52 Türmen bestanden haben, wobei möglicherweise die Aufsätze auf den Mauern mitgezählt wurden. Bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts war der Bestand auf etwa 40 geschrumpft. Ein Tiefststand mit rund 30 Türmen wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts erreicht. Noch immer sind die Türme, vor allem an den etwas abseits gelegenen Punkten der Mauer, bedroht. Um den Erhalt zu sichern, werden sie heute im Erbbau-recht an einzelne Einwohner übergeben.

Besonders viele Mauertürme haben sich entlang der östlichen Stadtmauer zwischen ehemaligem Neutor und dem Faltertort erhalten. Vor allem der sogenannte Rössner-turm versinnbildlicht die typische Entwicklung der Mauertürme. Zunächst als reiner Wehrturm erbaut, hatte der Turm in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens kein Fachwerkobergeschoss. Hier wurden eventuell Waffen zur Verteidigung der Stadt gelagert. Erst im 19. Jahrhundert erhielt der Turm den Fachwerkaufsatz. Durch die Aufstockung konnte er als Wohngebäude genutzt werden. Die Aufsätze, die teilweise als Rechteckbauten auf die Rundtürme gesetzt wurden, sind typisch für die östlichen und südlichen Partien der Dettelbacher Befestigung und verleihen ihr ein markantes, unverwechselbares Äußeres. Rechteckaufbauten sind am Turm Östliche Stadtmauer/Hirtengasse 12 sowie am Südring 4 und 6 zu finden. Eingriffe in kleinerem Maßstab gab es an den Türmen Stadtgraben 2 und 4. Ebenfalls aus dem 19. Jahrhundert stammen wahrscheinlich die ausladenden Walmdächer, die beispielsweise in der Langgasse 24 zu finden sind.

Überreste der ehemaligen Stadtbefestigung in Form von Mauern und Gräben haben sich nahezu überall um die Dettelbacher Altstadt mindestens in Teilen erhalten. Entlang der östlichen Stadtmauer an der Straße *Am Felsenkeller* besteht noch ein ursprüngliches Mauerstück (Abb. 10). Der tiefe Grabenabschnitt zwischen Neu- und Faltertort war nie mit Wasser gefüllt, war aber auch als sog. Trockengraben nur schwer überwindbar. 1887 wurde im östlichen und südlichen Teil des ehemaligen Grabens



Abb. 10: Teil der ehemaligen Stadtbefestigung Dettelbachs (Foto: © I. von Majewski)

die sog. *Anlage* als Stadtpark gestaltet. Der Graben wurde außerdem an der Nordseite aufgefüllt, wo mit der ehemaligen Burgbefestigung bereits vor dem 15. Jahrhundert Wehranlagen nachzuweisen sind. Hier bestehen teilweise noch hohe Mauerabschnitte, die Turmdichte ist allerdings wesentlich geringer. Vollständig und ursprünglich hat sich das Ensemble aus Mauer, Türmen und Graben im Westen entlang der Straße *Am Stadtgraben* erhalten. Hier sind auch die sogenannten Grabengärten zu finden, die seit 1777 in den ehemaligen Grabenbereichen angelegt werden durften. Insbesondere die beengte Topographie um die Stadt führte dazu, dass solche Gärten sich nur an wenigen Stellen erhalten haben.

Leider reichte die Zeit nicht aus, um die gesamte Befestigungsanlage zu besichtigen. Auch die übrigen Sehenswürdigkeiten (Stadtpfarrkirche St. Augustinus, Rathaus, Burgstall, Fachwerkhäuser) blieben ausgespart. Stattdessen wurde in **Mainstockheim** noch eine letzte Zwischenrast eingelegt, in einem der bedeutenden Weinbauorte im Anbaugebiet Franken. Der Wein wird hier seit den 1970er Jahren unter dem Namen *Mainstockheimer Hofstück* vermarktet. Die Muschelkalkböden mit einer Keuperauflage um Mainstockheim in Verbindung mit der Lage in der Maingauklimazone, die zu den wärmsten Deutschlands gehört, bieten hier die besten Voraussetzungen für den Weinanbau. Insofern war es sicherlich frevelhaft, dass wir für unsere Rast den *Biergarten Roadhouse Mainstockheim* auserwählt hatten. Zum Durststillen an einem inzwischen doch recht schwülen Nachmittag war es gleichwohl eine gerechtfertigte Alternative, bevor wir per Fähre wieder auf die linke Mainseite übersetzten, bereichert durch eine Pirouette, die der Fährmann für uns mitten auf dem Fluss einlegte – offenbar war die gehobene Stimmung in der Gruppe auf ihn übersprungen.

Samstag, 10.06.: Tagestour in die Residenz- und Bischofsstadt Würzburg (Radelstrecke 55 km)

Die stabile Hochdruckwetterlage mit einem strahlend blauen Himmel blieb uns auch am dritten Exkursionstag erhalten. Im Mittelpunkt des Tagesprogramms stand der Besuch der u. a. für ihre zahlreichen Gebäude im Barock- und Rokokostil sowie der Residenz aus dem 18. Jahrhundert bekannten Stadt **Würzburg**, die sich gerne als das Herz der Weinregion Franken versteht. Auf der Alten Mainbrücke wurden wir von Prof. Dr. Burkhard Büdel erwartet, der uns als äußerst orts- und sachkundiger *Fremdenführer* an diesem Tag für die Exkursionsleitung zur Verfügung stand.

Vor der Zusammenfassung der Besichtigungspunkte während des Stadtrundgangs sei ein kurzer Überblick über den Naturraum und die geschichtliche Entwicklung vorangestellt. Würzburg (latinisiert *Herbipolis*) wurde im Jahr 704 erstmals als Befestigungsanlage „*Virteburh*“ urkundlich erwähnt. Bereits im Mittelalter war die Stadt ein bedeutendes wirtschaftliches, geistliches und hoheitliches Zentrum. Bis zur Industriellen Revolution blieb die überregionale Bedeutung groß, was das Stadtbild nachhaltig prägte. Dieses wurde im Zweiten Weltkrieg allerdings schwer beschädigt, insbesondere durch den Bombenangriff am 16. März 1945. Beim Wiederaufbau wurden bedeutende Einzeldenkmäler wie die meisten Kirchen der Altstadt äußerlich rekonstruiert. Die ebenfalls im Krieg teilweise schwer beschädigte und anschließend restaurierte Würzburger Residenz mit Hofgarten und Residenzplatz wurde 1981 in das UNESCO-Weltkulturerbe aufgenommen. Mit der Julius-Maximilians-Universität, die in der Tradition der 1402 gegründeten Hohen Schule zu Würzburg steht und damit die älteste Universität Bayerns ist, zählt die Stadt zu den klassischen deutschen Universitätsstädten.

Hinsichtlich der geografischen Lage im Talkessel des mittleren Maintals wird Würzburg umgeben von Odenwald, Spessart, Rhön und Steigerwald. Seine Hanglage, die klimatischen Verhältnisse sowie andere Standortfaktoren machen Würzburg zu einem renommierten Weinbaugebiet. Drei der fünfzehn größten deutschen Weingüter sind in Würzburg beheimatet. Der Würzburger Talkessel ist eine kleinteilige naturräumliche Einheit. Im Norden wird das Stadtgebiet von den Würzburger Mainseitentälern begrenzt, die den Wern-Lauer-Platten mit ihren Muschelkalkböden zugerechnet werden. Östlich liegen die Hochflächen des südlichen Mairdreiecks. Der Westen wird von der Eisinger Höhe dominiert.

Geologisch wird die Würzburger Region vom oberen Buntsandstein im Westen über verschiedene Muschelkalkformationen (Fränkische Platte) bis hin zum unteren Keuper im Süden und Osten geprägt. Auf den Hochflächen des unteren Keupers lagerten sich oftmals meterdicke Lößlehmschichten ab, die äußerst nährstoffreiche Böden, gerne auch „Wucherrübenböden“ genannt, darstellen. Im Stadtgebiet Würzburgs verengt sich das Maintal zwischen den randlich anstehenden Muschelkalksedimenten, die als Baumaterial das Stadtbild nachhaltig prägen (Abb. 12). Die Alte Mainbrücke in Würzburg ist zum Beispiel aus Quaderkalk (eine fazielle Sonderentwicklung des Oberen Muschelkalks) gebaut, um nur ein Beispiel zu nennen.



- 1 = Falkenhaus (Tourist-Info)
 - 2 = Marienkapelle
 - 3 = Hotel und Bürgerhäuser
 - 4 = Rückermainhof
 - 5 = Alter Kranen
 - 6 = Alte Mainbrücke
 - 7 = Grateneckart und Rathaus
 - 8 = Neumünster
 - 9 = Dom St. Kilian
 - 10 = Domschatz
 - 11 = Museum am Dom
 - 12 = Riemenschneiderhaus
 - 13 = Franziskanerkirche
 - 14 = Hof zum Rebstock
 - 15 = Alte Universität
 - 16 = Residenz
 - 17 = Roter Bau
 - 18 = Burgerspital zum Hl. Geist
 - 19 = Stift Haug
 - 20 = Juliusspital
 - 21 = Augustinerkirche
 - 22 = Hof Conti
 - 23 = St. Gertraud
 - 24 = Röntgen-Gedächtnisstätte
 - 25 = Kunstschrift „Arieh Noah“
 - 26 = Kulturspeicher
 - 27 = Don-Bosco-Kirche
 - 28 = Deutschhauskirche
 - 29 = Hospitalkirche (Spitale)
 - 30 = Festung Marienberg
 - 31 = St. Burkard
 - 32 = Ehem. Frauenzuchthaus
 - 33 = Kapelle (Walfahrtskirche)
 - 34 = Karmeliterkirche
 - 35 = St. Peter
 - 36 = St. Stephan
 - 37 = St. Johannes
 - 38 = Siebold-Museum
 - 39 = Jüdisches Museum
 - 40 = Botanischer Garten
 - 41 = Mineralogisches Museum
- P** = unser Fahrradparkplatz

Abb. 11: Innenstadtplan von Würzburg (Quelle: Stadtplan der Tourist-Information Würzburg)

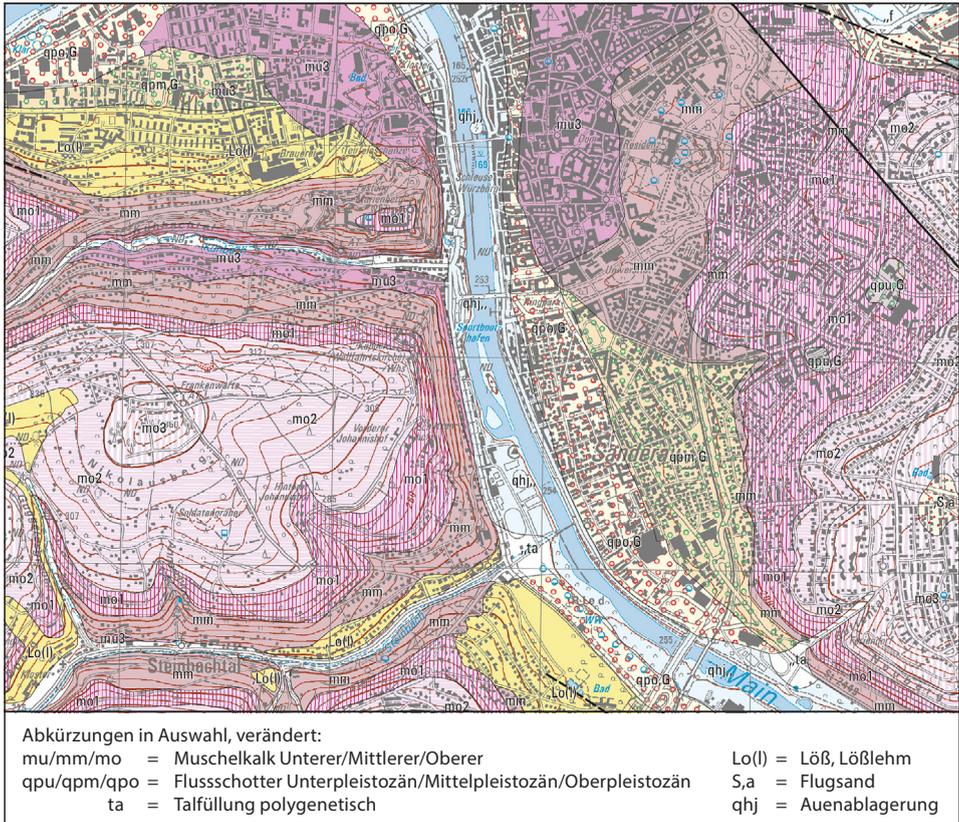


Abb. 12: Die Geologie des Würzburger Talkessels (Ausschnitt aus der Dig. Geol. Karte Bayern, 1:25.000, 6225, Würzburg-Süd) (Quelle: Bayerisches Landesamt für Umwelt, Augsburg 2023, autorisiert, https://www.lfu.bayern.de/download/geologie/dgk25/dgk25_6225_wuerzburg_sued.pdf)

Der Würzburger Talkessel wird von der Großstadt Würzburg dominiert. Auf der östlichen Flussseite mit ihren sanfter ansteigenden Talhängen entstand die Altstadt mit dem Dom. Im Westen, wo wesentlich steilere Hänge den Raum begrenzen, verblieb der befestigte Anstz des Würzburger (Fürst-)Bischofs, der im 18. Jahrhundert mit der Residenz in die Stadt verlegt wurde. Im 19. Jahrhundert setzte ein starkes Wachstum der Stadt ein, sodass heute nahezu der gesamte Naturraum von städtischer Bebauung geprägt ist. Lediglich die Steillagen am Rande des Talkessels sind mit Obst- und Rebfläche besetzt (*Würzburger Stein*). Der Talkessel ist keine nach außen hermetisch abgeschlossene, naturräumliche Fläche, sondern besitzt nach Westen und nach Osten Pforten zu den Hochflächen. Auf der westlichen Seite entspricht diese Öffnung dem Verlauf der Eisenbahnlinien. Wichtig für die Erschließung des Raumes sind auch die beiden Flüsse Pleichach und Kürnach. Die potentielle natürliche Vegetation (ohne Eingriffe des Menschen) würde hier Auwälder mit Eschen und Ulmen hervorbringen.

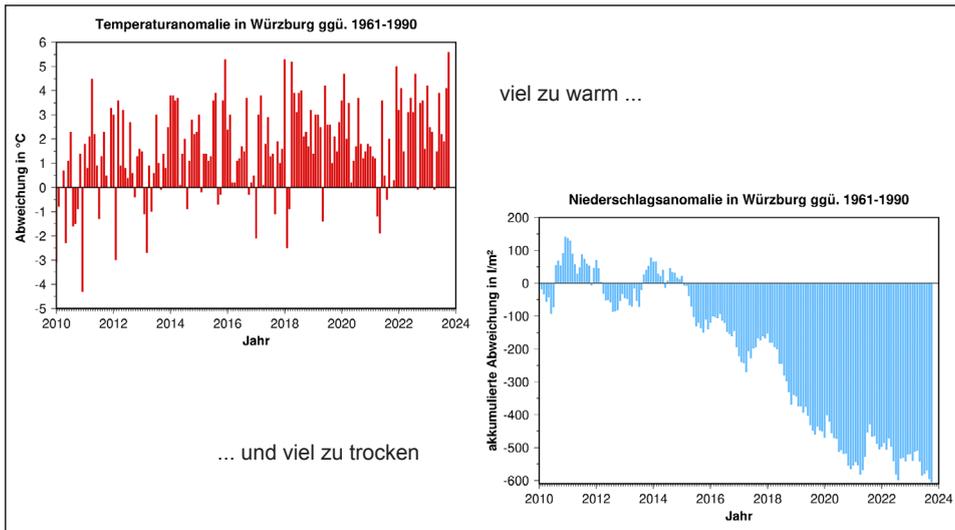


Abb. 13: Klimawandel in Unterfranken – Anomalien im Stadtgebiet von Würzburg
(Quelle: H. Paeth, Geographisches Institut der Universität Würzburg, autorisiert)

Das Stadtgebiet von Würzburg ist aufgrund der dichten städtischen Bebauung nahezu frei von Schutzgebieten. Lediglich die Fledermausquartiere in der Festung Marienberg werden als Fauna-Flora-Habitat geführt.

Obwohl der Würzburger Talkessel Teil des Mittleren Maintals ist, besitzt er doch eine klimatische Sonderstellung innerhalb dieser Haupteinheit. Im Winter liegen die Temperaturen sehr hoch. Der Sommer ist beherrscht von hohen Schwülegraden. Diese Bedingungen begünstigen zwar den Weinanbau, jedoch können im Frühjahr und im Herbst durch Spätfröste empfindliche Schäden entstehen.

Die besondere geographische Lage führt dazu, dass Würzburg und die angrenzenden Regionen Unterfrankens besonders vom Klimawandel betroffen sind. Die von dem Würzburger Klimageographen Heiko Paeth berechneten Modelle weisen alle auf eine überdurchschnittliche Erwärmung hin. Schon heute hat die Würzburger Innenstadt eine deutlich erhöhte Anzahl von heißen Nächten ($T_{min} \sim 25^{\circ}C$). Bei weiterer ungebremster Erwärmung erwartet man in Würzburg ein Klima, das dem der geographischen Region Emilia Romagna (südliches Norditalien) vergleichbar wäre (Abb. 13).

Die **Geschichte Würzburgs** lässt sich bis zur frühesten Erwähnung des Ortsnamens um 700 nach Christus zurückverfolgen, als der Geograph von Ravenna einen Ort namens *Uburzis* erwähnt. In einer Urkunde von 704 ist dann von *in castello Virteburh* die Rede. Die Herleitung des Ortsnamens ist unsicher. Schon im 10. Jahrhundert wurde in der Form *Herbipolis* eine Etymologie auf der Basis von lateinisch *herba* („Heil“-) Kräuter vorgenommen. Würzburg würde damit „Burg auf dem kräuterreichen Platz“ bedeuten. Der Germanist Norbert Wagner stellte 1985 das Bestimmungswort zu einem rekonstruierten althochdeutschen **wurz* in einer angenommenen Bedeutung „zu-

gesetztes Würzkraut zur Bierherstellung, wilder Hopfen'. Der Indogermanist Albrecht Greule erwog hingegen aufgrund des Alters des Marienberges als Höhengiedlung einen vorgermanischen Namen.

Als „Würzburger Jahrtausend“ – wird die Zeit zwischen 500 und 1500 bezeichnet, als Würzburg eine der bedeutendsten Städte im Herzen Europas war. Es waren nicht nur die bekannte Hochzeit Kaiser Barbarossas mit Beatrix von Burgund, sondern genauso Ereignisse wie das Königtum der Karolinger, unzählige Hoftage oder der Investiturstreit, die Würzburg zu einem bedeutenden Zentrum des Abendlandes machten und diese Epoche zu einer der spannendsten in seiner Geschichte. Seit dem Jahr 604 n. Chr. war Würzburg fränkischer Herzogssitz, von dem aus das südliche Thüringen und die Mainlande beherrscht wurden. Sicherlich bedingt durch die Lage an vielen Verkehrswegen machte Bonifatius Würzburg 741 zum Bischofssitz. Mit der Heiligsprechung der Frankenapostel 752 begannen die Pilgerfahrten zum ersten Märtyrergab rechts des Rheins. Ludwig der Fromme verlieh den Würzburger Bischöfen um 820 ein Zollprivileg (Markt- und Münzrecht folgten erst 1030). Der im 10. Jahrhundert von Fernkaufleuten und Großhändlern besuchte Marktplatz befand sich in der heutigen Domstraße. Im 11. Jahrhundert gelangte eine Silbermünze aus Würzburg bis auf die Färöer, wie der Münzfund von Sandur belegt. Das erste Ritterturnier auf deutschem Boden wurde 1127 in der Stadt ausgetragen. Als technische Meisterleistung seiner Zeit gilt der um 1130 erfolgte Bau der steinernen Mainbrücke.

Ein besonderes Ereignis fällt in das Jahr 1156, als Friedrich I. Barbarossa in Würzburg in zweiter Ehe die noch sehr junge Beatrix von Burgund, Tochter des Grafen Rainald III. und Erbin der Freigrafschaft Burgund (heute Franche-Comté) heiratete (Abb. 14). Auf dem Reichstag zu Würzburg 1168 belehnte Friedrich I. Barbarossa den



Abb. 14: Die Hochzeit Barbarossas mit Beatrix von Burgund in Würzburg am 11. Juni 1156. Gemälde von Giovanni Battista Tiepolo (1751) (Quelle: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/d/d0/Hochzeit_friedrich_i._tiepolo.jpg, gemeinfrei)

damaligen Bischof Herold mit der Herzogswürde. Die Bischöfe der Stadt konnten sich fortan Fürstbischöfe nennen und den Titel „Herzog in Franken“ führen.

1188 wurden staufische Höfe und Eigengüter in der Stadt und dem Bistum Würzburg („*curtes et allodia, que habemus tam in civitate Herbipolensi quam in episcopatu*“) in einem Vertrag zwischen Kaiser Friedrich I. Barbarossa und König Alfons VIII. von Kastilien erwähnt. Der Vertrag regelte die Ehe zwischen Friedrichs Sohn Konrad und Alfons' Tochter Berengaria. Der Besitz in Würzburg gehörte mit weiteren 29 staufischen Gütern zur Morgengabe der Braut. Allerdings wurde diese Ehe niemals vollzogen. 1402 gründete der Fürstbischof Johann von Egloffstein die Hohe Schule zu Würzburg, Vorläuferin der Universität Würzburg.

Zahlreiche Sehenswürdigkeiten Würzburgs sind dieser geschichtlichen Epoche zuzuordnen, so etwa die **Alte Mainbrücke**, der Ausgangspunkt unseres Stadtrundgangs. Sie soll an der heutigen Stelle bereits um 1130 als Steinbrücke errichtet worden sein und gilt damit als ältestes massives Brückenbauwerk Deutschlands. Aufgrund zunehmender Schäden entschloss man sich im 15. Jahrhundert zu einem Neubau durch den Baumeister Hans von Königshofen. In der Zeit zwischen 1476 und 1488 wurden die Pfeiler errichtet. Die Verbindung zwischen den Pfeilern wurde zunächst in Holzverstrebrungen hergestellt. Um die Unterhaltungskosten der Holzkonstruktion einzusparen, begann man 1512, die Bögen in Stein zu erstellen. Um 1730 wurde die Brücke durch die charakteristischen 4,5 m hohen barocken Heiligenfiguren bereichert. Die Figuren, die bereits 1912 schon einmal zerschlagen und für den Straßenbau verwendet worden waren, wurden in der Bombennacht von 1945 zwar stark beschädigt, konnten aber wieder restauriert werden.

Von der Mainbrücke aus gut sichtbar ist die **Festung Marienberg**, die aufgrund ihrer reichen geschichtliche Vergangenheit und durch ihre exponierte Lage zu den eindrucksvollsten Baudenkmalern aus mittelalterlicher Zeit gehört. Schon um 1000 v. Chr. gab es nachweislich an der Stelle der heutigen Anlage eine keltische Fliehburg. Den Kern der späteren Burganlage bildet die 706 geweihte Marienkirche, die als frühester Sakralbau östlich des Rheins gilt. 1201 wurde die Burg gegründet (der Bergfried stammt aus dieser Zeit) und von 1253 bis 1719 war sie Residenz der Würzburger Fürstbischöfe (Abb. 15).

Die Hauptburg, vom mittelalterlichen Bering umgeben, wurde um 1600 zum Renaissanceschloss umgebaut. Aus dieser Zeit stammt die Echterbastei und das Brunnenhaus, das als eines der schönsten Beispiele der Renaissance-Architektur in Franken bezeichnet werden darf. Nach der Eroberung durch die Schweden im Jahre 1631 wurde die Burg zur Barockfestung ausgebaut und der Fürstengarten angelegt, der im Sommer kunstvoll bepflanzt wird und einen herrlichen Ausblick auf die Stadt bietet. Im barocken Zeughaus befindet sich das Museum für Franken. Es zeigt eine hervorragende Sammlung fränkischer Kunstwerke, darunter die weltberühmten Plastiken von Tilman Riemenschneider (z. B. die Originale von Adam und Eva, ursprünglich am Eingangsportal der Marienkapelle).



Abb. 15: Die Festung Marienberg und Kirche St. Burkard in Würzburg (Foto: © H. Dany)

Ein erstes Ziel unseres Stadtrundgangs war der **Grafeneckart**, der älteste Teil des Würzburger Rathauses, der in seinem Ursprung bis ins Hochmittelalter zurückreicht. Er war ursprünglich Sitz eines bischöflichen Beamten und verfügt über einen romanischen Turm und mit dem Wenzelsaal des 13. Jahrhunderts über den ältesten Profanraum der Stadt. 1256 wird in Würzburg erstmalig ein städtischer Rat erwähnt. Die Bürger sind damit maßgeblich an der Verwaltung der Stadt beteiligt. 1316 erwerben Bürgermeister und Rat den Grafeneckart – sichtbares Zeichen bürgerlichen Unabhängigkeitsstrebens gegenüber dem bischöflichen Landesherrn. Nach Westen schließt sich an den Grafeneckart der 1659/60 im Stil der Spätrenaissance errichtete Rote Bau an, nördlich das säkularisierte Kloster der Beschuhten Karmeliten, das im 19. Jahrhundert vom Stadtrat hinzugekauft wurde. Den Bombenhagel des 16. März 1945 überstanden nur der Grafeneckart und die Giebelfront des Roten Baus. Der an den Roten Bau anschließende Südflügel wurde erst 1986 vollendet. Er beherbergt den neuen Ratssaal. Im Eingangstor zum Grafeneckart sind die Hochwasserstände verzeichnet, die Würzburg im Verlauf der Geschichte heimgesucht haben, einschließlich des legendären Magdalenenhochwassers von 1342, das wohl verheerendste Hochwasser in der Geschichte der Stadt.

Auch die sakrale Architektur Würzburgs hat ihre Wurzeln im Hochmittelalter. Der **Dom St. Kilian**, unser nächstes Besichtigungsobjekt, gilt als viertgrößte romanische Kirche Deutschlands und als ein Hauptwerk der deutschen Baukunst zur Zeit der salischen Kaiser. Der Bau begann um 1040, die Osttürme wurden 1237 vollendet. Der Innenraum wurde 1701/04 durch Pietro Magno in reichstem Hochbarock stuckiert. 1945 brannte der Dom St. Kilian völlig aus. Die Einweihung nach dem Wiederauf-

bau fand 1967 statt. Das Äußere des Doms wurde in alter Form wieder aufgebaut, im Querhaus und Chor sind barocke Stuckdekorationen erhalten. Der Altar, das Sakramentshaus und das Chorgestühl wurden 1966/68 von A. Schilling neu gestaltet.

1987/88 begann die Neugestaltung des Chores nach dem Entwurf von H. Elsässer. Unter der stattlichen Reihe der Bischofsgrabmäler finden sich unter anderem die von Rudolf von Scherenberg († 1495) und Lorenz von Bibra († 1519), die von Tilman Riemenschneider gestaltet wurden. 2006 erhielt der Dom St. Kilian im Zuge der Renovierungsarbeiten einen neuen, hellen Außenanstrich, der sich an seiner ursprünglichen Farbgebung orientiert. 2011/12 wurde der Innenraum komplett renoviert. Am Querhaus angebaut befindet sich die Schönbornkapelle, eine der bedeutendsten Schöpfungen Balthasar Neumanns, die als Grablege für die Fürstbischöfe aus dem Hause Schönborn diente.

Unweit des Doms prägt die Kuppel der **Neumünsterkirche** das Würzburger Stadtbild. Das Neumünster ist über der Grabstätte des Hl. Kilian und seiner Gefährten Kolonat und Totnan errichtet, die hier als Missionare im Jahre 689 ermordet wurden. Die ursprünglich romanische Basilika stammt aus dem 11. Jahrhundert, der Chor und der schmuckvolle Turm aus dem 13. Jahrhundert. Die mächtige Kuppel und die aufwändige Barockfassade entstanden in den Jahren 1710 bis 1716. Die barocke Neugestaltung des Innenraums zog sich bis 1788 hin und wurde von den Gebrüdern Zimmermann ausgeführt. Ein frühes Steinwerk Tilman Riemenschneiders, eine schöne Sandsteinmadonna, steht in einer Pfeilernische des Kuppelraumes. Beim Luftangriff auf Würzburg am 16. März 1945 verbrannte die Inneneinrichtung der Kirche zum großen Teil, die bauliche Grundsubstanz sowie einige hervorragende Einzelwerke sowohl aus dem Mittelalter als auch aus der Barockzeit blieben jedoch erhalten.

An der Nordseite der Neumünsterkirche befindet sich der Rest eines romanischen Kreuzgangs, dessen Bezeichnung überraschen mag. Es handelt sich um das **Lusamgärtchen** (auch *Lusamgärtlein*), das ursprünglich in der Mitte des spätromanischen Kreuzganges des Neumünsterstiftes angelegt wurde. Bis weit über das Mittelalter hinaus diente der Kreuzgang als Begräbnisstätte des Stiftes. Insofern mag die Bezeichnung überraschen, denn *lusam* lässt sich auf *lustsam* zurückführen, das bereits im Althochdeutschen verbreitet war, dort auch als *lussam*. Eine Bedeutung ist ‚Lust und Freude bereitend‘ sowie ‚angenehm, vergnüglich, anziehend‘, so dass das Lusamgärtchen auch als Lustgärtchen verstanden werden kann. Innerhalb dieses Gartens befindet sich (vermutet) das Grabmal für den Minnesänger Walther von der Vogelweide. Auf seinem Grabstein findet man immer frische Blumen. Denn wer ein Blumensträußchen am Grabmal ablegt, soll, so will es die Legende, eine *„Linderung seines Liebeskummers erfahren, oder eine neue Liebe finden. Und frisch Verliebten wird eine dauerhafte Liebe geschenkt“*.

Auch zu Beginn der Neuzeit setzte sich die Blütezeit Würzburgs zunächst fort. So gilt die **Würzburger Residenz** als das Hauptwerk des süddeutschen Barock und außerdem als eines der bedeutendsten Schlösser Europas. Die UNESCO nahm sie be-

reits 1981 in die Liste der zum Welterbe gehörenden Objekte auf. Erbaut wurde die Residenz von 1720 bis 1744 nach Plänen Balthasar Neumanns. Das beeindruckende Treppenhaus – eine einzige, freitragende Muldenkonstruktion – offenbart das Genie Neumanns, der damals noch am Anfang seiner Karriere stand. Eine große Zahl hervorragender Künstler wirkte bei der Ausstattung der Residenz mit, darunter der Stuckateur Antonio Bossi und der bedeutendste Freskenmaler der Zeit, der Venezianer Giovanni Battista Tiepolo, der im Treppenhaus das größte zusammenhängende Fresko der Welt schuf. Bei der Zerstörung der Stadt am 16. März 1945 blieben das Treppenhaus, der Weiße Saal, der Kaisersaal und der Gartensaal erhalten. Die Paradezimmer, ausgestattet in reichstem Rokoko, wurden wiederhergestellt, die Möbel und Wandteppiche wurden fast vollständig gerettet. Der Wiederaufbau dauerte nahezu 40 Jahre. Von den etwa 340 Räumen der Residenz sind 42 heute Schauräume. Außerdem werden Teile der Residenz von der Universität und vom Martin-von-Wagner-Museum genutzt. Mit der Staatsgalerie Würzburg beherbergt sie darüber hinaus eine Zweiggalerie der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen, die den großen Jahrhunderten der venezianischen Malerei gewidmet ist.

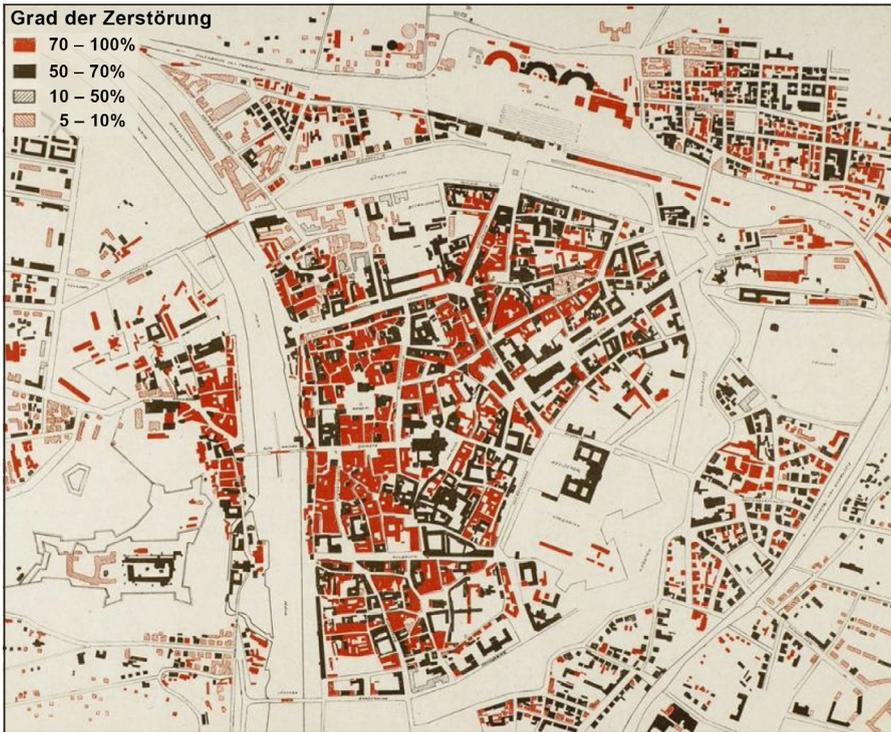
Von der Residenz führte unser Rundgang zurück zum **Falkenhaus** und damit zu einem Juwel des Rokoko schlechthin. An seinem Standort befand sich im Mittelalter der Wohnsitz des Dompfarrers. 1735 ging das Haus in den Besitz des Gastwirts Franz Thomas Meißner über. Meißners Witwe Barbara ließ 1751 die Fassade mit der prächtigen Rokoko-Stuckdekoration von wandernden Stuckateuren aus Oberbayern



Abb. 16: Marienkapelle und Falkenhaus in Würzburg (Foto: © H. Dany)

T4: Zerstörung Würzburgs in den letzten Kriegstagen

1945 wurde Würzburg mehrfach zum Ziel von Luftangriffen. Der schwerste davon ereignete sich am 16. März 1945. Er entfachte einen Feuersturm, der rund 5.000 Menschen das Leben kostete, 90.000 wurden obdachlos. 82% der Bausubstanz und 90% der historischen Innenstadt, darunter die wichtigsten Architekturdenkmale wie die Residenz oder der Dom, wurden zerstört oder beschädigt. Nach Gefechten wurde die Stadt am 06./07.04.1945 an die Amerikaner übergeben. Nach Plänen von Hubert Groß, Rudolf Schlick und Paul Heinrich Ottos erfolgte der (Wieder-)Aufbau. In der Innenstadt behielt man die Grundrisse – wenn auch teils autogerecht abgewandelt – bei und rekonstruierte zumindest äußerlich zahlreiche wichtige Baudenkmale wie die Residenz und die Kirchen. Am Stadtrand wurden Trabantsiedlungen (wie etwa Heuchelhof) errichtet.



Schadensplan der Würzburger Innenstadt 1946

(Quelle: © Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Bildarchiv, autorisiert)

Bilanz des Schreckens:

- zwischen 21. Februar 1942 und 16. März 1945: insgesamt 6 Luftangriffe
- schwerster Luftangriff am 16. März 1945: ca. 5.000 Tote
- durch Verteidigungskampf Anfang April 1945: mehrere Hundert Tote
- 01.–06. April 1945: Sprengung der 3 Mainbrücken durch deutsche Soldaten
- 06./07. April 1945: Übergabe der Stadt an die US-Armee
- Kriegsende: 90% der Bausubstanz der Innenstadt völlig zerstört bzw. schwer beschädigt

(Quelle: <https://www.bavariathek.bayern/wiederaufbau/orte/detail/wuerzburg/65>, verändert)

versehen. Die Fassade des Falkenhauses mit den originell geschweiften Giebeln gehört zu den schönsten Rokokofassaden in ganz Süddeutschland. Beim Luftangriff auf Würzburg am 16. März 1945 brannte das Gebäude völlig aus. Der Wiederaufbau nach alten Fotografien zog sich bis Mitte der 1950er Jahre hin (vgl. Textfeld T4).

Angesichts der fortgeschrittenen Zeit konnte das linksseitige **Mainviertel** nur eingeschränkt in unseren Rundgang einbezogen werden. Auf die Bedeutung des **Deutsche Ordens** wurde mit Blick auf die Deutschhauskirche von der Alten Mainbrücke aus verwiesen, wobei es nicht völlig gesichert ist, seit wann sich der Orden in der Stadt Würzburg niedergelassen und ein Ordenshaus (= Kommende oder Komturei) errichtet hat. Bezeugt ist, dass am 16. November 1219 der Würzburger Bischof Otto I. von Lobdeburg mit Zustimmung des Domkapitels dem Deutschen Orden das Areal des Katzenwickerhofs schenkte, jenes ehemaligen Königshofs, wo einst der Stauferkönig Friedrich Barbarossa (1152–1190) seine Hochzeit mit Prinzessin Beatrix von Burgund gefeiert hatte. Die Bestätigung der Schenkung erfolgte am 11. Juli 1220 durch Papst Honorius III. Im Jahre 1224 stimmte Kaiser Friedrich II. (1212–1250), der offenkundig noch ein Verfügungsrecht über den Königshof hatte, ebenfalls zu, vermutlich unter der Auflage, dass hier das kaiserliche Gefolge gepflegt werden musste, wenn es in Würzburg Station machte.

Als mit der Säkularisation 1803 das Fürstbistum Würzburg an das von Napoleon geschaffene Königreich Bayern kam und 1809 der Deutsche Orden auf Befehl Napoleons aufgelöst wurde, waren die Gebäude, insbesondere die Kirche, dem Verfall preisgegeben. Das Komtureigebäude wurde von der Militärverwaltung lange Zeit teilweise als Magazin benutzt. 1911 wurde das Kasino des Offizierskorps der 2. Trainverwaltung nach verschiedenen Umbauten im Innern eingerichtet, das dort bis 1919 verblieb. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden das Heeresbauamt und das Vermögensamt in den Räumen untergebracht.

Unser abschließender Besuch war der **Burkarder Kirche** (auch St. Burkard) gewidmet, nach der Marienkirche auf der Festung Marienberg die zweitälteste Kirche Würzburgs und seit dem Mittelalter die für das Mainviertel zuständige Pfarrei. Das seit 986 gleichnamige Kloster, das aus einem Andreaskloster hervorgegangene Benediktinerkloster St. Burkard, bestand von 983 bis 1464 und war ab spätestens 1470 ein Ritterstift (Kollegiatstift) bis 1803. Benannt wurde die Kirche nach ihrem Patron, dem 742 von Bonifatius zum ersten Würzburger Bischof geweihten heiligen Burkard. Dieser gründete um 750 das am Fuße des Marienbergs gelegene Kloster St. Andreas, das der heiligen Maria und den Heiligen Andreas und Magnus geweiht war und zu dem auch der Marienberg mit der Marienkirche gehörte. Bischof Hugo überließ das Andreaskloster im Jahr 983 den Benediktinern. Am 14. Oktober 986 wurden die Gebeine des heiligen Burkard in einer feierlichen Prozession in das Kloster überführt und dort begraben.

Die Baugeschichte von St. Burkard ist kompliziert. Der romanische Teil der Kirche wurde 1042 geweiht. 1168 wurde die nördliche Portalvorhalle des Langhauses errichtet. 1250 wurden die beiden Osttürme um zwei Stockwerke erhöht. Um 1490 wurde

die romanische Basilika um ein spätgotisches Querhaus und den Ostchor erweitert. Um den Durchgang der Uferstraße zu erhalten, mussten diese auf Schwibbögen gestellt werden. 1663 bis 1667 wurden im Zuge des Neubaus der Würzburger Befestigungsanlagen der Westturm und zwei Joche vom Langhaus abgebrochen.

Zu den Besonderheiten der Ausstattung zählt u. a. ein Gedenkstein der seit dem Jahr 1010 bestehenden Fischerzunft Würzburg. Die Würzburger Fischer feiern traditionell jährlich am Dreikönigstag (6. Januar) in St. Burkard ihr Zunftfest. Dem Kircheneingang gegenüber befindet sich eine Madonna von Tilman Riemenschneider. Ein 1589 bis 1590 geschaffener Marienaltar zeigt noch Elemente der gotischen Tradition. Weitere Ende der 1660er Jahre geschaffene Altäre waren bereits im 18. und 19. Jahrhundert wieder verschwunden. Schwere Schäden erlitt die Kirche beim Bombenangriff auf Würzburg am 16. März 1945, als der Dachstuhl und ein Langhaus ausbrannten. Im Jahr 1950 war die Kirche wiederhergestellt.

Es war wohl kein Zufall, dass der Besuch von St. Burkard am Ende unseres Stadtrundgangs eingeplant war, galt es doch, sich hier von Burkhard (in diesem Fall mit h) Büdel zu verabschieden und für eine äußerst lehrreiche Stadtführung zu bedanken. Für die inzwischen doch recht verspätete Mittagspause nutzten die meisten Gruppenmitglieder die nahegelegene *Goldene Gans*, ein offensichtlich sehr beliebter Biergarten, der fast vergessen ließ, dass wir uns eigentlich im Zentrum des fränkischen Weinbaus befanden.

Der Rückweg am Spätnachmittag erfolgte wiederum auf dem Mainradweg, wobei die Gelegenheit für einen Zwischenstopp in Ochsenfurt genutzt wurde, um uns in einem kurzen Überblick mit dem historischen Stadtbild vertraut zu machen.

Der Name von **Ochsenfurt** leitet sich ab von einer Furt über den Main (vgl. Schweinfurt, Haßfurt u. a.). Die erste urkundliche Erwähnung erfolgte 725, als an diesem Ort im Auftrag von Bonifatius ein Kloster gegründet wurde. Möglicherweise befand sich bis ins 11. Jahrhundert in Ochsenfurt auch ein Königshof. Um 1295 wanderte der Besitz der Stadt vom Tafelgut des Würzburger Bischofs in den Besitz des Würzburger Domkapitels. Die Mauern und Türme stammen aus dem 14. Jahrhundert. Seit dieser Zeit war die Stadt Teil des Hochstifts Würzburg. Erst mit dem Bau der Brücke 1512 gewann Ochsenfurt auch wirtschaftliche Bedeutung. 1525 kam es während der Bauernkriege zu Aufständen. Das neue Rathaus, das Wahrzeichen der Stadt, wurde bereits 1497 fertiggestellt (Abb. 17). Die St. Andreas Kirche wurde 1288 geweiht. In Ochsenfurt existierte ein mittelalterliches Leprosorium, das vermutlich im 14. Jahrhundert gegründet wurde.

Als größte Stadt im Landkreis Würzburg besticht Ochsenfurt durch seine unmittelbare Flusslage am südlichen Maindreieck. Die historische Altstadt wird von einer nahezu vollständigen Befestigungsanlage mit zahlreichen Stadttoren und Türmen umrahmt. Der Stadtgraben ist nahezu unverändert erhalten. Neben markanten Einzelsehenswürdigkeiten gelten u. a. auch die Fachwerkhauszeile sowie modern gestaltete Elemente wie die „Ochsen-Furt“ genannte Brunnenanlage in der Altstadt als besondere Attraktionen.



Abb. 17: Das Neue Rathaus in Ochsenfurt (Foto: © H. Dany)

Die Alte Mainbrücke gilt die als zweitälteste Steinbrücke Deutschlands (nach Würzburg).

Mit dem Besuch von Ochsenfurt endete unser Tagesprogramm, zumindest offiziell. Inoffiziell bot sich eine Verlängerung am Abend *Am Tor bei Wein & Sonnenschein* im historischen Ambiente des Marktbreiter Stadtores an, die noch reichlich Gelegenheit bot, uns mit den Köstlichkeiten der fränkischen Weinlagen vertraut zu machen.

Sonntag, 11.06.: Mittelalterliche Stadtbefestigungen im Maintal (Radelstrecke 35 km)

Der letzte Exkursionstag war schwerpunktmäßig dem Thema „mittelalterliche Stadtbefestigungen“ gewidmet, ein Thema, das uns an den Tagen zuvor schon mehrfach begleitet hatte. Ein erster Besuch an diesem Vormittag galt **Frickenhausen am Main**, das sich gerne als einen der ältesten mittelalterlichen Weinorte in Mainfranken bezeichnet und dessen historisches Erscheinungsbild weitgehend erhalten ist. Unter der Herrschaft des Domkapitels zu Würzburg entstanden zahlreiche Fachwerk- und Barockgebäude. Der Weinbau ist bereits in salischer Zeit bezeugt. Bis zum 9. Jahrhundert gehörte die Siedlung zum Herrschaftsbereich der Babenberger. Der örtliche Weinbau und die Errichtung einer eigenen Kirche dürfte auf dieses Adelsgeschlecht zurückgehen. Frickenhausen gelangte dann an das Hochstift Würzburg auf dem Weg einer Schenkung, nachdem der gräflich babenbergische Besitz infolge der Babenberger Fehde dem Reich verfallen war. Diese Schenkung ist dokumentiert in einer Urkunde von König Ludwig dem Kind aus dem Jahr 903. Der König schenkte dem Bistum Würzburg *Kirche und Königsgut* in Frickenhausen. Damit sollte der Ort für die Verwüstungen durch Adalbert von Babenberg entschädigt werden.



Abb. 18: Frickenhausen am Main – Unteres Tor, westliches Haupttor der im 15. Jahrhundert erbauten Befestigung mit Renaissancegiebel von 1518 (Quelle: Muesse, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Frickenhausen_0158.JPG, CC BY 3.0 legalcode)

Die Würzburger Bischöfe erhoben Frickenhausen zum bischöflichen Tafelgut. Sie förderten das örtliche Gewerbe und die Landwirtschaft, insbesondere den Weinbau. Am 12. Mai 1182 bestätigte Papst Lucius III. dem Hochstift die „*villa, que dicitur Frickenhusen*“. Bischof Berthold II. von Sternberg inkorporierte 1276 mit Zustimmung des Domkapitels die bischöfliche Patronatspfarre „Frickenhusen“ mit ihren Kapellen dem Hochstift zur Aufbesserung der Pfründe. Im 14. Jahrhundert häufte das Hochstift immer mehr Schulden an, was Anfang des 15. Jahrhunderts den damaligen Bischof Johann I. von Egloffstein dazu veranlasste, durch Verkäufe die Verschuldung des Hochstifts zu reduzieren.

So kam Frickenhausen durch einen Verkauf im Jahr 1406 für 10.000 Gulden an das Würzburger Domkapitel, das den Ort weiter förderte. Es kann nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen werden, wann der Ort das Marktrecht erhielt. Da aber König Ruprecht von der Pfalz (1400–1410) am 14. November 1406 vom Domkapitel die schriftliche Bitte vorgelegt wurde, den Jahrmarkt am Gallustag (16. Oktober) um drei Tage zu verlängern, müssen schon früher regelmäßig Märkte stattgefunden haben. Im Jahre 1642 wurde mit dem Jahrmarkt auch ein Viehmarkt verbunden. Allen Besuchern, die sich am Frickenhäuser Markt beteiligten, wurde des *Hl. Römischen Reichs Schirm und Geleit* zugesichert.

Im Jahre 1475 baute das Domkapitel eine große Weinkellerei. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurde außerdem eine massive Befestigung mit Mauer und Türmen angelegt. Der spätmittelalterliche Mauerring umfasst den Ort in einem etwa rechteckigen Umriss und ist in seinem ganzen Umfang erhalten. Im 16. Jahrhundert wurden die Pfarrkirche St. Gallus, eine dreischiffige Hallenkirche, und das angrenzende Rathaus im Stil der Spätgotik errichtet. Im Rahmen der durch den Reichsdeputationshauptschluss geregelten Säkularisation wurde 1803 das Hochstift Würzburg aufgelöst. Frickenhausen fiel damit an das Kurfürstentum Bayern.

Nur wenige Kilometer mainaufwärts hat auch **Sulzfeld am Main**, unser nächstes Ziel, bis heute eine fast vollständig erhaltene mittelalterliche Befestigungsanlage mit 21 Türmen und einem gut erhaltenen spätmittelalterlichen Ortsbild weitgehend bewahrt. Bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts bestand in Sulzfeld eine Fährverbindung über den Main, die bereits im 14. Jahrhundert urkundlich bezeugt ist. Allerdings war das Fährschiff immer der Konkurrenz zur nahen Fähre in Marktstef ausgesetzt. In der Frühen Neuzeit gab man deshalb zeitweise die Verbindung auf. Erst 1955 erwarb die Gemeinde Sulzfeld die Fährrechte von Marktstef.

Bereits seit dem Frühmittelalter betreiben die Menschen um Sulzfeld Weinbau. Die fränkischen Siedler brachten wohl im 7. Jahrhundert die Rebe mit an den Main. Im Mittelalter gehörte die Region zum größten zusammenhängenden Weinbaugebiet im Heiligen Römischen Reich. Sulzfeld stieg zu einer der wichtigsten Weinbaugemeinden des Hochstifts Würzburg auf, was seinen Niederschlag auch in der Errichtung der



Abb. 19: Die historische Stadtummauerung von Sulzfeld am Main (Foto: © H. Dany)

Ortsbefestigung und einer repräsentativen Kellerei zur Lagerung des Getränks fand. Fatale Konsequenzen für den Ort hatte der Überfall der Schweden im Dreißigjährigen Krieg während der Weinlese, als nahezu die gesamte Ernte vernichtet wurde. In der Folge verarmte das Dorf, weil es größtenteils vom Weinexport lebte.

Der Niedergang des Weinbaus setzte sich mit der Säkularisation zu Beginn des 19. Jahrhunderts fort. Vor allem klimatisch weniger begünstigte Lagen gab man vollständig auf. Zusätzlich erschwerte das Aufkommen von Schädlingen wie der Reblaus den Anbau. Aus ehemaligen Vollerwerbs- wurden „Feierabend“-Winzer, soweit sie den Weinbau nicht völlig aufgaben. Konsolidieren konnte sich die Weinbauregion Franken erst wieder in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Der Einsatz von Düngern und verbesserte Anbaumethoden haben dazu ebenso beigetragen wie die Organisation in Genossenschaften und die Flurbereinigung der 1970er Jahre.

Zusammen mit dem Kulturtourismus, der insbesondere den vollständig erhaltenen Altort zum Ziel hat, bildet der Weinbau heute in Sulzfeld einen wichtigen Wirtschaftszweig. So haben mehrere Weingüter im Ort ihren Sitz. Daneben wurde die Sulzfelder Weinlage *Maustal* vom Verband Deutscher Prädikatsweingüter (VDP) zur „Großen Lage“ erklärt. Ein Rebsortenwanderweg zieht sich durch die Weinberge um Sulzfeld. Die jahrhundertealte Weinkultur prägt den Ort das ganze Jahr über. Mittelpunkt bildet das Straßenweinfest Anfang August, das seit über 50 Jahren gefeiert wird. Und es gibt noch eine bemerkenswerte Besonderheit: Sulzfeld gilt als Geburtsort der *Meterbratwurst*, d.h. einer Bratwurst, die man nach ihrer metrischen Länge bestellt. In einem örtlichen Gasthaus liegt der Verzehrrekord bei über sechs Metern innerhalb einer Stunde. Der Wirt versichert: „*Wer diesen Rekord bricht, der hat sämtliche Verzehrkosten frei*“.

Letzter Besichtigungspunkt auf unserer Tour war die Stadt **Kitzingen**, deren Geschichte um etwa 745 mit der Gründung eines Frauenklosters durch Hadeloga (oder Adeloga), nach der Sage eine Tochter des fränkischen Hausmeiers Karl Martell, beginnt. Als sie eines Sommertages auf der Terrasse des Schlosses ihres Bruders König Pippin III. der Jüngere (*Pippin der Kurze*) auf dem Schwanberg stand und in das Maintal zu ihren Füßen schaute, war sie so angetan von der Lieblichkeit der Landschaft, dass sie beschloss, ein Kloster zu gründen. Sie übergab ihren Schleier (laut anderen Quellen: ihren Handschuh) dem Wind, der ihn nach Westen ins Tal trug. Da, wo der Schleier zu Boden fiel, wollte sie das Kloster errichten. Der Schäfer Kitz fand den Schleier am westlichen Strand des Mains an einem Weinstock hängend. Dort wurde das Kloster erbaut. Zu Ehren des Schäfers wurde es *Kitzingen* genannt. Soweit die Sage. Als zeitlich früheste Beurkundung des Klosters ist in der Lebensbeschreibung des ersten Fuldaer Abtes Sturmius, der *vita sturmi*, unter *apud Kizinga monasterium* das Jahr 748 angegeben, mit Hadeloga als dessen Äbtissin. Vermutlich wurde das Kloster durch den Hl. Bonifatius geweiht.

1040 wurde erstmals eine Siedlung („villa“) um das Kloster erwähnt. Vom 11. bis zum 15. Jahrhundert entwickelte sich Kitzingen nach und nach zur Stadt (das genaue

Datum der Stadtrechtverleihung ist nicht bekannt) und konnte sich schrittweise von der Abhängigkeit gegenüber dem Kloster lösen. Dabei wechselte der Ort mehrfach den Besitzer (Grafen von Hohenlohe, Hochstift Würzburg, Markgrafen von Brandenburg-Ansbach). Im 13. und 14. Jahrhundert wurde die Stadt erstmals mit einem rechteckigen, turmbewehrten Mauerring umgeben, dessen auffälligstes Relikt der Marktturm ist. In diese Befestigung war auch der Bau einer steinernen Mainbrücke einbezogen, die im Jahr 1300 in einer hohenlohischen Urkunde erstmals erwähnt wird. Im 15. Jahrhundert, als die Stadt über diese erste Befestigung hinausgewachsen war, umwallte man sie mit einer zweiten Stadtmauer mit insgesamt 30 Wehrtürmen, diesmal in Form eines gleichseitigen Dreiecks, wobei die Mainfront die Ostseite bildete.

Seit dem Frühmittelalter betreiben die Menschen um Kitzingen Weinbau, zumeist im Nebenerwerb zur Selbstversorgung. Gleichzeitig bildeten sich entlang des Mains aber auch bereits Exportzentren heraus. Kitzingen wurde aufgrund seiner Lage und seiner Befestigung von den Menschen der Umgebung schnell zum Zentralmarkt für den Wein aufgewertet. An den Markttagen zogen die Benediktinerinnen des Klosters den sogenannten Weinzehnt von den Händlern ein, sodass der Weinhandel schnell zum wichtigsten wirtschaftlichen Faktor in Kitzingen aufstieg.

Historisches Zentrum der trotz vieler Zerstörungen und Veränderungen in weiten Teilen noch gut erhaltenen mittelalterlichen Altstadt mit ihrer unverwechselbaren, vieltürmigen Silhouette bildet der Marktplatz, ein geschlossenes Denkmalensemble von Geschäfts- und Bürgerhäusern. Er wird dominiert vom Renaissance-Rathaus des Werkmeisters Eckhart von Schaffhausen, das 1563 vollendet wurde, und vom 39 Meter hohen Marktturm, einem ehem. Wehrturm der inneren Stadtbefestigung aus dem 13. und 14. Jahrhundert mit einem Obergeschoss von 1546, der später als städtischer Wachturm diente und heute das Zentralarchiv der Deutschen Fastnacht beherbergt. Am Marktturm ist oberhalb der ihn umgebenden Geschäftshäuser aus dem frühen 19. Jahrhundert auch noch der ehem. Pranger zu erkennen. Die Kitzinger Elle in Form eines metallenen Längenmaßes, das an der dem Platz zugewandten Ecke des Rathauses befestigt ist, erinnert an die frühere Funktion des Platzes als Hauptmarkt der Stadt. An der Südostecke des Platzes befindet sich der Marktbrunnen aus dem 18. Jahrhundert, der eine Sandsteinfigur des Frankenapostels Kilian trägt und daher auch als Kiliansbrunnen bezeichnet wird. Ansonsten wird der Marktplatz durch drei- bis viergeschossige Traufseithäuser des 18. Jahrhunderts und diesen angegliche historische Bauten bestimmt. Insgesamt vermittelt der Marktplatz noch heute das Bild der „guten Stube“ einer mainfränkischen Kleinstadt.

Zu den bedeutenden historischen Bauwerken der Stadt zählt auch hier die Alte Mainbrücke, deren Entstehung auf das ausgehende 14. Jahrhundert datiert ist. Im Verlauf ihrer Geschichte musste sie häufig erneuert werden, um durch Hochwasser oder durch Eisgang verursachte Schäden zu beheben. Mitte der 1950er Jahre wurde sie umfassend umgebaut, um der Schifffahrt auf dem Main mehr Raum zu geben, wobei wesentliche Teile ihrer historischen Substanz bewahrt werden konnten. So fügt sich



Abb. 20: Die Stadtkulisse von Kitzingen mit der Alten Mainbrücke (Foto: © H. Dany)

die Brücke bis heute harmonisch ein in die mittelalterliche Stadtkulisse, die sich von der gegenüberliegenden Mainseite aus eindrucksvoll präsentiert (Abb. 20).

Mit diesem Blick endete unsere Tour. Die ursprünglich für Kitzingen angedachte Mittagspause scheiterte an den lokalen Versorgungsmöglichkeiten für unangemeldete Gruppenbesuche, so dass kurzerhand die Rückfahrt zu unserem Standquartier beschlossen wurde.

Fazit der Exkursion: Das südliche Maindreieck bietet eine Fülle historischer und aktueller Sehenswürdigkeiten, die es zu einem lohnenden Exkursionsziel machen, auch und gerade für eine Fahrradexkursion, für die ein ausgezeichnetes Radwegenetz vorhanden ist. Erwähnt sei diesbezüglich nochmals die ausgezeichnete Infrastruktur für Radtouristen, die uns im *InHotel Mainfranken* in Marktbreit zur Verfügung stand. Begünstigt wurde die Tour von nahezu idealen Wetterbedingungen, sieht man einmal von dem verregneten Spätnachmittag am Ankunftstag ab. Und nicht zuletzt sei die herzliche fränkische Gastfreundschaft erwähnt, die uns überall begegnet ist. Allen, die am guten Gelingen der Tour beteiligt waren, sei auch an dieser Stelle gedankt. Dies schließt ausdrücklich auch die Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit ein, die ihre Fotoauswahl zur Dokumentation dieses Protokolls zur Verfügung gestellt haben.

PLETSCH, ALFRED

Wanderexkursion „Kleinwalsertal“

Allgemeiner Teil

Das Kleinwalsertal war in der Vergangenheit schon mehrfach Ziel von Wanderexkursionen unserer Gesellschaft. Vom 02. bis 09. Oktober 1999 führten Dr. Gerhard Eisel, Dr. Walter Wilhelm Jungmann und Dipl. Geograph Andreas Rademacher eine 50-köpfige Gruppe, wobei vor Ort eine Unterteilung in drei Kleingruppen vorgenommen wurde, die auf unterschiedlichen Routen mit verschiedenem Schwierigkeitsgrad diesen Teil der Allgäuer Alpen im österreichischen Bundesland Vorarlberg erkundeten. Wegen der großen Nachfrage wurde die Exkursion unter Leitung von Dr. Jungmann und Dr. Andreas Vött vom 29.09. bis 05.10.2002 erneut angeboten, wiederum mit 50 Teilnehmerinnen und Teilnehmern, was damals noch bedeutete, dass das *Sport- und Studienheim des Marburger Universitätsbundes* komplett von unserer Gruppe eingenommen wurde. Erst spätere Umbauten des *Marburger Hauses* haben zu einer deutlichen Erweiterung der Beherbergungskapazität geführt, zuletzt durch einen Neubau neben dem ursprünglichen Gebäude, wodurch die Belegzahlen nahezu verdoppelt werden konnten (Abb. 1).

Das Interesse an der Exkursion war auch dieses Mal wieder sehr groß, wobei aus kapazitären Gründen eine Teilnehmerbeschränkung unumgänglich war. Obwohl wir uns bereits ein Jahr vor dem Veranstaltungstermin um die Reservierung der Quartiere bemüht hatten, konnten nur 28 Plätze für uns bereitgestellt werden, und dies auch nur unter Einbeziehung einer benachbarten Ferienwohnung im *Haus Bergfreund*, wo



Abb. 1: Das Marburger Haus in Hirschegg (Kleinwalsertal) (Foto: © Marburger Haus)

zwei Ehepaare untergebracht werden konnten. Begünstigt wurde die Exkursion durch geradezu ideale Wetterbedingungen, was noch eine Woche vorher undenkbar schien. Ein rechtzeitiger Wechsel der Großwetterlage mit einem stabilen Hochdruckgebiet über Mitteleuropa bescherte uns dann Temperaturen bis nahe 30°C, fast etwas zu viel des Guten, hätten uns nicht die Sennhütten unterwegs während der Wanderungen ausreichend Möglichkeiten zur Einkehr geboten.

Folgende Mitglieder nahmen an der Exkursion teil:

Dany, Heidi	Leib, Renate	Szöcs, Andreas, Dr.
Dany, Hermann	Merte, Dieter	Szöcs, Birgit
Donges, Hans-Joachim	Morherr, Marianne	Thielicke, Dirk
Dukat, Ulrike	Pletsch, Alfred, Dr.	Vetter, Heidi
Franke, Dieter, Dr.	Pletsch, Erika	Walter, Margrit
Gähler, Renate, Dr.	Radler, Peter	Wimmel, Frank, Dr.
Hofmann, Reinhard	Rekowski, Elke	Wimmel-Schlienbecker, Waltraud
Knoche, Bernadette	Rekowski, Peter, Dr.	Wollenteit, Anne
Knoche, Harald, Dr.	Romang, Margit	
Leib, Jürgen, Dr.	Spinner, Sybille	

Das Kleinwalsertal – eine Einführung: Ein allgemeiner Überblick über die naturräumlichen Strukturen sowie die geschichtlichen und kulturgeographischen Merkmale des Kleinwalsertals sei im Folgenden der chronologischen Betrachtung des Exkursionsablaufs und der behandelten Themen vorangestellt.

Das Kleinwalsertal (auch: Kleines Walsertal) liegt in den Allgäuer Alpen und gehört zum österreichischen Bundesland Vorarlberg. Aufgrund der geographischen Lage mit seiner alpinen Geländestruktur hat es keine direkte Verkehrsverbindung zum übrigen Vorarlberger Land. Das Tal ist nur von der Nachbargemeinde Oberstdorf in Bayern auf einer Straße zu erreichen. Für die Republik Österreich handelt es sich damit um eine funktionale Exklave innerhalb der Bundesrepublik Deutschland. Auch wenn die einzige Straßenverbindung über Oberstdorf führt, gehört das Kleinwalsertal nicht zum Allgäu.

Geomorphologisch handelt es sich beim Kleinwalsertal um ein ehemaliges Gletschertal im Osten von Vorarlberg. Es ist umgeben von den Nordwestlichen und Südöstlichen Walsertaler Bergen, die im Osten und Südosten an die Allgäuer und Lechtaler Alpen, im Süden an den Tannberg und im Westen an den Bregenzerwald grenzen. Höchste Erhebung ist der Große Widderstein (2536 m). Weitere markante Berge sind der Elfer (2387 m), der Zwölfer (2224 m), der Hohe Ifen (2230 m), die Kanzelwand (2058 m), das Fellhorn (2039 m) und das Walmendinger Horn (1990 m). Nach Norden hin öffnet sich das Alpenvorland. Die Breitach zieht sich durch das gesamte Tal und wird von einigen Bächen gespeist, die ihr aus den Seitentälern zufließen (vgl. Abb. 2).

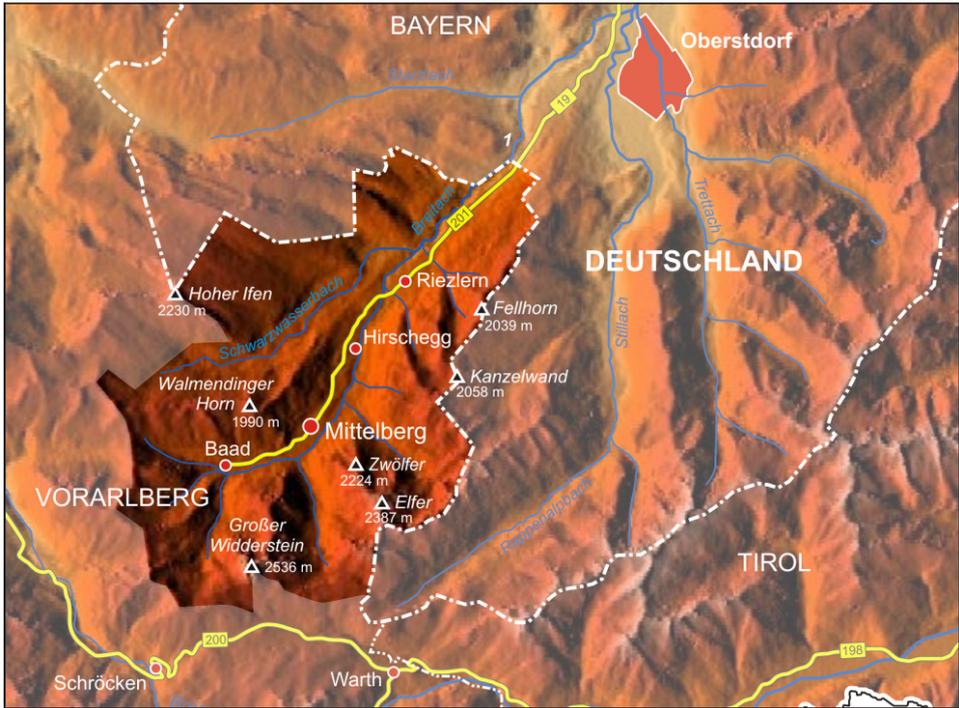


Abb. 2: Topographische Karte des Kleinwalsertals (Quelle: Lencer, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Karte_Kleinwalsertal_SRTM3.png, CC BY-SA 3.0)

Hinsichtlich der **Geologie** treffen im Kleinwalsertal vier geologische Einheiten aufeinander: Das *Helvetikum* mit dem verkarsteten Schratzenkalk (Ifen, Gottesackerplateau), der Rhenodanubische oder Vorarlberger *Flysch* (Walmendinger Horn, Heuberg, Güntlispitze, Fellhorn), die schroffen Felsen des Ostalpin (Nördliche Kalkalpen) aus *Hauptdolomit* (Widderstein, Elfer, Schafalpenköpfe, Kanzelwand) und die *Arosazone*, die einen schmalen, lückenhaften Gürtel zwischen Flysch und Ostalpin bildet. Sie enthält die größte Vielfalt an Gesteinen und zieht sich vom Üntschenjoch, dem Bärenkopf entlang quer durchs Gemstel- und Wildental bis unter die Kanzelwand (vgl. Beitrag von S. Harnischmacher in diesem Jahrbuch, S. 145 ff.).

Die ältesten Siedlungsspuren im Kleinwalsertal reichen bis in die Steinzeit zurück. Davon zeugen Ausgrabungen am Gottesackerplateau, bei denen unter anderem Schaber, Pfeilspitzen und Feuerstellen aus der Jungsteinzeit zu Tage kamen. Am Widderstein und am Bärenkopf wurden zudem nach umfangreichen Prospektionsarbeiten Abbaustellen von Radiolariten (Kieselschiefer zur Herstellung von Steinwerkzeugen und Pfeilspitzen) entdeckt. Vermutlich wurde in diesen steinzeitlichen Bergwerken mit Hirschgeweihhacken oder faustgroßen Hämmern das wertvolle Gestein abgetragen.

Die älteste urkundliche Erwähnung des Kleinwalsertals ist auf den 5. Februar 1059 datiert. Demnach erhielt Bischof Heinrich II. von Augsburg von König Heinrich IV.

ein Gebiet geschenkt, das an das heutige Kleinwalsertal grenzte. In dieser Urkunde werden auch zum ersten Mal der größte Bach des Tals mit seinem bis heute fast gleich gebliebenen Namen „praitahe“ (Breitach) sowie der höchste Berg als „widerostein“ (Widderstein) erwähnt.

Die ersten Bewohner des Kleinwalsertals kamen um etwa 1270 aus dem Oberwallis. Politische und/oder wirtschaftliche Gründe mögen sie veranlasst haben, ihre Heimat zu verlassen. So kamen „... um 1310 fünf Walliser Familien unter Führung eines Hans Wüstner über den Hochalppaß in das noch unbewohnte Breitachtal herab und schufen in jahrzehntelanger Rodungsarbeit die Siedlungen Baad, Bödmen, Mittelberg (mit Hirschegg) und Riezlern“, wie ein heimischer Chronist berichtet. Den Neusiedlern wurde die Rodung und Ansiedlung in dem zuvor nur zur Jagd eines Freiherrn von Rettenberg genutzten Gebiets gegen die jährliche Abgabe eines Laibs Käse pro Familie gestattet, wie urkundlich nachzulesen ist: „... das die armen leut zu Mittelberg mitsampt denen von Tenneberg (Tannberg) von Wallas khomen und frey leut seyen und hab den Mittelberg und zu den Rüetzern erreut und dotzermal haben sy anfenklich ain schirm empfangen von ainem herrn von Rotenberg (Rettenberg), darumb hab dann ain yeder demselben herrn geben jerrgklich (jährlich) ain khäs ...“. Besonders zu betonen ist hierbei, dass die Neusiedler als *frey leut* bezeichnet werden, was bedeutete, dass sie nicht der Leibeigenschaft unterworfen waren – ein Status, der unter dem Begriff der „Walser Freiheiten“ in die Geschichte eingegangen ist. Sie gewährten den Neusiedlern u. a. die Freiheit der Person, freie Abwanderung und Verheiratung, die freie niedere Gerichtsbarkeit und die politische Selbstverwaltung. Die hohe Gerichtsbarkeit (Blutbann) behielten sich indessen die Grundherren vor. Und im Ernstfall waren die „freien Walser“ verpflichtet, mit „*schilt und sper*“ Kriegsdienst zu leisten (Zitate aus <<https://www.walserstuba.at/erinnern>>).

Wer sind die Walser? Das Wort *Walser* bedeutet im Ursprung *Walliser* und bezeichnet jene deutschsprachigen bergbäuerlichen Siedler samt ihrer Nachkommenschaft, die im ausgehenden Hochmittelalter das Oberwallis in der Schweiz verließen, um sich im damals zu einem großen Teil noch romanischsprachigen Alpenraum anzusiedeln. Rund 150 Orte gelten als Walsersiedlungen. Sie sind auf einer Länge von rund 300 km im Alpenbogen verstreut zu finden. Die Ansiedlung von Walsern ist Ausdruck der hohen Mobilität im Alpenraum zwischen dem 13. und dem 15. Jahrhundert.

Hintergründe: Mit der Ausweitung des Imperium Romanum in der frühen Kaiserzeit waren der Alpenraum sowie der Westen und Süden Germaniens dem römischen Reich einverleibt worden, jedoch mieden die Römer weitmöglichst die hohen Berge der Alpen, die sie „*terra maledicta*“, also „verfluchte Erde“ nannten. Die von feindseligen, barbarischen Völkern bewohnten Landschaften lagen weit abseits der ihnen vertrauten Welt. Folglich hinterließen sie mit dem Untergang des Römischen Reichs (im Westen) im Alpenraum mehr oder weniger dünnbesiedelte Gebiete, die im Zuge der Völkerwanderung vorwiegend durch Völker besiedelt wurden, die dem westgermanischen Kulturkreis zuzurechnen sind. An prominenter Stelle sind hier die Aleman-

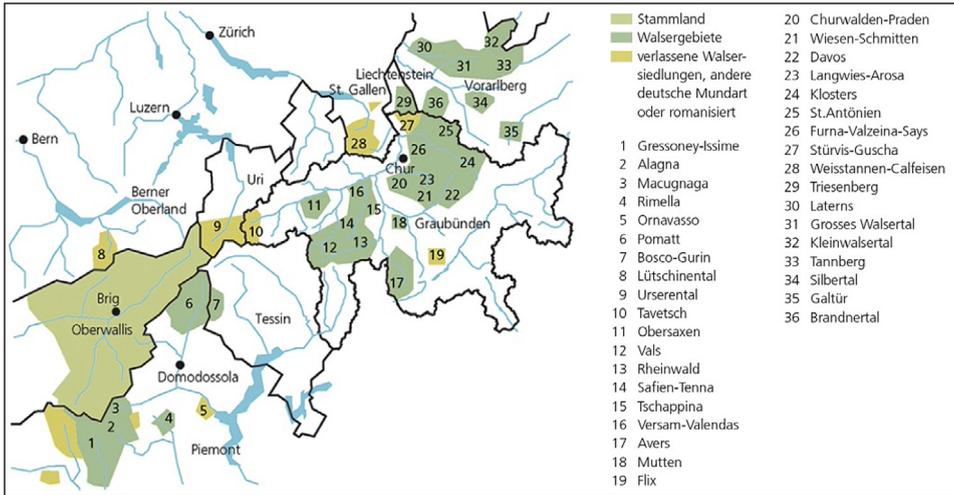


Abb. 3: Stammland und Siedlungsgebiete der Walser im Alpenraum

(Quelle: Wanner, [https://historisches-lexikon.li/Walser_\(Walliser\)](https://historisches-lexikon.li/Walser_(Walliser)), autorisiert IVfW-Sele)

nen zu nennen, die ab dem siebten und achten Jahrhundert das Schweizer Mittelland besiedeln und dabei bis ins obere Rhône-tal (Oberwallis) vorstoßen, wobei sie nur für kurze Zeit durch die Einmärsche der Ungarn und der Araber an einer weiteren Expansion gehindert werden. Mit der Ansiedlung im Wallis ist auch die volkscundliche Bezeichnung der *Walser* begründbar, auch wenn bzgl. der etymologischen Ableitung des Begriffs kontroverse Meinungen gelten (vgl. Textfeld T 1, S. 50).

Um die Jahrtausendwende waren die Umstände für die weitere Besiedlung und ein verstärktes Bevölkerungswachstum des Alpenraums günstig. Der transalpine Handel nahm langsam zu. Dies stimulierte das Wachstum neuer Städte und Dörfer in der Nähe wichtiger Bergpässe. Wegzollstationen, Unterkünfte und Transportdienste entstanden entlang der alten römischen Straßen und Pässe. Rasch wurden weitere Wege erschlossen. Die Bauernfamilien im oberen Rhône-tal begannen, ihre Kuh- und Ziegenherden sowie anderes Vieh auf der Suche nach frischen Weideflächen in die höheren Lagen des heutigen Oberwallis zu führen. Viele Bauern im Mittelalter besaßen bereits „Alpen“ oder Weideflächen im Hochgebirge, wo sie ihre Tiere im Sommer grasen ließen.

Die Walser wanderten in alle Richtungen aus und errichteten Bauernhöfe und kleine Siedlungen, die über ein etwa 350 Kilometer langes Gebiet vom heutigen Frankreich über Italien, die Schweiz, Liechtenstein, Österreich bis Deutschland verteilt waren. Es wird angenommen, daß sie zwischen 1150 und 1450 etwa 150 Ortschaften besiedelt oder gegründet haben. Zwei Faktoren, die wahrscheinlich zur Migration beigetragen haben dürften, waren die Überbevölkerung des oberen Rhône-tals und das Ende der mittelalterlichen Warmzeit (um 800–1300). Auch der landwirtschaftliche und ökonomische Druck spielte eine Rolle. Das schnelle Wachstum der städtischen Zentren in Norditalien und im Schweizer Mittelland nach 1100 veränderte die landwirtschaftli-

T 1: Die „Walser“ und ihre Nachbarn

Die *Walser* sind eine alemannische Volksgruppe, deren Vorfahren im 13. und 14. Jahrhundert das Wallis verlassen haben, um sich in verschiedenen Alpenregionen eine neue Heimat zu suchen. Die Gründe für ihre „*kleine Völkerwanderung*“ waren damals wohl fehlendes wirtschaftliches Auskommen sowie die Tatsache, dass Walser häufig von Kriegsherren als Söldner rekrutiert und – im Falle militärischer Erfolge – dann später mit einem Stück Land belohnt wurden. Die Walser sind hinsichtlich der Herkunft ihres Namens ursprünglich „*Leute aus dem Wallis*“. Nach verbreiteter Auffassung leitet sich „*Wallis*“ vom lateinischen bzw. romanischen „*vallis*“ („Tal“) ab und bezieht sich auf das sog. Walliser Rhönental oberhalb des Genfer Sees (einheimische Bezeichnung „*Rottental*“).

Die starke Präsenz der Römer im oberen Rhönental lässt es plausibel erscheinen, dass das heutige Wallis schon in jener Zeit die lateinische bzw. romanische Bezeichnung „*vallis*“ trug und bis etwa 400 n. Chr. behielt. Nach dem Zusammenbruch des Römischen Reiches fielen während der Völkerwanderungszeit Teile des Imperiums an die germanischen Eroberer, die u. a. in der Schweiz (in der heutigen „*Romandie*“) siedelten und den franko-provenzalischen Dialekt des Romanischen übernahmen. Es ist davon auszugehen, dass im oberen Rhönental um das Jahr 1000 dieser Dialekt verbreitet war. Das übrige von den Alemannen besiedelte Land, das bis ins heutige Berner Oberland reichte, wurde bis 900 n. Chr. dagegen vollständig deutschsprachig (Althochdeutsch).

Denkbar wäre aber auch, dass sich *Walser* von „*Welsche*“ (Sing. „*walha*“), der germanischen Bezeichnung für die Kelten, ableitet. So lange die Alemannen im Berner Oberland lebten, haben sie die romanisierte keltische Bevölkerung im Rhönental möglicherweise als „*Welsche*“ bzw. als „*walha*“ bezeichnet. Bei ihrem eigenen Vordringen in dieses Gebiet haben sie dann womöglich realisiert, dass die dort ansässige Bevölkerung selbst die Region als „*vallis*“ („Tal“) bezeichnete. Es könnte also durchaus sein, daß sich der Begriff „*Walliser*“ ursprünglich aus der Bezeichnung „*walha*“ („*Welsche*“) ableitet und im Zuge der weiteren (umgangssprachlichen) Entwicklung an das romanische „*vallis*“ angepasst hat. Aber diese Deutung ist eher spekulativ (wie der Autor des Beitrags auch selbst betont!).

(Quelle: BRAUN 2005, stark gekürzt)

che Produktion der Alpen grundlegend. Fleisch, Milch und frischer Käse von Bauern aus den Gebirgsgebieten wurde in den noch jungen Städten und Orten immer begehrter. Um der steigenden Nachfrage nachzukommen, brauchten die Bauern nicht nur mehr Tiere, sondern auch neues Land. Da die Walser bereits eine an die Bergwelt angepasste, bedarfsdeckende Wirtschaft entwickelt hatten und der Wettstreit um genügend Platz immer härter wurde, suchten sie nach einer Ausweitung ihres Siedlungsgebiets, die auch die Hochlagen des Gebirges mit einbezog.

Ab dem beginnenden 14. Jahrhundert sind sie im Laternser- und Kleinwalsertal nachgewiesen. Walserisch sind außerdem das Große Walsertal, Lech am Arlberg und zahlreiche verstreute Orte in den Seitentälern des Walgaus und des Rheintals. In Tirol ist Galtür eine Walsersiedlung, die unweit von Klosters liegt. Wurde früher der Auszug kleiner Siedlergruppen aus dem deutschsprachigen Oberwallis mit Überbevölkerung und Klimawandel begründet, gilt es inzwischen als gesichert, dass vor allem die Territorialherren mit Grundbesitz beidseits des Alpenkamms Walser zur Sicherung ihrer Hoheitsrechte ansiedelten oder diese durch andere mit ihnen verbundene Herren anwerben ließen.

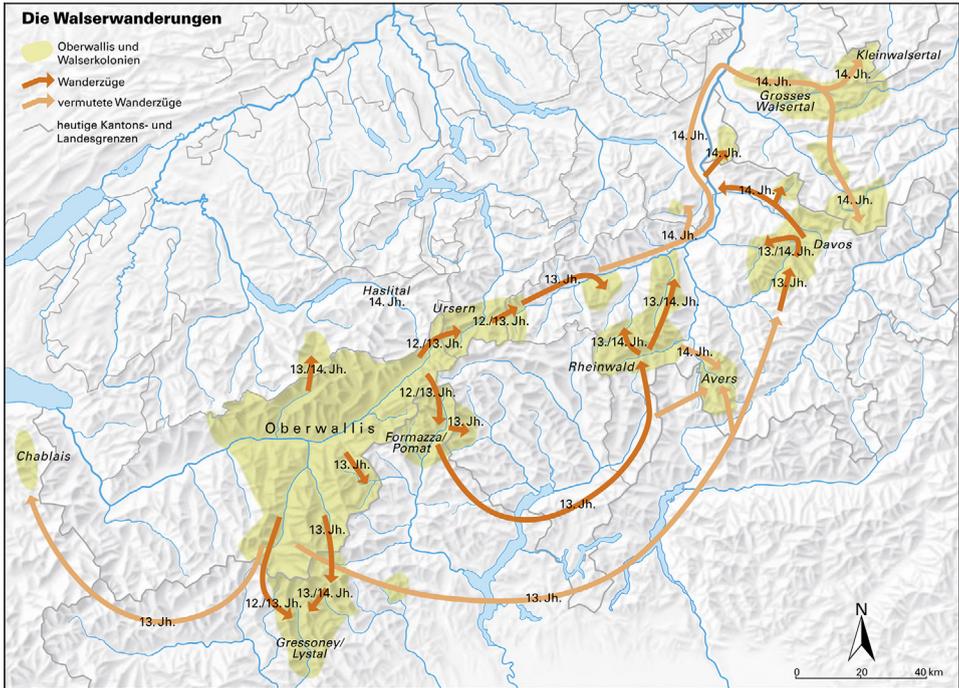


Abb. 4: Die Wanderungen der Walser im 13./14. Jahrhundert (Quelle: Angaben von MAX WAIBEL; A. FIBICHER, *Walliser Geschichte* 2, 1987, S. 234, © 2012 HLS und Kohli Kartografie, Bern, <<https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/007950/2013-08-20/>>)

Für ihre kolonisatorische Tätigkeit erhielten die größeren Walserkolonien in Graubünden, Hinterrhein, Davos, Safien und Langwies das mittelalterliche Kolonistenrecht. Es gewährte die freie Ammannwahl (etwa Ortsvorsteherwahl), die niedere Gerichtsbarkeit, Freizügigkeit und die freie Erbleihe zu unveränderlichem Zins. Die Walsersiedler hatten den Territorialherren Kriegsdienste zu leisten. Später weiterziehende Walser mussten sich in die örtlichen Rechtsverhältnisse einordnen. In den südlichen Walsertorten und in Vorarlberg gingen die frühen Autonomierechte im Verlauf des Spätmittelalters verloren. Da die Walser von ihren Territorialherren häufig Alpen und Waldgebiete zugewiesen bekamen, die bereits von ansässigen Vorsiedlern als Sommerweiden oder Holzressource genutzt worden waren, blieben einzelne lokale Streitigkeiten nicht aus. Ab Ende des 15. Jahrhunderts führten Raumnot und die Klimaverschlechterung (Stichwort „Kleine Eiszeit“) zu einer Abwanderung aus den Höhensiedlungen der Walser in die Talstufen. Dieser Vorgang brachte Walser und Talbewohner vermehrt im gleichen Gemeinwesen zusammen. In Graubünden und anderswo begünstigte die sich anbahnende Annäherung der Rechtsverhältnisse das Zusammenleben der sprachlich unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen.

Die kolonisatorische Leistung der Walser bestand in der Rodung, Besiedlung und Bewirtschaftung hoch gelegener, niederschlagsreicher Gebirgslagen. Dabei konzen-



Abb. 5: Undatierte Illustration eines „Walserzugs“ über die Alpen (Quelle: BUCHLI 1959, S. 186)

trierten sie sich hauptsächlich auf die Viehwirtschaft. Für ihre Wirtschaftsweise war die Almwirtschaft kennzeichnend, welche die Beschaffung größerer Heuvorräte und Viehbestände erforderte. Mit dem Kauf und dem Verkauf von Waren nahmen die Walser an der den Tauschverkehr ablösenden Geldwirtschaft teil. In Passlandschaften und Durchgangsgebieten von den Pässen am Monte Rosa über das Rheinwald bis ins Kleinwalsertal und am Gotthard spielten die Walser als Säumer (Wegführer, Bergführer) eine zentrale Rolle.

Die These, wonach die Walser beim Aufstieg der Drei Bünde (= Freistaat im Gebiet des heutigen Schweizer Kantons Graubünden im 14. und 15. Jahrhundert) vom Feudalismus zur frühneuzeitlichen Demokratie eine aktive Rolle gespielt hätten, hat der Rechtshistoriker P. LIVER (1953) für die Landschaften Rheinwald und Heinzenberg untermauert. Aus heutiger Sicht ist die Entstehung von Walsergemeinden Teil einer allgemeinen Rechtsentwicklung und Gemeindebildung, die sich unter besonderen Bedingungen vor allem im 15. Jahrhundert in ganz Graubünden und den angrenzenden Regionen vollzog. Die Ursner Talgemeinde im Schweizer Kanton Uri, die über eine grosse Autonomie verfügte, wurde 1382 reichsunmittelbar. In den übrigen Walsergebieten wurden die Walser in großräumige Adelherrschaften integriert. Ab dem 15.

Jahrhundert bekleideten Walser wichtige politische und militärische Ämter. Andere bewährten sich in der Fremde als Baumeister, Künstler, Geschäftsleute oder Söldner. Jahrhundertlang sicherte auf diese Weise die saisonale Abwanderung erwerbsfähiger Männer das Überleben der Walsersiedlungen. Mit der Entdeckung der Bergwelt als Erholungs- und Freizeitraum im 19. und 20. Jahrhundert erfolgte in den landschaftlich privilegierten Zonen mit dem zunehmenden Wohlstand die für die Tourismusbranche unentbehrliche Zuwanderung von Arbeitskräften.

Einzig fassbares Relikt einer ausschließlich walserischen Kultur ist die Mundart. Andere lokale Eigenarten aus dem spätmittelalterlichen Oberwallis sind nicht nachweisbar. Zudem hat die Anpassungsfähigkeit der Walser an ihre neue Umwelt, ihr Einfallsreichtum bei der Bewirtschaftung der neuen Gebiete und die Übernahme fremden Kulturguts im Lauf der Jahrhunderte bewirkt, dass sich in Walsergebieten Gemeinschaften herausbildeten, die lokale Eigenheiten im Baustil, im Brauchtum, in der Sachkultur und in der Arbeitstechnik entwickelten. Zur Abgrenzung eines eigenen Volkstums taugen diese nicht, denn sie gehören zum Gemeingut der Alpenraumbewohner. Was die Walser in ihren zum Teil von rätoromanisch- oder italienischsprachigen Nachbarn umschlossenen Siedlungen zusammenhält, sind das im 20. Jahrhundert erlangte historische Bewusstsein und vor allem die höchstalemannische Mundart, die durch einige Lautmerkmale und besondere Ausdrücke auffällt. Bereits in früheren Jahrhunderten verschwand die Walsersprache im Zuge der Abwanderung aus den Höhengiedlungen oder sie ging in der Umgangssprache der Umgebung auf. Im 20. Jahrhundert kam das Walserdeutsch mit dem Verkehr und dem Tourismus, dem Einfluss von Schule und Medien, aber auch durch Kontakte zu den deutschen und italienischen Nachbarmundarten unter Druck. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist die im Walserdeutschen beschriebene bäuerliche Welt weitgehend untergegangen. Das Walserdeutsche vermochte sich lediglich in einigen Walsergebieten Graubündens und Vorarlbergs relativ gut halten. Die internationale Vereinigung für Walsertum und mehrere regionale Gruppierungen bemühen sich darum, die Eigenheiten des Volkstums in Sprache und Bräuchen zu erhalten und die Zusammengehörigkeit zu pflegen. Im Rahmen dieser Bestrebungen wird alle drei Jahre ein internationales Walsertreffen durchgeführt (im Kleinwalsertal zuletzt 1986 in Mittelberg).

Über die Gründe der späten „Völkerwanderung“ gibt es verschiedene Ansichten. Harte Lebensbedingungen, geringer Bodenertrag, Überbevölkerung, ständige Fehden zwischen Landesherren, welche auf dem Rücken des Walliser Bergvolkes ausgetragen wurden, werden als mögliche Ursachen genannt. Ein wichtiger Grund war vermutlich auch, daß junge, wehrtüchtige Männer aus dem Wallis bei den Feudalherren in Graubünden und Vorarlberg, welche im 13. und 14. Jahrhundert ihre Privatfehden ausfochten, als Söldner sehr begehrt waren. Auch die ersten Walser in Vorarlberg waren möglicherweise aus dem Wallis angeworbene Kriegersleute, denen an Stelle eines Wehrsoldes Siedlungsland zu guten Bedingungen zugewiesen wurde. Die weitere

Geschichte des Kleinwalsertals ist durch ein ständiges Tauziehen unterschiedlicher Machthaber geprägt, wie Textfeld T 2 verdeutlicht.

T 2: Die Geschichte des Kleinwalsertals – Tauziehen politischer Machtinteressen

1059: Älteste urkundliche Erwähnung des Kleinwalsertals.

1270–1300: Erste urkundliche Nachweise der Besiedlung durch die Walser.

1350/51: Nach dem Tod des letzten männlichen Erben der von Rettenberg erwerben die Gebrüder von Heimenhofen das Breitachtal.

1451–1453: Die Walser nehmen Graf Ulrich von Werdenberg-Sargans und Hans von Rechberg gefangen. Herzog Sigmund von Tirol greift ein und erobert mit Waffengewalt die Tannberger Kolonie. Die Tannberger und Mittelberger unterstehen nunmehr dem Habsburger Herzog Sigmund und gehören somit fortan zu Österreich.

1500: Die Walser erlangen wieder die Patronatsrechte, die zuvor der römisch-deutsche König und Erzherzog Maximilian ausübte. Damit haben die Walser alle Rechte wieder erlangt, die sie 1453 verloren hatten.

1563: Unter Kaiser Ferdinand I. (1521–1564; Enkel Maximilians I. und Bruder Karls V.) erhalten die Walser ihr eigenes Gericht am 1. April 1563.

1806: Infolge der napoleonischen Kriege erlischt das Heilige Römische Reich Deutscher Nation. Durch den Preßburger Frieden wird Vorarlberg einschließlich Mittelberg (Kleinwalsertal) dem Königreich Bayern zugeschlagen.

1814: Am 7. Juli 1814 wird Vorarlberg wieder in das Habsburger Kaisertum Österreich eingegliedert. Im Tal wird dieser Staatenwechsel mit einem Bergfeuer gefeiert.

Durch die Konsolidierung des Königreiches Bayern und der k. u. k.-Monarchie Österreich-Ungarn sowie die Errichtung von Zollschranken wurde das Wirtschaftsleben im Kleinwalsertal stark erschwert. Wegen fehlender Straßenverbindungen zum übrigen österreichischen Staatsgebiet wurde der Warenaustausch fast unmöglich. Die Hauptgeschäfte mit landwirtschaftlichen Produkten (Vieh, Käse, Butter etc.) waren bis dahin nach Bayern ausgeführt und dort verzollt worden. Ab 1878 verschärfte Bayern seine bisherigen Zollbeschränkungen und untersagte den Walser Landwirten den Viehverkauf im benachbarten Allgäu. Die Landwirte waren nun gezwungen, ihr Vieh über Berge und Pässe zu den Vorarlberger Märkten zu treiben. Da das Zurücktreiben zu aufwändig und unwirtschaftlich war, verkauften sie ihre Tiere oft zu aktuell gebotenen Preisen, die auch sehr ungünstig sein konnten. Fast das gesamte 19. Jahrhundert hindurch kämpften die Walser Bürger für eine Sonderwirtschaftszone, die letztlich 1891 auch eingerichtet wurde. Damit war der freie Warenverkehr mit Deutschland wieder für landwirtschaftliche Produkte und andere wichtige Handelsgüter möglich.

1918/19: Nach dem Ersten Weltkrieg und der Auflösung des Vielvölkerreiches Österreich-Ungarn werden auch die Bewohner des Kleinwalsertals zu Bürgern der neuen Republik Österreich (1918/19: Deutschösterreich).

1938: Mit dem Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich werden die Vorarlberger und damit die Walsertalbewohner zu Reichsdeutschen. Das Kleinwalsertal wird an den bayerischen Regierungsbezirk Schwaben angeschlossen.

1945: Nach dem Zweiten Weltkrieg, der zur Kapitulation der Wehrmacht und der Wiedererrichtung der Republik Österreich führt, werden auch die Vorarlberger und die Bewohner des Kleinwalsertals wieder zu österreichischen Staatsbürgern.

(Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Kleinwalsertal#Geografie>)

Das „Walserhaus“ – Bauliche Kennzeichen und Strukturmerkmale

Walserhaus ist eine volkstümliche Bezeichnung für die ganz oder mehrheitlich aus Holz errichteten Häuser, die sich in den im Mittelalter von den Walsern besiedelten Alpentälern finden. Ein für alle Regionen typisches Walserhaus gibt es nicht, und ebenso wenig kommt der Bautyp allein bei den Walsern vor. Das Walserhaus gehört zum Typus des reinen Holzhauses in Blockbauweise. Der Holzbau war für das gesamte regenfeuchte Nordalpengebiet typisch, wo die vorherrschenden Tannenwälder den wichtigsten Baustoff lieferten.

Das typische Walserhaus war ein einfaches Blockhaus und hatte lediglich zwei niedere Stuben, unten Wohn- und Kochraum, oben Schlafraum. Für den Bau wurden Vierkantbalken von circa 16 bis 20 cm Dicke verwendet. An den Ecken wurden die Balken „verstrickt“. Die Fugen wurden mit Moos abgedichtet, so dass man die Innenwände nicht verkleiden musste. Die unbehandelten hellen Balken färbten sich unter der Sonne mit der Zeit schwarz. Das Dach wurde zunächst mit großen Schindeln, später mit kleineren, behauenen Schindeln gedeckt. Wo es leicht spaltbare Granitplatten gab, wurden diese für die Bedachung verwendet. Diese Dächer sind teilweise heute noch im Originalzustand anzutreffen, vielerorts wurden sie in den letzten Jahrzehnten aber auch durch Ziegel, Eternit- oder Blechplatten ersetzt. Vereinzelt wurden die Fassaden der Häuser mit gerundeten Holzschindeln verkleidet. Da sich das Holz noch lange nach dem Bau verzog, wurden vertikale Elemente möglichst klein gehalten. Dies



Abb. 6: Altes Walserhaus in Mittelberg im Kleinwalsertal (Foto: © Dietmar Denger, Vorarlberg-Tourismus, autorisiert)

ist u. a. der Grund für die kleinen Fenster der alten Walserhäuser. Damit trotzdem genügend Licht einfallen konnte, wurden Zeilen aus mehreren Fenstern errichtet. Diese Fensterreihen wurden oft mit verschiedenen Friesen verziert.

Typisch für das Walserhaus ist die *Brüüge*, ein auf zwei Seiten von den Hauswänden abgegrenzter und von der *Altane* (ein vom Erdboden aus gestützter Balkon oder Vorbau) überdachter freier Raum. Dieses hölzerne Podium ist eine gemütliche, nur im Walsertal zu findende Einrichtung, die mit Klapp Tisch und Bank an der Wand zum Verweilen einlädt und wo man sich noch heute gern in geselliger Runde trifft. Nach und nach erfolgten über die Jahrhunderte hinweg Erweiterungen. In kleiner Entfernung zum Haus stand meist ein Speicher zur Aufbewahrung von Vorräten.

Zu jedem Haus gehörte ein Stall. Als Bauweise der Walserställe hat sich auch hier seit jeher die Blockkonstruktion bewährt. Vollständig aus Holz hergestellt befinden sich die Futterställe entweder im Gehöftverbund als „*Huusschtall*“ (Hausstall) oder in den Wiesen als „*Waidstall*“ (Weidestall). Im Aufbau findet sich immer das klassische Konstruktionsprinzip: Der Viehstall (das *Kuhzimmer*) wurde in *Kantholzstrick* (Kantholzverbund) gezimmert, so dass er dicht war und im Winter die Wärme im Inneren hielt. Der darüber liegende Heuraum ist in Blockbauweise „*aufgedröhlt*“. Die dabei zwischen den Stämmen belassenen Hohlräume ermöglichten die Luftzufuhr zum Trocknen des gelagerten Heus. In steilem Gelände wurde der Stall durch einen bergseitig aufgeschütteten Wall aus Steinen und Erde, die „*Arche*“, bewehrt, um das Gebäude vor herabstürzende Schneemassen oder Geröllstürzen zu schützen.

Der meist separat stehende Speicher, in dem das Getreide aufbewahrt wurde, war üblicherweise als hölzerner Stelzenbau ausgeführt, damit er vor Bodenfeuchtigkeit geschützt war. Ein Untergeschoss diente meistens als Keller oder Lagerraum. Speicher wurden oft durch Schnitzereien verziert und nach örtlichem Geschmack abgewandelt, sodass sie sich von Ort zu Ort deutlich unterscheiden. Ein Wahrzeichen der alpinen Baukultur der Walser sind die *Mäuseplatten* oder *Stadelbeine*. Um Ratten und Mäuse am Eindringen zu hindern, wurde an den senkrechten Pfosten eine waagrechte Steinplatte aus Schiefer oder Granit eingebaut. Ihre Flächen waren so glatt behauen, dass sich Mäuse und Ratten an ihrer Unterseite nicht festklammern konnten.

Chronologischer Teil

Samstag, 02.09.: Anfahrt von Marburg über Würzburg und Ulm nach Hirschegg (Fahrtstrecke 530 km). **Am Spätnachmittag Wanderung im Schwarzwasserbachtal zu den Kessellöchern und zur Naturbrücke** (Wanderstrecke 5 km).

Die Anfahrt zu unserem Zielort erfolgte individuell per PKW, wobei so weit wie möglich Fahrgemeinschaften gebildet wurden, der Umwelt zuliebe. Eine Anfahrt per Reisebus wäre angesichts der Teilnehmerzahl nicht sinnvoll gewesen, zumal vor Ort alle Ziele bequem mit dem *Walserbus* erreichbar waren. Hierbei erwies sich für uns die Bereitstellung der *Kleinwalsertaler Gästekarte* als besonders vorteilhaft, die nicht nur

die freie Busfahrt auf allen Linien des Kleinwalsertals ermöglichte, sondern darüber hinaus auch noch die Bergbahnen (Kanzelwand, Walmendinger Horn, Nebelhorn etc.) und Lifte mit einschloss, was unser Reisebudget in den folgenden Tagen erheblich entlastete.

Am Anreisetag war angesichts der Fahrtstrecke (rd. 530 km) verständlicherweise kein umfangreiches Programm möglich, wohl aber ein Spaziergang zur Lockerung der Gliedmaßen am Spätnachmittag entlang des Schwarzwasserbachs. Zwar war dessen aktuelle Wasserführung nicht sonderlich stark (häufig fällt er im Verlauf des Sommers bei geringer Niederschlagstätigkeit völlig trocken), gleichwohl konnten schon auf einige Besonderheiten der Hochgebirgshydrographie hingewiesen werden. Neben der unregelmäßigen Wasserführung gehören hierzu vor allem die ständig wechselnden Talprofile, wobei der Wechsel zwischen flacheren, geröllreichen Passagen und klammartigen Verengungen besonders charakteristisch ist. Dies konnten wir z. B. an den *Kessellöchern* beobachten, Strudellöcher, die durch jahrhundertlanges Schleifen der Wassermassen

mit ihren Geröllen entstanden sind und die sich im weiteren Verlauf des Schwarzwasserbachs mehrfach wiederholen.

Für mutige Besucher sind an besonders markanten Taleinschnitten Möglichkeiten für das sog. *Canyoning* geschaffen worden, für das sich allerdings keine Freiwilligen in unserer Gruppe finden konnten. Umso mehr bewunderten wir den Mut derer, die sich in dieses Abenteuer stürzten, wobei zu unserer Rechtfertigung betont sei, dass sie durchweg einer deutlich jüngeren Altersgruppe angehörten als der unsrigen.



Abb. 7: „Canyoning“ im Schwarzwasserbach (Foto: © R. Gähler)

Sonntag, 03.09.: Mit *Walseibus* zum Wanderparkplatz in Baad am Ende des Kleinwalsertals. Wanderung bis zur Bärgunthütte unterhalb des Widdersteins (Mittagsrast). Nachmittags zurück auf dem Baader Höhenweg (Wanderstrecke 16 km).

Der erste Wandertag führte uns zunächst in das Bärgunttal am Fuße des Großen Widdersteins, wo sich mehrfach Gelegenheit bot, auf die morphologischen Kennzeichen der Alpen mit spezieller Berücksichtigung des glazialen Formenschatzes zu verweisen. Einige Grundzüge seien im Folgenden zusammengefasst.

Die Alpen – Entstehung eines Faltengebirges: An den Alpen hat Deutschland nur in den Nördlichen Kalkalpen einen geringen Anteil. Sie verlaufen beiderseits der

T 3: Stadien der Faltengebirgsentstehung

Phase 1: Die erste Phase einer Gebirgsbildung wird als Geosynklinall Stadium bezeichnet. Unter einer Geosynklinale versteht man große Absenkungsbereiche der Erdkruste, in denen sich oft Meere bilden. Im Falle der Alpen erstreckte sich zwischen Eurasien und Afrika vor rund 250 Mio. Jahren ein ausgedehntes Flachmeer, die Tethys. Der Senkungsprozess dieses Gebietes dauerte ca. 150 Mio. Jahre an. Über viele Millionen Jahre hinweg wurde Sedimente aus den Flüssen und dem Meer abgelagert, deren Mächtigkeit im Zentrum des Senkungsbereiches mehrere Tausend Meter betrug. Aus diesen Ablagerungen entstanden durch Verfestigung Sedimentgesteine wie Sand-, Mergel- und Kalksteine.

Phase 2: In einer zweiten Phase bewegen sich Platten der Erdkruste aufeinander zu, so dass das Meer stark eingeengt wird. In episodischen Schritten kommt es zur eigentlichen Gebirgsbildung, wobei die innere Struktur des Gebirges angelegt wird. Vor ca. 80 Mio. Jahren kommt es zwischen Europa und Afrika zu Schubbewegungen der Afrikanischen Platte Richtung Norden. An Schwachstellen wurden die Erdkruste und ihre mächtigen sedimentären Ablagerungen wellenförmig aufgefaltet, so dass die Faltenrücken als Inseln an der Erdoberfläche erschienen.

Phase 3: Durch anhaltenden Druck falten sich die Decken weiter auf und beginnen sich herauszuheben, wodurch sich am Rand der entstehenden Gebirge Sedimentationsräume ausbilden, die das Abtragungsmaterial aus dem emporsteigenden Gebirge aufnehmen. Auch im Bereich der Alpen ließen starke Schubkräfte der südlichen Platte einerseits die Falten weiter anwachsen, andererseits schoben sich die Schichten dachziegelartig übereinander. Mit dem Abtauchen der Afrikanischen Platte unter die Eurasische Platte ist ein großräumiger Aufstieg von Magma verbunden, so dass sich im Kern der Alpen neben marinen Ablagerungsgesteinen (Kalkgestein) auch Granit finden lässt. Es entstand eine Gebirgslandschaft, die nun durch Erosionskräfte (Wind, Wasser, Frost, Eis etc.) der Abtragung ausgesetzt war. Das abgetragene Material aus dem Bereich der Alpen wurde in Sedimentationströgen um das Gebirge herum abgelagert.

Phase 4: Gleichzeitig beginnen jedoch Hebungsvorgänge als letztes Stadium der Faltengebirgsbildung den Gebirgsraum anzuheben. Alle jungen Faltengebirge der Erde, so auch die Alpen, waren in den letzten 20 Mio. Jahren einer intensiven Hebung ausgesetzt, die auch heute noch anhält. Erst dadurch entstanden die typische Morphologie und das Hochgebirgsrelief. Mit der starken Heraushebung ist eine intensive Abtragung verbunden. Die Sedimente der letzten gebirgsbildenden Phase werden unter dem Begriff *Molasse* zusammengefasst. Große Molasseablagerungen befinden sich im nördlichen Alpenvorland. Da sich Hebung und Erosion in etwa ausgleichen, ist das „Wachstum“ der Alpen (und anderer Faltengebirge der Erde) nicht deutlich sichtbar.

(Quelle: https://www.klett.de/sixcms/detail.php?template=terrasse_artikel__layout__pdf&art_id=1011728, leicht verändert)

Grenze zwischen Deutschland und Österreich und gliedern sich in Allgäuer Alpen, Bayerische Alpen und Salzburger Alpen. Die Allgäuer Alpen erstrecken sich vom Brengener Wald im Westen bis zum Lech im Osten. Höchste Erhebung ist die Hochfrottspitze mit 2649 m. Die Bayerischen Alpen liegen zwischen Lech und Inn. Hier erhebt sich die Zugspitze, der mit 2962 m höchste Berg Deutschlands. Zwischen Inn und Salzach hat Deutschland Anteil an den Salzburger Alpen, die auch Berchtesgadener Alpen genannt werden. In ihnen erhebt sich über dem Königssee der doppelgipfelige Watzmann, mit 2713 m Höhe Deutschlands zweithöchster Berg.

Die Alpen entstanden durch das intensive Zusammendrücken des Urmeeres *Thetys*, das sich zwischen Ur-Afrika und Ur-Europa erstreckte. Am Boden dieses Meeres hatten sich Sand- und Kalkschichten abgelagert, die sich zu Kalk- und Sandstein verfestigten. Während des Tertiärs (vor 65–2,6 Mio. Jahren) wurde das Meer durch Plattentektonik allmählich um 150 bis 200 km zusammengeschoben, wobei der ehemalige Meeresboden herausgehoben und gefaltet wurde. Im Sinne der Zyklentheorie des amerikanischen Geomorphologen William Morris Davis wurde in der Folgezeit unter dem Einfluss von Wind und Wetter die erosive Abtragung der oberen Gesteinsschichten wirksam. Dadurch wurden ursprünglich tiefer liegende Gesteinsschichten freigelegt. Die intensive Abtragung und die glaziale Überformung gaben dem Hochgebirge schließlich sein heutiges Aussehen (vgl. Textfeld T 3).

Glaziale Formen im Kleinwalsertal: Das Kleinwalsertal war mehrfach vergletschert. Das läßt sich nicht nur aus dem Vorhandensein von Moränen belegen, sondern auch durch Erosionsformen des Eises im Talbereich und auf dem Hochgebirgsrahmen des Tals. Mindestens sechs Großvergletscherungen oder Eiszeiten haben die Alpen im Pleistozän, 2 Mio. bis 10.000 Jahre vor heute, erfahren. Dabei wurden sie in jeder Eiszeit von einem Eisstromnetz überzogen. Es handelte sich im Prinzip um eine Vergletscherung von Alpentälern, die durch Transfluenzpässe miteinander vernetzt waren. Einzelne Grate und Gipfel der Wasserscheiden ragten als sogenannte *Nunatakker* aus der Gletscheroberfläche heraus. Sie geben sich bis in die heutige Zeit durch ihre rauhen, kantig-schroffigen Felspartien zu erkennen, soweit es sich um harte Gesteine, beispielsweise Kalksteine und Dolomite, handelt. Diese Nunatakker finden sich gut sichtbar am Südostrand des Kleinwalsertals zwischen Widderstein und Kanzelwand.

Bekanntere Formen der Eiserosion sind die zu U-Tälern ausgehobelten Flusstäler, die zu Rundhöckern umgeformten Felshügel und die Kare, ausgeschürfte Quellmulden und Nivationsnischen der Hochgebirgsflüsse. Zwei weitere Erosionsformen sind im Kleinwalsertal beispielhaft vorhanden: die zu eisüberschliffenen Spornrücken bearbeiteten Konfluenzsporne am Zusammenfluss zweier Talgletscher und die zu sattelförmigen Hohlformen ausgeschliffenen Transfluenzpässe zwischen den rauhen Felsgraten der Hochgebirgskämme.

Was die glazialerosiven Trogtäler mit ihrem typischen U-förmigen Querschnitt betrifft, so sind sie im Kleinwalsertal selten in Reinform entwickelt und eher als halb umgewandelte Reliktformen von Trogtälern anzusprechen. Eine ansprechende Trog-

form findet man noch am ehesten im vorderen Haupttalbereich südwestlich der Walserschanze. Einer der Gründe für das Fehlen gleichmäßiger Trogtalformen ist zweifellos die generelle Talanlage mehr oder weniger parallel zu geologisch-tektonischen Deckengrenzen, wodurch fortlaufend strukturelle Talasymmetrien gegeben sind, also orographisch links und rechts der Talachsen jeweils andere Gesteine und Strukturen vorliegen. Insgesamt betrachtet sind zwar das Haupttal der Breitach und die ehemals eindeutig vergletscherten großen Seitentäler breit ausladend geformt, zeigen aber diverse Sonderformen oder Umgestaltungen durch Verschüttung der Trogtalböden. Glazial überschiffene Felsbuckel mitten auf dem Talboden (sog. Rundhöcker) bilden typische Sonderformen. Sie fungieren heute im Haupttal nicht selten als Kirchenstandorte (z. B. in Baad und in Mittelberg).

Kein Formtyp im Kleinwalsertal ist so deutlich ausgebildet wie die Kare. Sie kommen mit einer Fläche zwischen 0,2–1,5 km² vor und finden sich in fast allen geologischen Formationen mit einer auffälligen Konzentration im Hauptdolomit (Kalkalpin) des Südrahmens um den Widderstein. In den Kesseln der Kare wurde während der Eiszeiten ganzjährig Schnee akkumuliert und über verschiedene Stadien der Firnbildung durch Regelation und Rekristallisierung zu dichtem Gletschereis umgewandelt. Das von Gesteinsfragmenten aus dem Bergschrund durchsetzte, abfließende Eis überschiff sowohl die Karwannen und Karschwellen wie die unterhalb anschließenden Talwände, auch wenn heute dieser Schliff wegen Verwitterung oder Überdeckung durch Moränen oder Sturzschutt nur noch selten zu beobachten ist (vgl. VÖLK 2001).

Mit diesen Betrachtungen war unser Vormittagsprogramm gut ausgefüllt. Für die Mittagspause bot sich die Bärgunthütte an, von der aus sich der Blick auf das gewaltige Massiv des Großen Widdersteins öffnete. Da die Besteigung dieses höchsten Gipfels im Kleinwalsertal für untrainierte Besucher nicht empfohlen wird, beschränkten wir uns auf die visuelle Betrachtung von der Freiterrasse der Alphütte aus, die uns zumindest in Grundzügen die morphologische Struktur des Massivs vermittelte.

Der **Große Widderstein** (auch **Widderstein**) ist 2533 m hoch und gehört topografisch zu den sog. Südöstlichen Walsertaler Bergen (Allgäuer Alpen) mit dem 207 Quadratkilometer umfassende Naturschutzgebiet Allgäuer Hochalpen. Etwas nordöstlich vorgelagert befindet sich der Kleine Widderstein (2236 m).

Zum ersten Mal erwähnt wurde der Große Widderstein 1059 in einer Urkunde des Augsburger Hochstifts als „*Widerostein*“. Eine weitere Nennung erfolgte 1471 und 1485 mit „*Widerstain*“. Die Erwähnung hat die Bedeutung „*Stein der Widder*“, was sowohl für Steinbock als auch für das männliche Schaf, den Widder, stehen könnte. Die erste Besteigung des Großen Widdersteins ist am 25. Juli 1669 bezeugt.

Unter geologischen Gesichtspunkten besteht der Gipfelkörper des Großen Widdersteins aus Hauptdolomit der Lechtaldecke, die hier auf die sog. Allgäudecke aufgeschoben wurde. Als Hauptdolomit bezeichnet man eine bis zu 2200 Meter mächtige lithostratigraphische Einheit der alpidischen Gebirge, die primär aus Dolomit (ein Karbonat-Gestein, das zu mindestens 90 % aus dem Mineral Dolomit (CaMg(CO₃)₂



Abb. 8: Blick von der Hinteren Gemstetalpe auf den Großen und den Kleinen Widderstein
(Foto: © H. Dany)

oder seltener $\text{CaCO}_3 \cdot \text{MgCO}_3$) aufgebaut ist. Die Gesteine wurden größtenteils in flachen Lagunenbereichen in der Obertrias (vor ca. 230–200 Mio. Jahren) abgelagert.

War die Wanderung im Bäruntal hinsichtlich des Schwierigkeitsgrades eher moderat, so stellte sich der Rückweg zu unserem Quartier über den Baader Höhenweg und den Oberen Höhenweg völlig anders dar. Dies war einerseits dem steilen Anstieg des Wanderweges von Baad (1244 m NN) bis zur Bühlalpe (1435 m NN) geschuldet, vor allem aber den für die Jahreszeit unerwarteten Temperaturen von nahezu 30°C , die unterhalb des Heubergs (1795 m NN) auf dem über weite Strecken südexponierten Hang ohne Waldbedeckung eine echte Herausforderung darstellten. Der Mühen Lohn war ein phantastischer Blick über die Bergwelt des Kleinwalsertals mit Widderstein, Elfer, Zwölfer, Kanzelwand und Fellhorn, die sich uns bei einem wolkenlosen Himmel präsentierte.

Montag, 04.09.: Per Seilbahn zur Kanzelwand. Wanderung auf dem Panoramaweg zum Fellhorn (kurze Zwischenrast). Weiter über den Schlappoldkopf zur Sölleralpe (Mittagsrast). Zurück über Bergschauweg und Riezleralpweg (Wanderstrecke 19 km). Zu den besonders populären Wanderstrecken des Kleinwalsertals zählt der Panoramaweg, der von der Kanzelwand über das Fellhorn und den Schlappoldkopf zum Söllereck führt. Der Einstieg in diese Wanderung wird dadurch erleichtert, dass man mit der Kanzelwandbahn den Höhenunterschied von rd. 1000 m (Riezlern 1086 m NN,

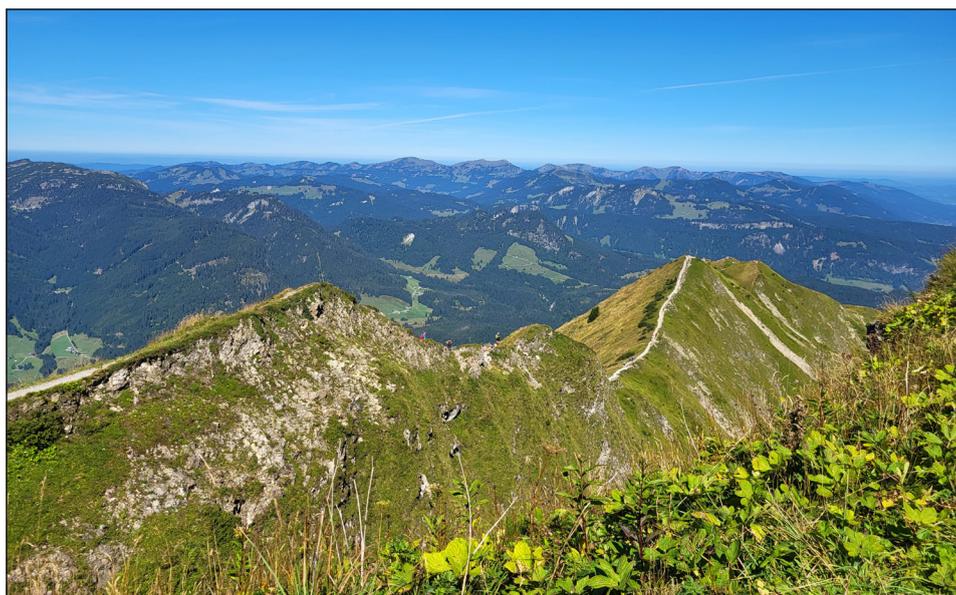


Abb. 9: Panoramaweg von der Kanzelwand zum Söllereck (Foto: © R. Gähler)

Kanzelwand 2058 m NN) bequem bewältigen kann, zudem mit einem äußerst attraktiven Panoramablick auf das Gottesackerplateau und den Hohen Ifen, die auf der gegenüberliegenden Talseite die Gipfelflur prägen. Bei der Kanzelwandbahn handelt es sich um eine im Jahre 1954 erbaute Luftseilbahn, die am 2. April 1955 eingeweiht wurde. Die Baukosten betrugen 3,8 Mio. DM. Zwei Jahre später wurde an der Bergstation eine Berggaststätte erbaut, gleichzeitig wurde der Zwerenlift eröffnet, der von Beginn an durch den aufkommenden Skitourismus intensiv genutzt wurde.

Um uns vor Beginn unserer Wanderung zu akklimatisieren, nutzten wir zunächst die Gelegenheit, um uns anhand der zahlreichen Informationstafeln über den Standort zu informieren. Die *Kanzelwand* (auf der bayerischen Seite amtlich *Warmatsgundkopf*) ist ein 2058 m hoher Berg in den Allgäuer Alpen, über den die Grenze zwischen Deutschland und Österreich verläuft. Sie erhebt sich zwischen dem österreichischen Kleinwalsertal im Westen und dem bayerischen Birgsautal im Osten. Nachbarberg im Norden ist das 2039 m hohe Fellhorn, im Süden liegt die 2170 m hohe Walser Hammerspitze. Der Berg ist aus Hauptdolomit aufgebaut und fällt nach Norden hin mit einer steilen Felswand ab. Die Benennung als Kanzelwand ist auf die Form des Berges zurückzuführen: Der Ostgrat verläuft in regelmäßigen Felsstufen zum Gipfel, was den Vergleich mit einer Kirchenkanzel nahelegt. Wegen der im Norden und Osten angrenzenden Warmatsgundalpe könnte die Namensherkunft auf dieser Seite auch vom althochdeutschen Namen „*Warmunt*“ (Beschützer) abgeleitet werden. Ein anderer Ursprung könnte der Ausdruck „*warme Atze*“ sein, der so viel bedeutet wie „*warme Weide*“. Dies ist möglicherweise als Hinweis darauf zu werten, dass sich rund um die

Kanzelwand mehrere *Almen* (bzw. *Alpen*) befinden, die auf die ehemalige Bedeutung der Almwirtschaft in diesem Gebiet hinweisen.

Hierzu einige Hintergrundinformationen: Bei der **Almwirtschaft** handelt es sich um eine extensive Form der Weidewirtschaft auf Hochgebirgsflächen (*Alm*, im Allgäu *Alp*), die oft über der Baumgrenze liegen und nur ca. 90 Tage/Jahr beweidet werden können. Bei der Almwirtschaft findet, im Gegensatz zur Transhumanz in mediterranen Ländern, im Winter Einstallung mit Fütterung in den Talsiedlungen statt. Die Höhenweiden werden von Frühjahr bis Herbst aufgesucht und gehören als fest abgegrenzte Besitzparzellen zur Betriebs- bzw. Gemarkungsfläche der Heimgüter. Die Bedeutung der Hochgebirgsweidewirtschaft für die Verteilung der Siedlungen und der Bevölkerung liegt darin, dass eine Erweiterung der Wirtschaftsfläche gegeben ist und damit eine Verdichtung von Siedlung und Bevölkerung in den Gebirgstälern stattfinden kann. Die Almwirtschaft gilt als Charakteristikum der Alpen. Aber auch in anderen europäischen Gebirgen gibt bzw. gab es diese Form der Fernweidewirtschaft (Pyrenäen, Vogesen, Schwarzwald, Skandinavische Gebirge, Dinariden), allerdings mit geringerer Bedeutung und Vielfalt.

Verallgemeinernd vollzogen sich in den letzten Jahrzehnten hinsichtlich der Almwirtschaft im Alpenraum Entwicklungen, die in folgenden Punkten zusammenfassbar sind: a) Extensivierung der Almbewirtschaftung, b) Zunahme der halterlosen Viehhaltung wegen Personalmangel, c) Reduzierung der Weidestaffeln, d) zunehmende Bewirtschaftung der Almen vom Heimbetrieb aus aufgrund guter verkehrstechnischer Erschließung, e) Beaufsichtigung mehrerer Almen durch einen Hirten (durch



Abb. 10: Almabtrieb in Riezlern am Tag unserer Abreise (Foto: © H. Dany)

Almwegebau möglich), f) Sommerung nur von Teilen des Viehbestandes, vornehmlich des Galtviehs (alpenländischer Ausdruck für Jungrinder und Ochsen), als Folge der Intensivierung der Heimfutterflächen, g) zunehmende Bedeutung der Almenbewirtschaftung als Kulturlandschaftspflege unter dem Gesichtspunkt des Tourismus.

Während die *klassische Almwirtschaft* im Kleinwalsertal rückläufig ist, hat mit dem **Wintersport** ein anderer Wirtschaftszweig in den letzten Jahren ständig an Bedeutung gewonnen. Auch dies war von der Gipfelstation der Kanzelwandbahn aus gut zu beobachten, schließlich handelt es sich bei dem *Skigebiet Fellhorn und Kanzelwand* mit 36 präparierten Pistenkilometern und einem phänomenalen 360°-Rundblick um eines der beliebtesten Skigebiete des Kleinwalsertals. Ganz allgemein bietet das Kleinwalsertal mit seiner prächtigen Bergkulisse das perfekte Umfeld für individuell-aktiven Winterurlaub, wobei ihm die Höhenlage der Orte (1.086 bis 1.250 m) und die günstige Nordwest-Staulage am Nordrand der Alpen zu Gute kommt, die diesen Teil Vorarlbergs zu einem „Schneeloch“ mit zumindest in den Hochlagen weitgehend garantierter Schneesicherheit von Dezember bis April macht. Dass dies allerdings auch hier inzwischen nicht mehr immer garantiert ist bezeugt der *Riezler Alpsee*, ein künstlich angelegter See, der die Schneekanonen entlang der Pisten um Kanzelwand und Fellhorn speist, wenn der natürliche Schneefall einmal nicht ausreicht bzw. um die Skisaison um einige Wochen zu verlängern. Der *Schneeteich* mit einem Fassungsvermögen von 58.000 Kubikmetern Wasser wurde 2008 angelegt, einschließlich eines Netzes von über sechs Kilometern in der Erde verbauten Rohrleitungen, wobei allein für die Beschneigungsanlage rd. 6 Mio. Euro investiert wurden. Mit der Anlage

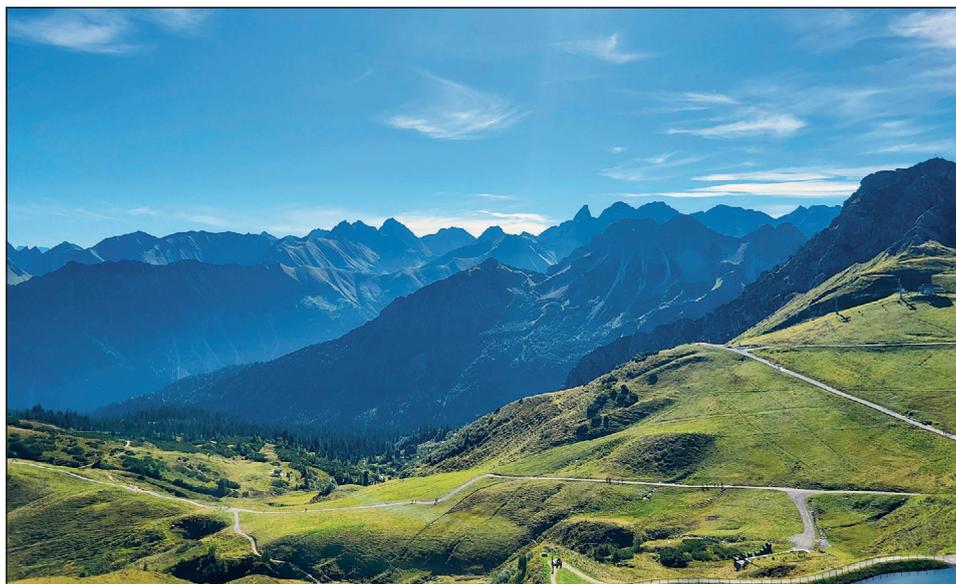


Abb. 11: Das *Skigebiet Fellhorn und Kanzelwand* mit *Riezler Alpsee* (unten rechts) (Foto: © R. Gähler)

lassen sich seitdem innerhalb von 70 Stunden die Pisten im *Skigebiet Fellhorn und Kanzelwand* komplett beschneien. In einer Stunde können 3000 Kubikmeter Schnee erzeugt werden, das entspricht rund 300 LKW-Ladungen. Insgesamt erstreckt sich die *Zweiländer-Skiregion Oberstdorf Kleinwalsertal* über 130 Pistenkilometer alpiner Abfahrtsstrecke mit insgesamt 48 Bahnen und Liften, außerdem verfügt sie über eine große Zahl von Loipen für Skiwanderungen im Talbereich.

Angesichts der optimalen Wetterbedingungen wurde die ursprüngliche Absicht, über den Fellhorn Erlebnisweg zur Fellhorn Gipfelbahn abzusteigen, um von dort per Gondelfahrt zur Bergstation unterhalb des Fellhorns zu fahren, verworfen. Vielmehr schien der direkte Aufstieg über den Bergschauweg verlockender, um die Panoramansicht zu beiden Seiten des Gebirgsgrates genießen zu können. Dass diese Entscheidung ein erstes schweißtreibendes Abenteuer zur Folge haben würde, zeigte sich schon allzu rasch. Bis die letzten Nachzügler die Gipfelstation erreichten, hatte sich das Feld der Wanderwilligen erheblich auseinandergedrückt und es bedurfte einer längeren Pause, um sich von den Strapazen des Aufstiegs zu erholen.

Die Infrastruktur im Bereich der Gipfelstation der Fellhornbahn ließ unschwer erkennen, dass auch hier der Wintertourismus eine wichtige Rolle spielt. Mit der Fertigstellung der Anlage im Jahre 1973 war eine Verbindung mit dem Skigebiet der Kanzelwand hergestellt. Andere Lifte kamen hinzu. So wurde der Zwerenlift unterhalb der Kanzelwand erweitert und durch die Ausstattung mit Doppelbügeln auf eine Kapazität von 690 Personen pro Stunde gesteigert. Mit der Möserbahn und dem Fellhornlift folgten zwei weitere Lifтанlagen. 1976 wurden für die Kapazitätssteigerung der Bahn



Abb. 12: Aufstieg zum Fellhorn mit Gipfelstation der Fellhornbahn (Foto: © H. Dany)

von 350 auf 480 Personen pro Stunde weitere 2,4 Mio. DM investiert. 1988 wurde sie mit einem Aufwand von 15 Mio. DM nochmals verbessert. Heute können bis zu 1500 Personen pro Stunde auf das Fellhorn transportiert werden.

Im Zuge des Ausbaus wurden umfangreiche Infrastrukturmaßnahmen realisiert. Lawinenverbauungen, ein gut markiertes Netz von Wanderwegen, Beschneiungsanlagen usw. prägen seit den 1990er Jahren das Bild. Allein entlang der Fellhornbahn wurden 67 sogenannte *Elektranten* installiert, das sind Kombianlagen für die Wasser- und Elektrizitätsversorgung der 15 Schneeerzeuger. Gastronomische Versorgungsmöglichkeiten und eine windgeschützte Sonnenterrasse für 200 Personen stehen ganzjährig zur Verfügung, auch für uns eine willkommene Möglichkeit für eine etwas ausgedehntere erste Erholungspause an diesem Tag.

Es sollte nicht die letzte gewesen sein. Wie sich beim weiteren Verlauf der Wanderung zeigen sollte, war der Wanderweg über den Schlappoldkopf Richtung Söllereck durch immer schwieriger werdende Passagen gekennzeichnet, die nur unter größter Vorsicht und mit hohem Zeitaufwand bewältigt werden konnten. Mehrmals mussten längere Pausen eingelegt werden, um Nachzüglern die Möglichkeit zu geben, zur Gruppe aufzuschließen oder um neue Kraft zu tanken. Die vorgesehene Mittagspause auf der Sölleralpe fand deutlich verspätet statt (Ankunft dort um 14h30) und dauerte wesentlich länger als geplant, um für den Rückweg gewappnet zu sein.

Glücklicherweise gab es hierfür Alternativen. Der größere Teil der Gruppe nutzte die Möglichkeit, per Gondel zur Basis der Söllereckbahn abzufahren und dort mit dem *Walserebus* den Rückweg nach Riezlern anzutreten. Allerdings gab es auch einige ehrgeizige Wanderer in der Gruppe, die es sich nicht nehmen lassen wollten, die Strecke zurück über den *Alpweg/Bergschau Erlebnispfad* zu Fuß zu beenden. Zumindest für diese Gruppe lag die Wanderstrecke an diesem Tag bei knapp unter 20 km.

Dienstag, 05.09.: Wanderung entlang dem Schwarzwasserbach und der Breitach zur Breitachklamm bis zum unteren Ende (Parkplatz Tiefenbach, Mittagspause). Rückwanderung durch die Klamm bis zur Walserschanz. Zurück mit dem *Walserebus* (Wanderstrecke 12 / 25 km).

Nach den Strapazen des Vortags glich die Talwanderung zur Breitachklamm eher einem Spaziergang zur Erholung. Ein erster kurzer Stopp schon nach wenigen hundert Metern bot Gelegenheit, die „*Naturbrücke*“ in Augenschein zu nehmen, eine Felsenbrücke, die in einem flachen Bogen den Schwarzwasserbach überspannt, der sich unter dem Gestein seine Bahn gebrochen hat. Ein etwas längerer Besprechungsstopp war dann der Vegetation im Kleinwalsertal gewidmet, wobei auch hier zunächst einige allgemeine Bemerkungen vorangestellt seien.

Folgt man den Darstellungen AMANNS (2016), so sind nach derzeitigem Wissensstand in Vorarlberg ziemlich genau 1.700 Arten wildwachsender Blütenpflanzen, Farngewächse, Schachtelhalme und Bärlappe bekannt. Die Biotopvielfalt des Bundeslands reicht von der Verlandungszone des Bodensees bis zu den Gipffluren der

Silvretta und bietet aufgrund der geologischen Gegebenheiten sowohl kalk- als auch silikatliebenden Pflanzen geeignete Wuchsmöglichkeiten.

Hinsichtlich der Vegetationsgeschichte sei betont, dass Vorarlberg während der letzten Eiszeit vollständig vergletschert war. So lag beispielsweise der Piz Buin vor ca. 20.000 Jahren im Zentrum des mächtigen Eisschildes der Alpen und die Gletscherzungen reichten während des Gletscherhochstandes weit über den Bodensee hinaus ins Vorland. Nur wenige Gipfel und Bergrücken überragten den Eisschild und ermöglichten wohl nur einer Handvoll kälteangepasster Pflanzen das Überleben an besonders geschützten Standorten.

Mit dem Abtauen des Eisschildes vor rund 10.000 Jahren erfolgte vegetationsgeschichtlich dann ein völliger Neustart. Die Flora formierte sich hauptsächlich aus *Zuwanderern*, die aus nahen und fernen Refugien kamen, wobei die Lage Vorarlbergs am Schnittpunkt von West- und Ostalpen eine bunte Mischung aus west- und ostalpinen Arten hervorbrachte.

Dieser natürliche Prozess wurde im Zuge der neolithischen Landnahme (ab ca. 5.000 v. Chr.) durch den Menschen gestört, indem dieser mit Ackerbau und Viehhaltung die Landschaft in bisher nie dagewesener Weise umzuformen begann. Unter diesem Einfluss sind etliche Pflanzen aus fremden Ländern in die neu geschaffenen Lebensräume eingewandert und heimisch geworden (*Archäophyten*). Dazu zählen beispielsweise viele Ackerunkräuter wie Klatschmohn und Kornblume. Aber auch ursprünglich heimische Wildpflanzen fanden in den neuen Lebensräumen ein zweites Standbein, womöglich entstanden sogar neue Arten durch Hybridisierung oder Anpassung an die neuen Gegebenheiten. Insgesamt wurde die Artenvielfalt wesentlich bereichert.

Mit der Entdeckung entlegener Länder auf anderen Kontinenten begann dann eine Phase der Besiedlung durch fremdländische Pflanzen, die bis heute anhält. Die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus vor etwa 500 Jahren markiert diese Wende. Die seit jener Zeit in Europa sesshaft gewordenen Pflanzen werden als *Neophyten* bezeichnet (vgl. Textfeld T 4, S. 68). Sie kommen vielfach aus klimatisch ähnlichen Regionen in Asien und Amerika, aber auch aus dem Mittelmeerraum. Nur selten gefährden Neophyten heimische Pflanzen. Soweit sie nicht in natürliche Lebensräume eindringen, können sie auch eine echte Bereicherung sein. Dort wo sie allerdings gefährdete heimische Arten verdrängen, können sie Problempflanzen für den Naturschutz werden (z. B. Spätblühende und Kanadische Goldrute aus Nordamerika, Japan-Knöterich aus Ostasien, Drüsiges Springkraut aus dem Himalaya, Riesen-Bärenklau aus dem Kaukasus). Vielfach ist ein massives Auftreten dieser Spezies aber nur ein Symptom des schlechten Erhaltungszustands der Lebensräume und nicht die eigentliche Ursache der Bedrohung (z. B. Austrocknung der Riedwiesen, Nährstoffanreicherung in der Landschaft).

Die eigentliche Thematik an unserem Besprechungspunkt (unterhalb des Mahdthauses) waren indessen die Moore, denen im Kleinwalsertal besondere Beachtung gebührt. Sie spielen eine entscheidende Rolle für die Biodiversität der Region und bieten einen Einblick in die rezente Vegetationsgeschichte, die mit dem Ende der letzten Eis-

T 4: Neophyten in Vorarlberg – Ökologische Bereicherung oder Gefahr?

Die Ausbreitung „exotischer Arten“ ist ein weltweites Phänomen. In Österreich gelten inzwischen 27 Prozent der wild wachsenden Pflanzen als Neubürger – als sogenannte Neophyten, also jene Pflanzen, die nach 1492 zu uns gelangt sind. 1492 deshalb, weil nach der Entdeckung Amerikas durch Christoph Kolumbus der weltweite Warentransport und damit auch der gewollte oder ungewollte Austausch von Arten ständig zunahm. Interessant ist, dass Pflanzen aus der alten Welt in der neuen Welt erfolgreicher sind als umgekehrt. Seit dem Jahr 1500 haben sich in Nordamerika 150 europäische Arten etabliert, während in Europa nur etwa 90 nordamerikanische Arten Fuß fassen konnten.

Als Faustregel gilt, dass von tausend gebietsfremden Pflanzen nur eine in ihrer neuen Heimat zur Problempflanze wird. Einige Invasive können ökologische Probleme verursachen oder sind gesundheitlich bedenklich. Zu letzteren zählen der Riesenbärenklau (*Heracleum mantegazzianum*) und die pollenallergene Beifuß-Ambrosie (*Ambrosia artemisiifolia*).

Neophyten sind gelegentlich konkurrenzstärker als heimische Arten und haben kaum natürliche Gegenspieler. Meist sind sie in ihrem Herkunftsland völlig harmlos, breiten sich aber in ihrer neuen Heimat rasch aus. In Vorarlberg sind Späte Goldrute (*Solidago gigantea*), Japan- oder Staudenknöterich (*Fallopia japonica*) und Drüsiges Springkraut (*Impatiens glandulifera*) die topplatzierten Neophyten.

Immer wieder treten neue Arten auf. Die Haarästige Hirse (*Panicum capillare*) aus Nordamerika hat sich erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Österreich angesiedelt. Inzwischen ist die Art sehr weit verbreitet und lokal bereits häufig, vor allem auf Ruderalflächen und an Straßenrändern. 1983 wurde das giftige südafrikanische Schmalblättrige Greiskraut (*Senecio inaequidens*) erstmals für Österreich dokumentiert. Inzwischen ist es auch in Vorarlberg angesiedelt – ebenfalls vor allem an Straßenrändern und Bahnlinien. 2011 wurde erstmals ein Vorkommen der Samtpappel (*Abutilon theophrasti*) gemeldet. Mit zunehmender Meereshöhe nimmt der Anteil an Neophyten an der Vegetation ab, oberhalb von 1.500 m NN kommen sie nur noch vereinzelt vor.

(Quelle: <http://www.neophyten.net/>, auszugsweise)

zeit begann und somit bis zu ca. 12.000 Jahren zurückreicht. Es handelt sich bei den Mooren um komplexe Ökosysteme, die durch Wasser und den Abbau von Pflanzenmaterial entstanden sind. Sie beherbergen einzigartige Lebensräume mit einer großen Vielfalt an Tier- und Pflanzenarten, die an die besonderen Bedingungen der Umgebung angepasst sind. Die Bedeutung der Moore für die Biodiversität ist hoch, da sie vielen seltenen und gefährdeten Arten, die sich perfekt an die feuchten, sauren und nährstoffarmen Bedingungen angepasst haben, Schutz und Lebensraum bieten. Das Spektrum reicht von farbenfrohen Torfmoosen bis hin zu seltenen Orchideenarten sowie dem faszinierenden Sonnentau (vgl. Textfeld T 5).

In ökologischer Hinsicht sind die Moore im Kleinwalsertal von unschätzbarem Wert. Sie dienen als natürliche Wasserspeicher und tragen zur Regulierung des Wasserhaushalts bei. Darüber hinaus sind sie effektive Kohlenstoffsenken, die helfen, die Auswirkungen des Klimawandels zu mildern. Vorarlberg nimmt hier eine besondere Stellung ein, denn ein Viertel aller Moore Österreichs liegt in diesem Bundesland. Gerade unter diesem Gesichtspunkt muss auch auf die Gefährdung der Moore hin-

T 5: Erläuterungen zum Thema Moore

Moore können immer nur dort entstehen, wo Wasser nicht gut oder gar nicht versickern kann. In einer ersten Entstehungsphase bilden sich meist Niedermoore in Flussniederungen, verlandeten Seen oder feuchten Senken und Mulden (topogene Moore). Sie werden auch als Verlandungs- oder Versumpfungsmoore bezeichnet. Die nährstoffreichen Bedingungen der Niedermoore resultieren meistens aus zeitweiliger Überstauung mit Fremdwasser und phasenweiser Austrocknung. Das Wachstum wird hauptsächlich durch das hohe Stickstoffangebot bestimmt, die pH-Verhältnisse werden fast bedeutungslos und können zwischen 3,2 und 7,5 liegen. In Abhängigkeit von der Wassertiefe reicht das Pflanzenspektrum der Niedermoore von einer Erlbruchwaldzone im Uferbereich über Schilf, Seggen, Seerose, Laichkraut bis zu Armleuchteralgen (*Charazeen*) in etwas tieferem Gewässer. Die absterbenden Pflanzen bilden in Niedermooren nach und nach eine Torfschicht, die *Mudde*.

Unter bestimmten Voraussetzungen (klimatisch, chemisch) können sich Niedermoore über ein Zwischenstadium (Übergangsmoor) zu Hochmooren weiterentwickeln. Diese sind ausschließlich regenwasserernährt (*ombrotroph*) und damit sauer und sehr nährstoffarm (*oligotroph*). Hochmoore verfügen über nur geringe Gehalte an Stickstoff und anderen Nährstoffen, zeichnen sich andererseits aber durch hohe Kohlenstoffgehalte im Torf aus. Aufgrund dieser Eigenschaft wird ihnen in der derzeitigen Klimadiskussion ein besonderer Stellenwert zugemessen. Die pH-Werte der Hochmoore liegen zwischen 3 und 4,8. Die typische Pflanzenwelt besteht aus fast geschlossenen Torfmoosrasen (Klasse: *Oxycocco-Sphagnetea*). Die extreme Nährstoffarmut, der niedrige pH-Wert und die permanente Wassersättigung der Hochmoorlebensräume bedingen eine hochspezialisierte, einzigartige Flora und Fauna mit einer Vielzahl gefährdeter Arten.

(Hinweis: Eine umfangreiche textliche und bildliche Dokumentation zur Fauna und Flora des Kleinwalsertals bietet die Internetseite des Vereins *Landschaftsschutz Kleinwalsertal* <<https://www.landschaftsschutz-kleinwalsertal.at/>>. Hinsichtlich der Flora sei besonders auf die Quelle <<https://flora-kleinwalsertal.at/>> hingewiesen. Speziell zum Thema Moore bietet die Internetseite <<https://vorarlberg.at/documents/302033/472798/naturvielfalt-Magazin+unsere+Moore.pdf/40fd300d-9bf9-cc23-ef13-d51229b75eb3?t=1616161548511>> wertvolle Informationen.)

gewiesen werden, die auch vor dem Kleinwalsertal nicht Halt gemacht hat. Auch hier hat der Mensch dazu beigetragen, einen Teil dieser empfindlichen Ökosysteme durch Entwässerung, landwirtschaftliche Nutzung und andere Eingriffe zu zerstören.

Zum Teil ist diese Entwicklung verständlich und nachvollziehbar: Moore und Sümpfe sind keine produktiven Böden für die landwirtschaftliche Nutzung. Sie wurden von den Menschen daher für eine intensivere Produktion „urbar“ gemacht, Torf wurde abgebaut, es wurde entwässert, gedüngt oder für vielfältige andere Nutzungen wie Straßenbau oder Bau- und Gewerbegebiete drainiert. Den Mooren wurde und wird also im wahrsten Sinne des Wortes das Wasser abgegraben. Andererseits konnten insbesondere viele Niedermoore durch eine zurückhaltende Bewirtschaftung, das heißt keine Düngung und nur eine Mahd im Herbst, erhalten werden. Die so gewonnene *Streue* war viele Jahre ein begehrtes Gut als saugfähige Einstreu für das Vieh. Verallgemeinernd könnte man Vorarlberg aufgrund seiner vielen verlandeten und vermoorten Schmelzwasserseen und der hohen Niederschläge als ein *Land der Moore* bezeichnen, als das es sich, trotz starker Rückgänge, bis heute präsentiert.

Nach diesen Erläuterungen und weiteren Stopps im Verlauf der Wanderung erreichten wir den Eingang zur **Breitachklamm** erst am späten Vormittag, ein nicht eben besonders günstiger Zeitpunkt für den Besuch angesichts der extrem starken Frequentierung dieses Naturdenkmals, die kaum ein Durchkommen ermöglichte. Insofern war es gut, die Zeit für den Kauf der Eintrittskarten für einige Informationen zu nutzen, da Erklärungen innerhalb der Klamm völlig aussichtslos gewesen wären. Die wichtigsten Aspekte dieses Überblicks seien im Folgenden zusammengefasst.

Aus dem Kleinwalsertal kommend überwindet die Breitach im Bereich der Klamm auf einer Strecke von 1,3 Kilometern in zahlreichen Stufen einen Höhenunterschied von 80 Metern. Die Wände der Klamm ragen bis 87 Meter in die Höhe. Geologisch ist das anstehende Gestein vom Schrattekalk geprägt, ein Sedimentgestein aus der Kreidezeit, welches vor allem in der Schweiz sowie in den Allgäuer Alpen und vereinzelt am übrigen nördlichen Alpenrand auftritt. In dem verkarstungsanfälligen Kalkgestein können durch Lösungsverwitterung sogenannte *Karren* entstehen, welche regional auch als *Schrat-ten* bezeichnet werden. Aufgrund ihrer geologischen Härte bilden sich in dieser Formation bevorzugt sehr steilwandige Täler, da ein seitliches Nachrutschen des Materials nur in geringem Maße erfolgt. Sie prägt als Gipfel- und Wandbildner die Landschaft weiter Teile des Oberallgäus.

Der Schrattekalk entstand vor ca. 125 Mio. Jahren im Bereich eines flachen Schelfmeeres am Südrand des europäischen Kontinents aus den kalkigen Überresten verschiedener Lebewe-



Abb. 13: Eingang zum „Zwing“, der engsten Stelle der Breitachklamm (Foto: © H. Dany)

sen. Schalen- und Skeletteile von Muscheln, Korallen, Moostierchen, Schwämmen sowie Seelilien und anderen Organismen wurden in dieser Phase zu über 100 Meter mächtigen Kalksteinlagen verkittet. Diese Schichten liegen zwischen weniger widerstandsfähigen Gesteinen, vor allem Mergel- und Sandsteinen. Tektonisch gehört die Abfolge zur Deckeneinheit des Helvetikums. Ihre Gesteine wurden im Zuge der Alpenfaltung in große, West-Ost-verlaufende Falten gelegt. Im Bereich der Breitachklamm sind sie zu einem tektonischen Sattel (Engenkopf-Antiklinale) aufgewölbt.

Wie bereits im Zusammenhang mit der Entstehungsgeschichte der Alpen diskutiert, entstand das Kleinwalsertal während des Quartärs durch Gletscher- und Flusserosion. Während der jüngsten Kaltzeit überdeckte ein ca. 700 Meter mächtiger Gletscher das Gebiet, der nach seinem Abschmelzen ein glazial geformtes Trogtal zurückließ, das mit einer Stufe in das Illertal bei Oberstdorf mündet. In der geologisch kurzen Zeit seit dem Abschmelzen des Eises schnitt sich die Breitach, die alle Schmelz- und Niederschlagswässer aus dem Kleinwalsertal sammelt, wegen ihres starken Gefälles tief in den Untergrund ein. In den weicheren, leicht zu erodierenden Gesteinen oberhalb und unterhalb der Klamm entstanden v-förmige Kerbtäler, im Bereich des harten Schrattenskalks schuf der Fluss dagegen eine Klamm mit fast senkrechten Wänden. Der zentrale und beeindruckendste Teil der Klamm wird als „Zwing“ bezeichnet, wo die Felswänden stellenweise nicht mehr als zwei Meter voneinander entfernt sind. Die Klamm selbst folgt steilstehenden Störungen, an denen das Gestein durch tektonische Bewegungen bereits geschwächt war (vgl. auch Textfeld T 6).

T 6: Eine **Klamm** ist ein im Festgestein eingeschnittenes, schmales Tal. Die geomorphologische Form bezeichnet eine besonders enge Schlucht im Gebirge mit teilweise überhängenden Felswänden. Durch die Überhänge ist die Breite des Tals in der Höhe teilweise geringer als am ganz vom Fluss oder Bach ausgefüllten Talgrund. In einer Klamm fließt das Wasser stellenweise und zeitweise recht reißend. Durch die geringe Sonneneinstrahlung können zwischen den Felswänden eingeklemmte Eisklumpen weit unterhalb der sonstigen Frostgrenze den Sommer überdauern. Nach Starkregen besteht wegen des geringen Querschnitts auch außerhalb der Zeit der Schneeschmelze die Gefahr eines schnellen Pegelanstiegs.

Eine Klamm entsteht dadurch, dass sich ein fließendes Gewässer in einem Zeitraum von vielen tausend Jahren in das Gestein einschneidet und sich tiefe Schluchten bilden – meist durch Schmelzwasser und Geröll von Gletschern nach der Eiszeit. Dies wird dadurch begünstigt, dass kleinere Gletscher in Nebentälern durch ihre geringere Eisauflast das Gestein weniger tief ausschürfen konnten als die größeren Gletscher der Haupttäler. Somit ist der Höhenunterschied zur lokalen Erosionsbasis anfangs relativ groß, und die Wasserläufe dieser Nebentäler schneiden sich nach dem Abschmelzen der Gletscher durch rückschreitende Erosion immer tiefer bis auf das Niveau ihres Vorfluters in das Gestein ein. Voraussetzung für die Entstehung einer Klamm ist hartes Festgestein. In den Bayerischen Kalkalpen wurde deren Entstehung durch das vorhandene Kalkgestein begünstigt, das in hohem Maße zusätzlich zur mechanischen Erosion auch Prozessen der chemischen Verwitterung durch Wasser unterliegt. Gegenüber der lang anhaltenden Tiefenerosion ist Denudation an den stellenweise sogar überhängenden Klammwänden unwesentlich.

(Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Klamm>, gekürzt)

Von der schleifenden Wirkung des im Wasser mitgeführten Materials zeugen zahlreiche Strudeltöpfe im Bachbett und Kolkmarken an den Klammwänden. Ihr guter Erhaltungszustand weist auf das junge Alter der Klamm hin. Frostsprengung und Unterspülung konnten die Klamm in den tieferen Teilen noch nicht wesentlich verändern, jedoch kommt es immer wieder zu besonderen Ereignissen, die kurzfristig auch die Schließung des Klammweges erzwingen. So brachen etwa im Herbst 1995 im Sattelscheitel mehrere tausend Kubikmeter Gestein aus der westlichen Felswand heraus und stürzten in die Klamm. Sie verbauten das Flussbett mehrere Meter hoch und stauten die Breitach zu einem See auf. Während der Schneeschmelze im folgenden Frühjahr brach der Damm und eine Flutwelle, die im *Zwing* bis 35 Meter Höhe erreichte, verwüstete den Klammweg.

Vor diesem Hintergrund ist nachvollziehbar, dass der Weg durch die Klamm nicht ganz frei war von beklemmenden Gefühlen, zumal bei dem Gedränge, durch das wir uns „durchwühlen“ mussten. Der Hoffnung auf Entspannung während der Mittagspause konnte aufgrund der Schließung des Gasthauses Breitachklamm am unteren Talende nur teilweise entsprochen werden. In dieser Situation zogen einige Teilnehmer die Rückfahrt mit den öffentlichen Verkehrsmitteln vor, eine vielleicht etwas vorschnelle Entscheidung, denn für uns selbst unerwartet waren am Frühnachmittag nur noch wenigen Besucher in der Klamm unterwegs, so dass wir nunmehr doch noch die Gelegenheit nutzen konnten, das Naturschauspiel gebührend zu bestaunen. Von der Walserschanz aus erfolgte die Rückfahrt zum Quartier mit dem *Walserbus*, einige besonders Wanderwillige legten allerdings den gesamten Rückweg zu Fuß zurück. Für diese Gruppe addierte sich die Tageswanderstrecke auf respektable 25 km.

Mittwoch, 06.09.: Mit dem *Walserbus* nach Mittelberg. Per Seilbahn zum Walmendinger Horn. Wanderung über die Ochsenhofer Scharte zur Schwarzwasserhütte (Mittagsrast). Zurück über Melköde und Auenhütte (Wanderstrecke 16 km).

Ähnlich attraktiv wie die Wanderung von der Kanzelwand zum Söllereck bietet die Tour vom Walmendinger Horn über die Ochsenhofer Scharte ins Schwarzwassertal einen großartigen Eindruck von der Gebirgslandschaft des Kleinwalsertals. Auch hier bietet sich die Möglichkeit, den Ausgangspunkt der Wanderung am Walmendinger Horn mit der Gondelbahn zu erreichen, die zwischen 1964 und 1966 als Zweiseil-Pendelbahn erbaut wurde. Die Talstation in Mittelberg befindet sich auf 1.207 m NN, die Bergstation endet auf 1.948 m NN. Die Aussichtsplattform am Gipfelkreuz des Walmendinger Horns bietet in allen Richtungen eine beeindruckende Aussicht auf die nahen Gipfel des Hohen Ifen, der Kanzelwand und des Großen Widdersteins, über die Schafalpenköpfe hinweg bis zur Trettachspitze und Mädelegabel.

Der erste Teil der Wanderstrecke führte uns über die Obere Lüchlealpe zur Ochsenhofer Scharte, wobei die Wegführung stetig in einer Höhenlage von 1.700 bis 1.800 m NN verläuft (zugegeben mit einigen schweißtreibenden Passagen) und damit im Übergang der Fichtenwaldstufe zum Latschengebüsch und den Alpenen Ra-



Abb. 14: Blick vom Walmendinger Horn auf die Ochsenhofer Köpfe, in der Bildmitte die Obere Lüchlealpe (Foto: © R. Gähler)

sen. Es lag somit nahe, die Frage der Höhenstufen der Vegetation zu diskutieren, wozu sich im Angesicht des gegenüberliegenden Widdersteinmassivs mehrfach Gelegenheit ergab.

Die Höhenstufen – im Gebirge vertikal gestaffelten Naturräume – sind der Abfolge der Landschaftsgürtel ähnlich, die sich von den mittleren Breiten zu den Polen zeigen. So kann man während einer Wanderung vom Talboden über die Bergwaldstufe bis zu felsigen Gipfelbereichen unterschiedliche Lebensräume erleben. Teilweise sind die Grenzen dieser Höhenstufen – beispielsweise die Baumgrenze – sehr deutlich zu erkennen, oft sind sie aber expositionsbedingt oder durch den Einfluss des Menschen auch stark verwischt.

Generell gilt, dass Klima und Exposition zu starken Unterschieden in der Höhenausdehnung der einzelnen Zonen beitragen. So weist zum Beispiel eine nach Norden gerichtete Fläche aufgrund der geringeren Sonneneinstrahlung niedrigere Temperaturen auf als eine südwärts exponierte Fläche. Insofern ist die Faustzahl, dass in den Alpen die Temperatur pro 100 Höhenmeter um ca. $0,7^{\circ}\text{C}$ abnimmt, mit Vorsicht zu genießen. Mit zunehmender Höhe nehmen auch die Niederschläge zu, wobei sie vermehrt als Schnee fallen. Auch die unterschiedliche Windbeeinflussung ist ein wichtiger Faktor. Dennoch lassen sich die Höhenstufen relativ klar benennen, wobei auf die Laub- und Mischwälder der unteren Hanglagen im Höhenprofil Zwergsträucher und alpine Rasen folgen, darüber findet sich ein felsiger Gipfelbereich mit Schnee und Eis.

In Anlehnung an ALPENVEREIN (o.J.) ergibt sich folgende Gliederung:

- *Colline und Sub-Montane Stufe*: Die unterste Stufe der Tallagen besteht potenziell

aus natürlichen Laubwäldern, je nach geografischer Lage mit Buchen und (Flaum-) Eichen. Diese Zone reicht bis zu einer Höhe von maximal 800 Metern.

- *Montane Stufe*: Die montane Höhenzone ist der Übergangsbereich zwischen Laub-, Misch- und Nadelwäldern. Die Obergrenze dieser Zone liegt zwischen 1500 Metern in den Randalpen und 2000 Metern in den Zentralalpen. Früher erfolgte Obst- und Getreideanbau bis in diese Stufe.
- *Subalpine Stufe*: Diese Stufe bildet den Übergangsbereich von Nadelwäldern (vor allem Fichten-Lärchen-Wälder und Lärchen-Zirben-Wälder) hinauf zum Krummholz. Dieser Bereich schwankt zwischen einer Untergrenze von 1500 bis 1800 Metern und einer Obergrenze von 1700 bis 2400 Metern.
- *Alpine Stufe*: Zwischen der Baumgrenze und geschlossenen Rasenflächen dominieren zunächst Zwergstrauchheiden, die langsam in Grasheiden übergehen. Diese Stufe endet am nördlichen Alpenrand zwischen 2400 und 2500 Metern und in den

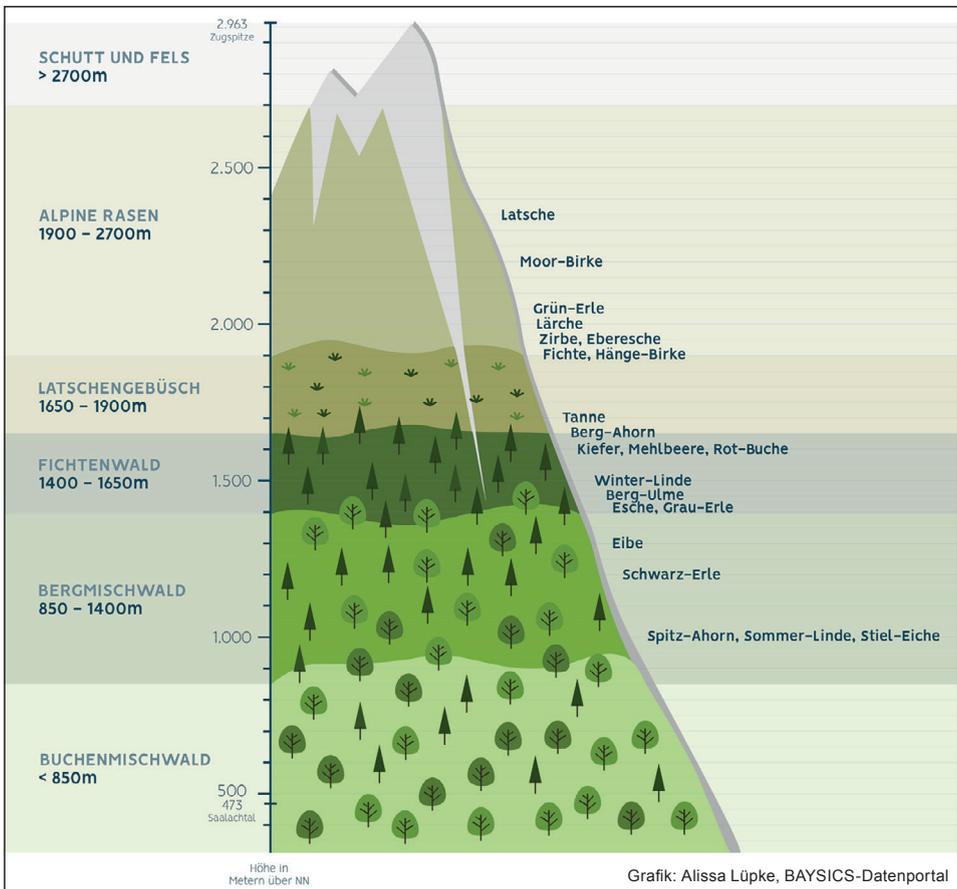


Abb. 15: Höhenstufen der Vegetation in den Bayerischen Alpen (Quelle: RÖSLER et al. 2020, S. 161)

Zentralalpen zwischen 2700 und 3000 Metern. Wie die Baumgrenze wird auch die Rasengrenze von der durchschnittlichen Temperatur beeinflusst: Sie darf im Juli 5 Grad nicht unterschreiten, ein Faktor, der für die Almwirtschaft eine wichtige Rolle spielt.

- *Nivale Stufe*: In der nivalen Stufe kann ganzjährig Schnee vorgefunden werden. Die Abgrenzung zur alpinen Stufe wird über die lokale Schneefallgrenze definiert. Es treten nur noch vereinzelte Rasenflecken und spezielle, an die extremen Witterungsbedingungen angepasste Vegetation (z. B. der Gletscher-Hahnenfuß) auf. Moose und Flechten können hingegen noch in erstaunlichen Höhen gedeihen.

Faszinierend in diesem Übergang sind die Anpassungsstrategien der Pflanzen. So fallen Blumen im Hochgebirge besonders durch ihre Farbenpracht und starken Duft auf. Die verstärkte Pigmentierung ist ein Schutz gegen die ultraviolette Strahlung, vergleichbar mit der Bräunung unserer Haut. Da die Bestäubung im Gebirge unter anderem durch Insekten erfolgt und die Konkurrenz groß ist, versuchen die Pflanzen mit überdimensionalen bunten Blüten und intensiven Düften Hummeln und Schmetterlinge anzulocken.

Eine weitere Anpassung der Pflanzen ist der Zwergwuchs. Dadurch sind sie näher am Boden und können von der Bodenwärme profitieren, die im Tagesverlauf (mitunter stark) ansteigt. Gleichzeitig sind sie vor Wind geschützt. Ein absoluter Spezialist ist das Stängellose Leimkraut (*Silene acaulis*) mit seinen rosa Blüten auf dichtem Polsterwuchs. Sogenannte Polsterpflanzen bilden auf dem Boden halbkugelförmige Polster aus, die Wärme und Feuchtigkeit speichern können, um sich mit dieser Gestalt vor Wind und Austrocknung zu schützen. Starke Behaarung (wie zum Beispiel beim Edelweiß) kann zusätzlich das Austrocknen verhindern.

Unsere Mittagspause an diesem Tag war zweigeteilt. Letztlich war der Weg bis zur Ochsenhofer Scharte doch anstrengender als ursprünglich angenommen, zumal er praktisch durchgängig oberhalb der Waldgrenze verlief und damit der intensiven Sonneneinstrahlung ausgesetzt war. Entsprechend war eine längere Verschnaufpause an der Scharte unumgänglich. Das eigentliche Ziel für die Pause war aber die rd. 230 m tiefer gelegene Schwarzwasserhütte. Der Abstieg dorthin erwies sich als beschwerlich, letztlich als nicht ungefährlich, da immer wieder sehr rutschige Felspassagen überwunden werden mussten. Es war zeitraubend, wenn auch vom Landschaftseindruck her einmalig, mit dem Hohen Ifen als Blickfang (Abb. 16). Erleichterung stellte sich aber erst ein, nachdem alle Teilnehmer wohlbehalten die Hütte erreicht hatten.

Der **Hohe Ifen** war unser Hauptthema während des Nachmittags. Geologisch handelt es sich um die höchste Erhebung einer gewölbten Kalksteinplatte aus Schratenkalk, der uns bereits aus der Breitachklamm vertraut war. Dabei werden am Ifengewölbe mehrere geomorphologisch interessante Phänomene sichtbar. Obwohl die Schratenkalk-Formation mit 50–150 m Mächtigkeit nur einen geringen Teil des mesozoischen Helvetikums (ca. 1000 m) ausmacht, ist er aufgrund seiner morphologi-

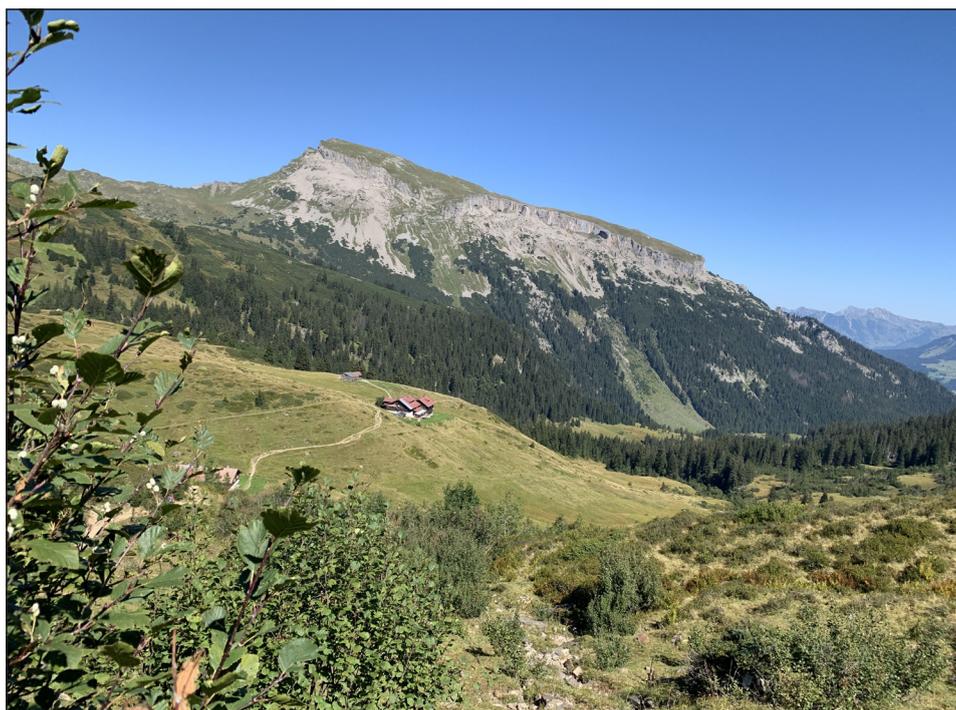


Abb. 16: Abstieg von der Ochsenhofer Scharte mit Blick auf die Schwarzwasserhütte und den Hohen Ifen, am rechten Hang Geröllhalden des Bergsturzes (Foto: © H. Dany)

sche Härte einer der wichtigsten Gipfelbildner am Nordrand des Kleinwalsertals. Dies zeigt einerseits seine Funktion als Härtling innerhalb der helvetischen Schichtserie, andererseits hat die tektonisch späte, wahrscheinlich erst nach dem Deckenschub erfolgte strukturelle Aufwölbung des Ifengebirges zur Folge, daß dort das Helvetikum mit dem gipfelbildenden Schratenkalk eine kräftige Hebung erfuhr. Es handelt sich also um ein tektonisches Fenster, da es eigentlich zuunterst im Deckenstapel liegt und erst durch Abtragung der ursprünglichen Überdeckung sichtbar geworden ist. Dies bedeutet, daß in der Ifenregion nicht nur die höheren helvetischen Schichtserien verloren gegangen sind, sondern auch alle höheren Deckeneinheiten wie Ultrahelvetikum und Flyschdecken, die früher darüber lagerten, möglicherweise sogar das Kalkalpin (Oberostalpin). Somit lässt das Ifengebirge heute im Sinne der Reliefumkehr einen Einblick durch ein „Erosionsfenster“ in den geologischen Untergrund zu (vgl. SCHMIDT-THOMÉ 1960).

Ein weiteres morphologisches Phänomen am Hohen Ifen sind die beiden Bergstürze, die auf seinem Südhang niedergegangen sind. Der westliche der beiden, der bei ca. 2000 m Höhe am Fuß der Gipfelplatte wurzelt, hat in etwa 1700 m Höhe auf dem steilen mittleren Südhang haltgemacht. Ein beträchtlich größeres Ausmaß besitzt der östliche Bergsturzkegel, der am Ende der Gipfelplatte in 1900 m Höhe einsetzt, den

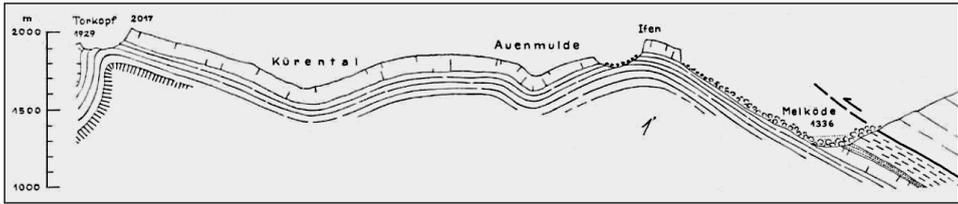


Abb. 17: Geologisches Nord-Süd-Profil durch den Bereich Gottesackerplateau – Hoher Ifen
(Quelle: SCHMIDT-THOMÉ 1960, S. 187)

Talgrund des Schwarzwassertals mindestens 60 m hoch über seiner jetzigen Sohle bei rd. 1290 m ausfüllt und auf dem rechten, südlichen Hang des Schwarzwassertals bis zu mehr als 1360 m Höhe hinaufreicht. Dabei wurde das obere Schwarzwassertal abgeriegelt. Im Bereich der heute vermoorten Melköde staute sich ein See, der durch Bachschuttkegel zugeschüttet und heute fast verlandet ist. Nur zur Zeit der Frühjahrschmelzwässer ist er noch wassergefüllt. Der Seeboden muß ursprünglich wesentlich tiefer gelegen haben, sonst ließe sich die schmale, buchtähnliche Sumpfzone im Osten, die auf der nördlichen und südlichen Talseite von mächtigen Bergsturzmassen begrenzt wird, nicht erklären. Der Bergsturz hat sich vor Erhöhung des Talbodens bei der Melköde vom Talgrund aus noch ein beträchtliches Stück den rechten, südlichen Hang hinaufbewegt.

Für die Entstehung des großen Bergsturzes bei der Melköde waren die geologischen Verhältnisse denkbar günstig: Dort sind die Drusberg-Schichten, das Unterlager der Schrattenkalkplatte, hangparallel mit 25–30° gegen Südwest geneigt. Der Bergsturz hat sich auf der Grenze des Schrattenkalks und der Drusberg-Schichten in Bewegung gesetzt. Der Kegel hat eine Gesamtlänge von ca. 1200 m und eine mittlere Breite von ca. 600 m = 720.000 qm. Seine Mächtigkeit beträgt im Talgrund bei der Melköde mindestens 60 m. Bei Annahme einer mittleren Mächtigkeit von nur 10 m ergeben sich daraus über 7.000.000 cbm Schrattenkalkgestein. Das entspricht einer Verlängerung der rd. 300 m breiten und ca. 100 m dicken Ifen-Felsplatte um mehr als 200 m in dem Bereich des heutigen Bergsturzes nach Süden. Bei der Mobilisierung des Schrattenkalk-Bergsturzes haben fließerartige Vorgänge zweifellos eine beträchtliche Rolle gespielt. Die Drusberg-Schichten haben gegenüber den im Schrattenkalk nach unten sinkenden Wässern als Karstwasser-Stauer gewirkt. Dadurch entstand ein idealer Gleithorizont für die Felsmassen des Bergsturzes. (vgl. auch Textfeld T 7, S. 78).

Das Panorama des Hohen Ifen begleitete uns während des gesamten Rückwegs, der uns über die Melköde und durch die Geröllhalden des östlichen Bergsturzes zur Auenhütte führte. Hier trennten sich unsere Wege: Einige Teilnehmer nutzten die noch verfügbare Zeit für eine Fahrt mit dem Ifenlift zur Ifenmulde, der größere Teil bevorzugte den *Walserbus* für die Rückfahrt zum Marburger Haus. Aber es gab auch einige Unermüdliche, die die Wanderung zu Fuß zum Quartier fortsetzten, um somit die angekündigte Tagesstrecke von 16 Kilometern auch tatsächlich abzuleisten.

T 7: Der Bergsturz Melköde (Felsmechanische Interpretation)

„Das Abrissgebiet des Bergsturzes ist von der gegenüber liegenden Talflanke aus gut zu erkennen. Dieser Bergsturz ist kinematisch als Felsgleitung (*rock slide*) einzustufen. Es handelt sich, felsmechanisch betrachtet, um den Kollaps eines Teils der Schrattekalk-Schichtplatte am Südschenkel der Hochifen-Antiklinale. Dabei hat sich die etwa 75 m mächtige Kalksteinplatte auf einer idealtypisch vorgegebenen Gleitfläche, nämlich den hangparallel unterlagernden Drusbergmergeln, vermutlich mit hoher Fahrt zu Tal bewegt. Aus der Verteilung der Blöcke am Gegenhang, wo sie einen unförmigen Wall auf den völlig andersartigen Flyschgesteinen bilden, kann man schließen, daß wir es hier letzten Endes mit einem Sturzstrom zu tun haben, d.h. die Schichtplatte hat sich kurz nach Beginn des Abreißens in zahlreiche Felsfragmente zerteilt und hat als rasanter Blockstrom den Schwarzwassergletscher von ehemals 1440 m Höhe überfahren.

Als Ursachen für den Melköde-Bergsturz sind drei zusammenhängende Faktoren ausschlaggebend gewesen: Glazialerosion, Gletscherschwund (Klimaverbesserung) und Hangzerrung (Talzuschub):

- a) Glazialerosive Unterschneidung des Schrattekalk-Schichtanges durch den ehemaligen Schwarzwassergletscher.
- b) Schwindende Mächtigkeit des spätglazialen Schwarzwassergletschers und damit beginnender Verlust des Hangwiderlagers am Hangfuß.
- c) Talzuschub-Bewegung der Schrattekalk-Schichtplatte des gesamten, ans Bärenköpfe (1702 m) anschließenden Bergsporns in Form des sogenannten Felsdriftens.

Der letztgenannte Bergsporn zieht hinab bis an den Talgrund des Schwarzwasserbaches westlich der Auenhütte (1275 m). Interessanterweise sind an ihm deutliche, jeweils durch mehrere Meter breite Felsspalten (Südwest-Nordost) getrennte Kalksteinschollen zu erkennen, die als äußerst langsame, gravitativ bewegte Driftschollen interpretiert werden. Dem Sturzereignis vorausgehend erfolgte also ein Ab- und Auseinanderdriften, bzw. eine Zerrung der „Hartplatte“ auf seiner „weichen“ Mergelschicht (Drusbergschichten) nach Südosten, wohin die Faltenachsen des Ifenantiklinoriums abtauchen. Diese Driftbewegung hatte zur Folge, daß – zusätzlich zum Verlust des Hangfuß-Widerlagers – die seitliche Abstützung der Hochifenplatte am Bärenköpfe entfiel und sich an dieser Zerrungsnaht eine Felspartie des Schrattekalks, etwa 7 Mio. m³, löste und in Südrichtung zu Tal glitt.

Als auslösende Faktoren dürften erstens Kluftwasserüberdruck auf der Trennfläche zwischen Schrattekalkbasis und wasserundurchlässigem Drusbergmergel sowie die Aufweichung der Mergelgrenzschichten zu einer Schmierzone in Frage kommen. Subterran abfließendes Schneeschmelzwasser der Hochkarstregion des Ifens dürfte bei nachlassendem Permafrost an der Wende eines spätglazialen Stadials (Schwendle bzw. Gschnitz) zum Interstadial eine bedeutende Rolle gespielt haben.“

(Quelle: VÖLK 2001, S. 49–51, auszugsweise)

Donnerstag. 07.09.: Mit dem *Walserbus* über Mittelberg zur Bushaltestelle *Gemse* in Böldmen. Wanderung im Gemstetal am Widderstein mit Dipl.-Geogr. Ole Ipsen bis zur Hinteren Gemstetalpe (Mittagsrast). Zurück über Außerbödmern nach Mittelberg. Individuelle Gestaltung des Spätnachmittags (Wanderstrecke 12 km).

Der letzte Exkursionstag führte uns nochmals zurück zum Widdersteinmassiv, diesmal jedoch ins Gemstetal, um uns über das Projekt „Natur bewusst erleben“ zu informieren, ein Projekt, das 2018 aufgrund des Bedarfs für ein Lenkungs-konzept zum



Abb. 18: Dipl.-Geogr. Ole Ipsen, ehemals Geographiestudent in Marburg, stand uns für die Führung im Gemstetal zur Verfügung (Foto: © H. Dany)

Erhalt der Natur unter dem Einfluss der Tourismusentwicklung ins Leben gerufen wurde. Als Experte für diese Fragestellung stand uns Dipl.-Geogr. Ole Ipsen Rede und Antwort, ehemals Student am Fachbereich Geographie in Marburg und von daher der Exkursionsleitung noch in bester Erinnerung.

Einleitend wurden wir darüber informiert, dass es sich bei dem Projekt *Natur bewusst erleben* um eine Nachhaltigkeitsinitiative handelt, die sich zum Ziel gesetzt hat, dem Wert der Natur für den Menschen mehr Gewicht und Gehör zu verschaffen. Dazu setzt sie auf zwei Schwerpunkte: die Lenkung Erholungssuchender und Freizeitsportler sowie die

Sensibilisierung und Wissensvermittlung. In das Projekt sind zahlreiche Interessens- und Zielgruppen eingebunden, u. a. Jäger, Förster, der Alpenverein, Kommunalpolitiker und Personen aus der Ski- und Freizeitbranche (vgl. Beitrag von O. Ipsen in diesem Jahrbuch, S. 163 ff.).

Die anschließende Wanderung bis zur Hinteren Gemstelalpe bot mehrfach Gelegenheiten für weitere Informationen. Nach einer kurzen Mittagsrast führte uns der Weg zurück auf der gegenüberliegenden Talseite bis nach Mittelberg, wo das offizielle Tagesprogramm (und damit das Exkursionsprogramm insgesamt) endete.

Ein kurzes Fazit: Die Thematik des letzten Tages kann gewissermaßen als Leitmotiv der Exkursion insgesamt verstanden werden: *Natur bewusst erleben*. Diesem Anspruch dienten die vielen Erläuterungen während der Wanderungen, die einerseits die geographischen Zusammenhänge verdeutlichen, gleichzeitig aber auch die ökologische Gefährdung dieser einzigartigen Hochgebirgslandschaft aufzeigen sollten.

Literatur

- ALPENVEREIN (o.J.): Höhenstufen der Alpen. Online: https://www.alpenverein.de/artikel/hohenstufen-der-alpen_b357eec5-01a6-4c3e-96a7-add6683313b4.
- AMANN, G. (2016): Das Pflanzenleben Vorarlbergs, Dornbirn. Online: https://buntundartenreich.at/upload/file/RoteListen_Pflanzen_Voarlberg_180516.pdf.
- BRAUN, H.-G. (2005): Die „Walser“ und ihre Nachbarn – etymologisch gesehen. Online: <https://www.vorarlberger-walservereinigung.at/vwvwp/die-walser-und-ihre-nachbarn-etymologisch-gesehen/>.
- BUCHLI, C. (1959): Aus der Geschichte der Walser-Kolonien in Graubünden, St.-Galler Oberland und Vorarlberg. In: *Bündner Schulblatt*, 18. Jg., Nr. 5. ETH Zürich, www.e-periodica.ch. Online: <https://www.e-periodica.ch/digbib/view?pid=jbl-002:1958:18::324#322>.
- HARNISCHMACHER, S. (2024): Zur Geomorphologie des Kleinwalsertals. In: *Jahrbuch 2023 der Marburger Geographischen Gesellschaft*. Marburg, S. 145–162.
- IPSEN, O. (2024): Besucherlenkung und Naturvermittlung im Kleinwalsertal – Lösungsansätze für die Herausforderungen in alpinen Tourismusdestinationen. In: *Jahrbuch 2023 der Marburger Geographischen Gesellschaft*. Marburg, S. 163–174.
- LIVER, P. (1953): Die Walser in Graubünden. In: *Bündner Monatsblatt – Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur*, Heft 9, S. 257–276. Online: <https://doi.org/10.5169/seals-397638>.
- REISIGL, H. & R. KELLER (1987): Alpenpflanzen im Lebensraum. Stuttgart.
- RÖSLER, S. et al. (2020): Klimaforschung auf Otto Sendtners Spuren – mit Citizen Science die Baumgrenzen in den Bayerischen Alpen untersuchen. In: *Jahrbuch des Vereins zum Schutz der Bergwelt*, 85. Jg., S. 159–172. Online: https://www.vzsb.de/media/docs/Jahrbuch_2020/159-172_Jahrbuch_2020_Sabine_Roesler_M.Olleck_Joerg_Ewald.pdf.
- SCHMIDT-THOMÉ, P. (1960): Zur Geologie und Morphologie des Ifengebirgsstockes (Allgäu). In: *Erdkunde* 14(3), S. 181–195. Online: <https://www.erdkunde.uni-bonn.de/article/view/1317>.
- VÖLK, H.R. (2001): Geomorphologie des Kleinwalsertales und seiner Gebirgsumrahmung. Landschaftsformen zur Eiszeit und Nacheiszeit unter Einbeziehung der geologischen Verhältnisse. In: *Vorarlberger Naturschau* 10, Dornbirn, S. 7–95. Online: https://www.zobodat.at/pdf/VNFE_10_0007-0095.pdf.
- WIENER, J.B. (2022): Die Walserzüge. Online: <https://blog.nationalmuseum.ch/2022/11/die-auswanderung-der-walser/>.

Auf dem *Radrundweg Lumda-Wieseck* durch den Vorderen Vogelsberg

Einleitung

Die Fahrradexkursion auf dem *Radrundweg Lumda-Wieseck* am 08. Juli 2023 führt in einen Naturraum, dessen Identität für einige Verwirrung sorgen mag. Beim Blick auf die Karte fällt auf, dass die beiden namensgebenden Gewässer Lumda und Wieseck im westlichen Vorland des Vogelsbergs zur Lahn hin entwässern und dabei die naturräumliche Einheit des *Vorderen Vogelsbergs* durchlaufen, der sich nordwestlich an den „*eigentlichen Vogelsberg*“ anschließt (Abb. 1, roter Kreis). Dieses mit einer Fläche von rd. 2.500 km² größte zusammenhängende Vulkangebiet Mitteleuropas weist eine auffällige Ringstruktur mit einem stufenhaften Anstieg vom Unteren zum Hohen Vogelsberg und schließlich zum Oberwald auf, eine Regelmäßigkeit des Aufbaus, die lange als Typus eines Schildvulkans interpretiert wurde. Inzwischen ist man sich darüber einig, dass das Massiv aus mehreren Einzelvulkanen entstanden ist, die

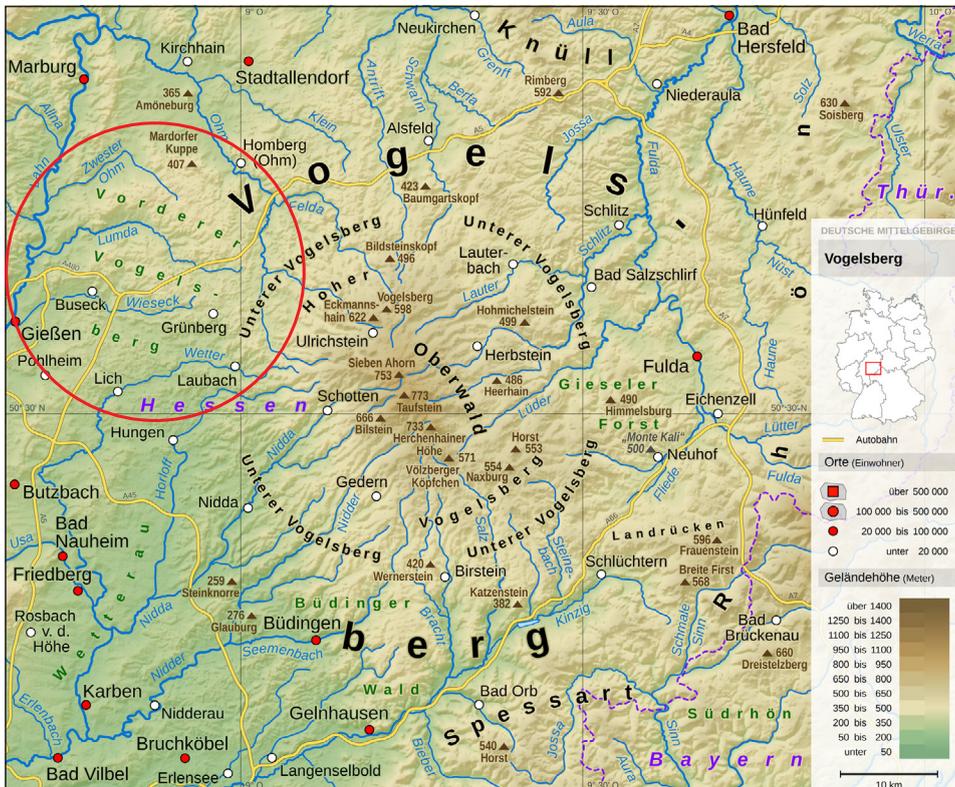
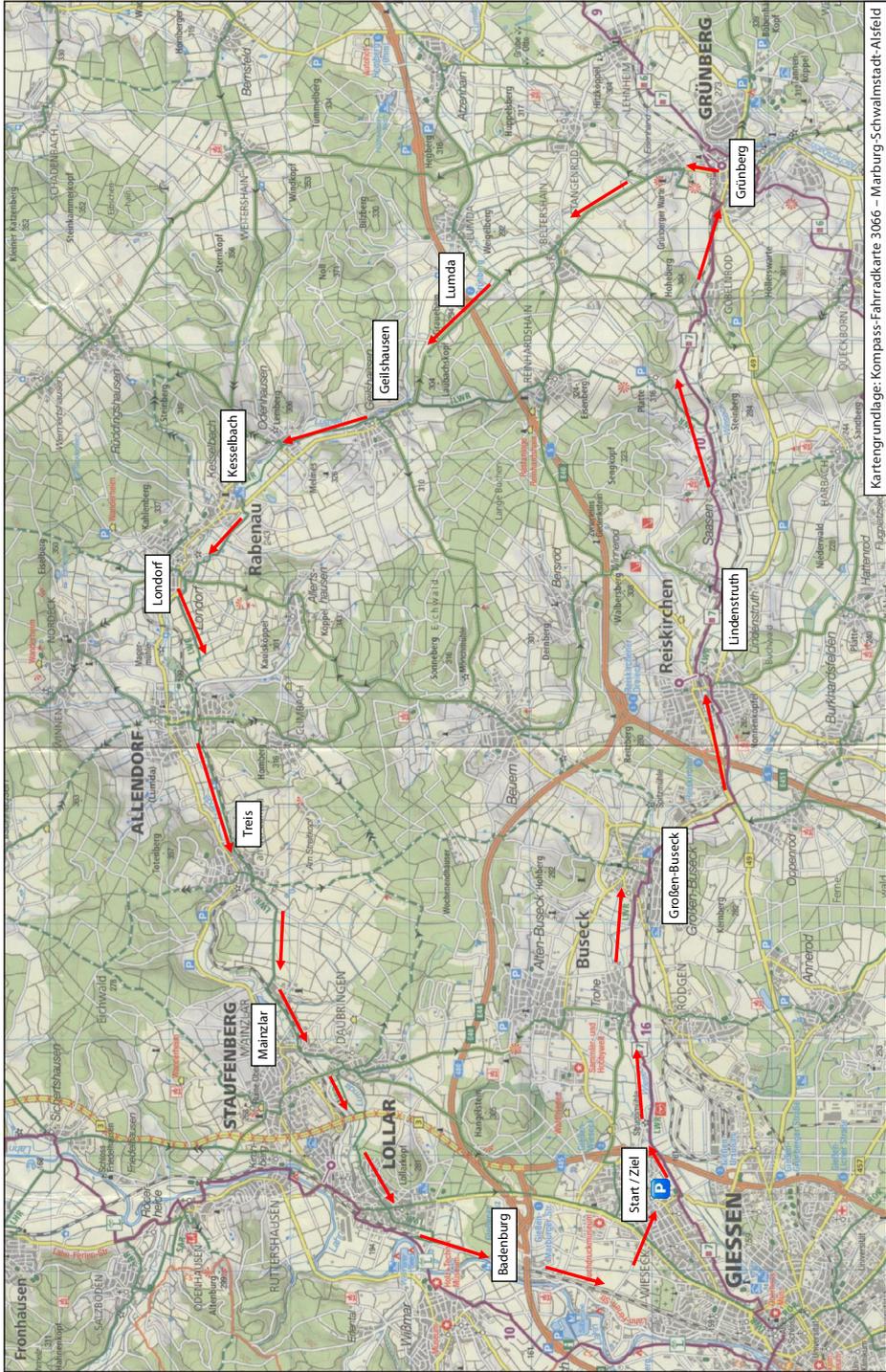


Abb. 1: Topographische Übersichtskarte des Vogelsbergs und seiner Randgebiete (Quelle: Thomas Römer, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Vogelsberg_-_Deutsche_Mittelgebirge,_Serie_A-de.png, CC BY-SA 3.0)



Kartengrundlage: Kompass-Fahrradkarte 3066 – Marburg-Schwalmstadt-Alsfeld

Abb. 2: Topographische Karte des Exkursionsgebiets mit Radwegenetz (LWR = Lumda-Wieseck-Radweg)

im Verlauf ihrer Tätigkeit eine Vielzahl von übereinandergeschichteten Basaltdecken hinterlassen haben und die vom zentralen, 600 bis 773 m hochliegenden Plateaubereich des Oberwalds ringförmig und treppenartig zu seinen Rändern herabführen (SCHULZE 1959). Die heutige Gestalt ist letztlich das Ergebnis eines Zusammenspiels von Hebungsvorgängen und auf allen Seiten wirkender Abtragung.

Der nordwestlich vorgelagerte *Vordere Vogelsberg* lässt sich in diese Abfolge nicht unmittelbar einordnen. Er besteht aus dem zentralen, in der Mardorfer Kuppe bis 407 m hohen und mehr als die Hälfte seiner Fläche einnehmenden Höhenzug des Lumda-Plateaus, dem sich östlich anschließenden (Oberen) Ohmtal, dem Gießener Landrücken im Südwesten und dem Laubacher Hügelland im Süden. Ebenso wie die Flüsschen Wieseck und Lumda sind auch die Zwester Ohm und die Ohm zur Lahn hin orientiert. Sie gehören damit zu einem zum Rhein hin ausgerichteten hydrographischen System, während im Norden Antrift und Schwalm der Eder, im Süden Wetter und Horloff dem Main tributär sind. Diese hydrographische Anbindung mag es am ehesten rechtfertigen, den Vorderen Vogelsberg dem Westhessischen Bergland zuzuordnen, wie es das Handbuch der Naturräumlichen Gliederung Deutschlands vorschlägt (vgl. MEYNEN & SCHMITHÜSEN 1953–1962), anstatt ihn als Teil des Naturraums Vogelsberg und damit des Osthessischen Berglands zu verstehen.

Geologisch wäre eine solche Zuordnung allerdings durchaus gerechtfertigt, denn die Basaltdecke des Vogelsbergs erstreckt sich bis weit in den Westen und schließt das Gebiet des Vorderen Vogelsbergs mit ein, wobei hier der anstehende Basalt auf die höheren Teile der riedel- bzw. kuppenförmig aufgelösten Flächen beschränkt ist. Im Übergang zum Amöneburger Becken und zum Marburg-Gießener Lahntal verzahnen sich die Reste der Basaltdecke mit tertiären Sedimenten und mit den Südausläufern der vom Buntsandstein geprägten Lahnberge, sodass ein eher unruhiges Landschaftsgefüge entsteht. Die plateauartigen Verebnungen des Vorderen Vogelsbergs mit Höhen zwischen 280 und 360 m fallen nur ganz allmählich zum Lahntal hin ab.

Im südlichen Übergang zur Wetterau ist die Basaltdecke des Vorderen Vogelsbergs insbesondere im Gießener Landrücken mit einer deutlichen Stufe von 50 bis 60 m Höhenunterschied gegen das Vorland abgesetzt. Stärker aufgelöst wirken die Basaltdecken im Laubacher Hügelland, wo sie mit ausgedehnten Terrassenflächen und muldenförmigen Taleinschnitten im Wechsel stehen. Der Übergang zur Wetterau erfolgt hier in einer fingerförmigen Auflösung der Basaltdecke, die zum größten Teil von mächtigen Lösslehmdecken überlagert wird (PLETSCH 1989, S. 41).

Damit ist ein wichtiges Stichwort hinsichtlich der Oberflächengestalt und der wirtschaftlichen Nutzung des Vorderen Vogelsbergs gefallen: die Bedeutung des Löss. SCHULZE (1982, S. 19) betont, dass sowohl im Unteren als auch im Vorderen Vogelsberg, im Gegensatz zur Grünlandwirtschaft des Hohen Vogelsbergs, dem Ackerbau eine größere Bedeutung zukommt – die unmittelbaren Talsohlen vielleicht ausgenommen. Er begründet dies damit, dass hier in den Mulden und Tälern verbreitet teilweise mächtige Lösssedimente verschiedener Altersstufen abgelagert wurden, aus

denen sich fruchtbare Parabraunerden und damit günstige Voraussetzungen für die ackerbauliche Nutzung gebildet haben.

Auf den Höhenzügen bzw. den Plateauflächen des Vorderen Vogelsbergs herrscht demgegenüber der Basalt vor, wobei der hier wegen seines porösen Gefüges als „Lungstein“ bezeichnete Basalttyp schon im Mittelalter ein gesuchter Werkstein war, wie seine Verwendung u. a. zum Bau der neugotischen Kirche in Londorf (im Volksmund „Dom der Rabenau“), der unweit von Londorf gelegenen Burg Nordeck, des Klosters Arnsburg bei Lich, der Johanneskirche in Gießen, des Schlosses Friedelhausen am Rand des Vorderen Vogelsbergs bei Odenhausen/Lahn oder der Badenburger bezeugt. Die Besonderheit des Lungsteins besteht in seiner dicht- bis feinkörnigen, porösen Struktur, wobei dieses Gefüge in den ehemals in dem Lavastrom eingeschlossenen Gasen seine Ursache hat. Der Lungstein gilt als besonders frost- und verschleißfest, technische Eigenschaften, die seine Verwendung als Baumaterial auch im weiteren regionalen Umfeld erklären. Bis heute spielt in der Region der Abbau des Basalts eine wichtige Rolle (Basaltwerke bei Allendorf/Lumda am südlichen, in Dreihausen und in Nieder-Ofleiden am nördlichen Rand des Lumda-Plateaus).

Das Nebeneinander von fruchtbaren Talzügen und eher siedlungsungünstigen Hang- und Plateauflächen war entscheidend für den Gang der Besiedlung (vgl. KRÜGER 1964), der auch im Gebiet des Vorderen Vogelsbergs sehr anschaulich anhand der Ortsnamen nachvollzogen werden kann. UHLIG (1982a, S. 33 ff.) hat sich dieser Fragestellung gewidmet, indem er feststellt, dass in den siedlungsgünstigen Tal- und Beckenlagen schon eine frühe Inkulturnahme durch den Menschen stattgefunden hat, während eine „*spätere Besiedlung und dadurch das Vorherrschen jüngerer Ortsnamen, kleinerer Dörfer und schließlich auch jüngerer Ausbaufurformen mit dem Anstieg zum Hohen Vogelsberg zu erkennen*“ sei.

Belege für diese Feststellung sind beim Blick auf die Topographische Karte leicht zu erschließen. Im Bereich des Lahntals und in den unteren Tälern von Wieseck und Lumda springen z. B. Orte auf die Endungen -a / -ar (Lumda, Wißmar, Lollar, Mainzlar) oder -ingen (Daubringen) ins Auge, die i. S. der ARNOLD'schen bzw. SCHLÜTER'schen Ortsnamenssystematik der sog. „*germanischen*“ Ortsnamensgruppe (4. Jh. v. bis 4. Jh. n. Chr.) und damit dem sog. *Altsiedelland* zuzuordnen sind (ARNOLD 1875, SCHLÜTER 1952). Ebenfalls zum *Altsiedelland* gehört die „*fränkische*“ Ortsnamensgruppe (7. bis 9. Jh.), die mit ihren Bezügen zum Siedlungsplatz bzw. zu den Naturgegebenheiten leicht zu identifizieren ist. Es sind dies z. B. Ortsnamendungen auf -bach (Kesselbach, Climbach, Bollnbach), -heim (Lehnheim), -dorf (Allendorf, Londorf) oder -hausen (Odenhausen, Geilshausen, Allertshausen), um nur einige zu nennen.

Im Hochmittelalter (9. bis 12. Jh.) fand schließlich, verursacht durch ein starkes Bevölkerungswachstum und geprägt durch die Initiativen von Kirchen und Adel zur Ausweitung und Konsolidierung ihrer wirtschaftlichen und politischen Bedeutung, eine Siedlungsverdichtung bzw. eine starke Ausweitung des Kulturlandes durch

Rodungen statt, was ein Ausgreifen auch auf ungünstigere Standorte bedeutete. Die Ortsnamen dieser Periode weisen mit ihren Endungen oft auf die Rodetätigkeit hin, wie etwa in der Endung -rod (Bersrod, Winnerod, Stangenrod, Göbelnrod, Oppenrod), gelegentlich auch auf den Siedlungsträger (z. B. Reiskirchen) oder den früheren Naturzustand (Reinhardshain, Beltershain, Atzenhain; *Hain* aus mhd. *Hagen* für „gehegter Wald“) hin. Im Gegensatz zum *Altsiedelland* werden Siedlungen dieser Phase dem sog. *Jungsiedelland* zugeordnet. Dabei ist festzuhalten, dass viele der im Hochmittelalter unter den Pflug genommenen ehemaligen Waldgebiete bereits im Zuge der spätmittelalterlichen Wüstungsphase wieder aufgelassen wurden, wie z. B. der heute geschlossene Wald der *Laubacher Forsten*, die nachweislich im Mittelalter dicht besiedeltes Bauernland waren (UHLIG 1982a, S. 34). Fast überall in den Wäldern des Vorderen Vogelsbergs lassen sich ehemalige Siedlungen aufgrund historischer Baureste oder von Systemen alter Ackerterrassen nachweisen.

Territorialpolitisch ist die Geschichte des Vorderen Vogelsbergs kompliziert, wie ganz allgemein die des mittelhessischen Raums, wo das komplexe politisch-geographische Kräftespiel zwischen der Reichsgewalt (Burgen der Wetterau – Münzenberg!), den (thüringisch-)hessischen Landgrafen (und ihren später geteilten Territorien), den kurmainzischen, aber auch den fuldischen und trierischen Expansionsbestrebungen, den nassauischen, solmsischen, isenburger, riedeselschen u. a. Häusern, den freien Reichsstädten, den ritterschaftlichen Besitzungen usw. seine Spuren hinterlassen hat. Stellvertretend dafür sei auf das ehemalige Territorium des *Busecker Tals* verwiesen, das über Jahrhunderte hinweg Zankapfel zwischen den hessischen Landgrafen sowie den Ganerben von Buseck und von Trohe war und das schließlich 1604, nach jahrzehntelangen Erbstreitigkeiten zwischen Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt, der darmstädtischen Linie einverleibt wurde. Als bauliches Zeugnis jener Zeit mag man das neugotische Busecker Schloss bewerten, das allerdings in der jetzigen Form erst um die Mitte des 19. Jhs. anstelle einer spätmittelalterlichen Wasserburg errichtet wurde.

Auch auf Grünberg sei in diesem Zusammenhang hingewiesen. Die Stadt wurde Ende des 12. Jhs. von Landgraf Ludwig III. von Thüringen gegründet, um seinen Besitz im Süden gegen die konkurrierenden Mainzer Erzbischöfe zu schützen. Dies erklärt u. a. die strategisch günstige Lage der Stadt auf einem Plateau, das an drei Seiten steil abfällt. Der Diabesturm als Teil der ehemaligen Stadtbefestigung, oder aber der unweit der Stadt gelegene Wartturm zur Sicherung des nordwestlichen Vorfeldes sind bis heute augenfällige Kennzeichen dieser ehemaligen Funktion.

Zusammenfassend sei noch einmal die Kleinkammerung der Landschaft hervorgehoben, die das Gebiet des Vorderen Vogelsbergs in starkem Maße prägt und die sich durch den Wechsel von Wald und Freilandflächen in Abhängigkeit von den Relief- und Bodenverhältnissen dokumentiert. Die Besiedlung des Raumes hat schon früh eingesetzt, wie sich mit Hilfe der Ortsnamensmethode nachweisen lässt. Dabei liegt es nahe, dass die Tallagen gegenüber den Plateauflächen günstigere Bedingungen boten

und entsprechend früher besiedelt wurden. Als wirtschaftliche Basis spielten traditionell auch nichtagrarische Bereiche eine wichtige Rolle, insbesondere die Nutzung der Steine und Erden, namentlich der Basaltvorkommen, wie sich aus den zahlreichen Gruben und Steinbrüchen erschließen lässt, die zum Teil bis heute betrieben werden. Interessante Aspekte ergeben sich auch hinsichtlich der Stadtentwicklung, die zumindest in der historischen Dimension in starkem Maße durch territorialpolitische Interessen und Konflikte beeinflusst wurde.

Vor diesem Hintergrund ergibt sich eine Vielzahl von Themen, die während der rd. 65 km langen Radtour angesprochen werden können. Dabei führt die Route, von Gießen ausgehend, durch das Wiesecktal bis Grünberg, von dort zurück über das Lumda- und Lahntal zum Ausgangspunkt am Bürgerhaus in Wieseck. Die Flüsse Lumda und Wieseck sind namensgebend für den Radweg, der seit 2006 für eine Summe von über zwei Mio. Euro ausgebaut wurde.

Die Quellgebiete der beiden Flüsse liegen in der naturräumlichen Untereinheit *Lumda-Plateau*. Zur Lumda vereinigen sich zahlreiche Rinnsale, die im Sommer zum Teil austrocknen. Ihr Ursprung liegt vorwiegend in der nordöstlichen Gegend von Atzenhain, einem Ortsteil von Mücke. Die Wieseck sammelt kleinere Nebenbäche aus dem Gebiet östlich von Saasen zwischen Bollnbach und Göbelnrod. Das Hinweisschild „Wieseckquelle“ in der Ortsmitte von Saasen bedeu-



Abb. 3: Informationstafel am Radrundweg Lumda-Wieseck (Foto: © J. Leib)

tet lediglich, dass dort der Bach mit Steinen eingefasst wurde. Die Wasserscheide zwischen Lumda und Wieseck verläuft etwa entlang einer gedachten Linie von Grünberg über Beltershain nach Reinhardshain. Beide Flüsse weisen ähnliche Merkmale auf. Sie münden bei Lollar bzw. bei Gießen in die Lahn. Die Lumda hat eine Quellschöhe von 304 m über NN (Wieseck: 295 m), die Mündungshöhe liegt bei 160 m (Wieseck: 155 m), die Länge beträgt 30 km (Wieseck: 24 km) und das Einzugsgebiet umfasst 132 km² (Wieseck: 120 km²). Unter Einzugsgebiet versteht man die Fläche, von der alle Niederschlagsabflüsse über zahlreiche kleine Nebenbäche in die Lumda bzw. Wieseck gelangen (vgl. Internetlink „Lumda-Wieseck“).

Der Rundweg ist, von einigen kurzen Straßenabschnitten abgesehen, verkehrsfrei und mit Ausnahme eines Teilstücks zwischen Treis und Mainzlar durchgängig asphaltiert. An vielen Stellen sind Informationstafeln aufgestellt, die schwerpunktmäßig auf Kultur- und Naturdenkmäler hinweisen sowie historisches und geographisches Hintergrundwissen vermitteln (vgl. Abb. 3 und Internetlink „Radrundweg Lumda-Wieseck“). Die Route führt viele Kilometer an der im Gelände noch sichtbaren Trasse und ab Allendorf/Lumda an den noch vorhandenen Gleisen der Lumdatabahn entlang. Die Bahn verkehrte ursprünglich zwischen Grünberg und Lollar und wurde seit den 1960er Jahren nach und nach stillgelegt, das letzte Teilstück zwischen Lollar und Mainzlar im Jahr 2016. Seit Mitte der 1990er Jahre gibt es Bestrebungen, die Strecke zwischen Lollar und Londorf zu reaktivieren. Im Fokus steht dabei vor allem die Verbindung von Lollar zum Zweigwerk der RHI Magnesita in Mainzlar. Die Firma ist Weltmarktführer in den Bereichen Feuerfestprodukte, -systeme und -dienstleistungen und macht den millionenschweren Ausbau des Mainzlarer Werkes von der Wiederherstellung der Bahnverbindung abhängig. Für eine Schlussrast bietet sich die traditionsreiche Gaststätte Badenbug an.

Großen-Buseck

Ein erster Besprechungsstopp bietet sich im Zentrum von Großen-Buseck an, dem mit rund 5.400 Einwohnern größten Ortsteil der Gemeinde Buseck im unteren Wiesecktal, die seit 1971 (bzw. 1977) mit rund 13.000 Einwohnern (2020) aus den Ortsteilen Alten-Buseck, Beuern, Großen-Buseck, Oppenrod und Trohe besteht. Das Ortszentrum von Großen-Buseck ist geprägt von einem für den hessischen Raum eher seltenen Dorfanger, an dem noch ein traditionelles Backhaus auf die ehemalige Funktion des Platzes für die Dorfgemeinschaft hindeutet. Auch der Standort des früheren Rathauses sowie der Evangelischen Kirche am Ende des Angers sind in diesem Zusammenhang lagertypisch (vgl. Textfeld T 1).

Ebenfalls zu den Sehenswürdigkeiten von Buseck zählt das Schloss (Ernst-Ludwig-Straße Nr. 15), das interessante Einblicke in die Geschichte des Ortes vermittelt. In seinem unmittelbaren Zugangsbereich passiert man den ehemaligen Wirtschaftshof der Anlage mit ihrer mächtigen Zehntscheune (heute: Baubetriebshof der Gemeinde) und eine gründerzeitliche Remise. Vorläufer des Schlosses war eine Wasserburg aus

T 1: Anmerkungen zum Thema „Anger“ und „Angerdorf“

Der Begriff „Anger“ bezeichnet in seiner ursprünglichen Bedeutung ein meist grasbewachsenes Land oder einen Dorfplatz in Gemeinbesitz (*Allmende*), der nicht bebaut werden durfte. Der Anger war Ort für Feste und sonstige gemeinschaftliche Aktivitäten (Dorfbackofen, gemeinschaftliches Schlachten) und diente in frühen Zeiten auch als Kultplatz, als Ort für Ratsversammlungen (*Thing*) oder als Richtplatz. Ehemalige Kultplätze, die während der Christianisierung von Kirchen mit umgebendem Friedhof überbaut wurden, werden gelegentlich als *Friedhofsanger* bezeichnet. Zum Anger gehörte meist ein kleiner See oder Teich. Auf dem Platz wurde das Vieh über Nacht zusammengetrieben, oft wurden auch die kranken Tiere, die nicht auf die Weide gingen, hier gehütet, daher der Begriff *Hutanger*. Daneben diente er als Futterplatz für die Tiere Durchreisender, z. B. die Postkutschengespanne. Im Unterschied zu dieser Nutzfläche wurde der gemeinschaftliche Schlachtplatz eines Dorfes als *Schindanger* bezeichnet.

Siedlungen mit einem Anger werden als „Angerdörfer“ bezeichnet und der Gruppe der „Platzsiedlungen“ zugeordnet, zu denen z. B. auch die „Fortadörfer“ Schleswig-Holsteins, die „Rundlinge“ des Wendlands oder die „Wurtendörfer“ Ostfrieslands zählen. Sie gehören im gesamten germanischen, baltischen, skandinavischen und slawischen Siedlungsraum nachweislich zu den ältesten Siedlungen, deren Ursprünge bis in die frühgeschichtliche Zeit zurückreichen. Auch im angelsächsischen Raum prägen sie unter der Bezeichnung „*green village*“ verbreitet das Siedlungsbild. Während die Form des Angers im Altsiedelland durchaus variieren kann (rechteckig, quadratisch, rund, länglich usw.), ist sie in den mittelalterlichen Kolonisationsgebieten Ostmitteleuropas üblicherweise sehr regelmäßig in Rechteckform angelegt (*Kolonisations-Angerdorf*) (SCHRÖDER & SCHWARZ 1969, S. 72 ff.).

der ersten Hälfte des 14. Jhs., die 1458 erstmals urkundlich erwähnt wurde. Vermutlich handelte es sich dabei um eine Motte, also einen Wohnturm auf einem künstlich aufgeschütteten Erdhügel, umgeben von einem Wassergraben. Mitglieder der Familie von Trohe, die von den hessischen Landgrafen mit der Burg belehnt wurden, dürften die Erbauer gewesen sein, zumindest deutet ihr Wappenstein über dem Eingang zur Traukapelle darauf hin. Der Wassergraben wurde ursprünglich von dem zwischen Hoh- und Attenberg nach Süden fließenden Wälzbach gespeist und um 1800 verfüllt. Sein Verlauf ist noch gut zu erkennen, insbesondere im Bereich der zweibogigen Steinbrücke, die in den Innenhof führt.

Nach mehrfachem Eigentümerwechsel, oft verbunden mit Teilabrissen, An-, Um- oder Neubaumaßnahmen, kam das Schloss 1829 in den Besitz der Familie von Nordeck zur Rabenau. Friedrich Josef Kilian Freiherr von Nordeck zur Rabenau (1793–1863) errichtete zwischen 1855 und 1860 auf älteren Grundmauern das heutige Gebäude im neugotischen Stil. Im 20. Jh. waren Verwundete beider Weltkriege, Heimatvertriebene, DDR-Flüchtlinge und Studierende im Schloss untergebracht, wobei es mangels Bauunterhaltungsmaßnahmen in einen immer desolateren Zustand geriet. Im Jahre 1971 entschloss sich die Familie von Nordeck zur Rabenau schließlich zum Verkauf des Anwesens an das Land Hessen, das es 1976 der Gemeinde Großen-Buseck übertrug. Die ursprüngliche Absicht, das Gebäude abzureißen und das Gelände als Neubaugebiet auszuweisen, wurde jedoch verworfen, nachdem sich nach Gründung der Gemeinde



Abb. 4: Das Großensecker Schloss (Foto: © J. Leib, 5.9.2022)

Buseck 1977 die Mehrheitsverhältnisse im Gemeindeparlament änderten und man sich für den Erhalt der Anlage entschied. Nach einer rd. zweijährigen Restaurierung bzw. Renovierung des Gebäudes, wobei die Fassade kaum verändert wurde, verlegte die Gemeinde Buseck 1981 ihren Verwaltungssitz vom Thalischen Rathaus am Anger an diesen historischen Ort.

Die denkmalgeschützte Gesamtanlage wird von einer Mauer begrenzt, die im Osten, Norden und Westen noch vollständig erhalten ist. Außer den oben genannten Gebäuden gehört der Schlosspark mit zwei Teichen und altem Baumbestand dazu. Er wurde ursprünglich als barocker Lustgarten mit zugehörigen Nutz- und Obstgärten angelegt und im Zusammenhang mit dem Bau des Schlosses im damals üblichen Stil eines englischen Landschaftsgartens gestaltet. Ähnliche Beispiele in der Umgebung von Gießen sind die Schlossparks in Laubach und Lich, der Gail'sche Park in Rodheim-Bieber und der Burggarten in Londorf. An der Nordmauer des Busecker Parks ist ein Eiskeller erhalten geblieben. In der Nähe steht ein Gedenkstein aus Basalt- und Lungstein für Ferdinand Freiherr von Nordeck zur Rabenau (1837–1892), der Sohn des Schlosserbauers. Er hatte als hessischer Oberstleutnant, Politiker und Abgeordneter des grundherrlichen Adels der Ersten Kammer des Landtags des Großherzogtums Hessen Bekanntheit erlangt (LAGIS-HESSEN; LANG et al. 2010; Gießener Anzeiger vom 28.7.2008; Internetlink „Großenseck“).

Weiss Technik GmbH – ein Weltmarktführer auf dem Dorf

Über Reiskirchen führt der Radweg nach Lindenstruth, einem Ort mit 960 Einwohnern. Hier befindet sich der Stammsitz der *Weiss Technik GmbH* mit 1.200 Beschäftigten. Die Firma ist Weltmarktführer für Anlagen der Umweltsimulation, nimmt eine führende Stellung bei Wärme-, Klima- und Pharmatechnik ein und ist in 15 Ländern an 40 Standorten mit insgesamt 2.300 Mitarbeiter/innen weltweit vertreten (2022). Im gleichen Jahr wurde ein Umsatz im mittleren dreistelligen Millionenbereich erzielt. Seit 1978 gehört die Firma zur *Schunk Group*, einem international agierenden Technologiekonzern mit Stammsitz in Heuchelheim bei Gießen mit weltweit über 9.000 Beschäftigten. Seit 2021 firmieren die *Weiss Umwelttechnik* und die in Balingen ansässige *Vötsch Industrietechnik*, die 1995 als *Heraeus Industrietechnik* übernommen und ein Jahr später in *Vötsch Industrietechnik* umbenannt wurde, unter *Weiss Technik GmbH*.

Die Ursprünge der *Weiss Technik GmbH* gehen auf eine 1941 von dem Ingenieur Karl Weiss im thüringischen Greiz gegründete Handelsvertretung zurück, deshalb die heutige Anschrift Greizer Straße in Lindenstruth. Nach dem Krieg ging es zunächst mit einer Reparaturwerkstatt für Radios weiter. 1948 wurden die ersten Feuchtigkeitsmessgeräte für Getreide und 1950 die ersten Klimaprüfchränke mit Kältemaschine zur Prüfung und Kalibrierung der Getreide-Feuchtigkeitsmessgeräte gebaut. Nach einem Zwischenspiel als Volkseigener Betrieb erfolgte 1956 die Neugründung im Westen als „*Karl Weiss Gießen – Fabrik für elektro-physikalische Geräte*“. 1963 zog man an den Rand des damals keine 500 Einwohner zählenden Dorfes Lindenstruth um, da hier eine große Fläche erworben werden konnte. Seither wurde – u. a. durch



Abb. 5: Luftaufnahme des Weiss-Werksgeländes (Foto: © Weiss Technik 2022, autorisiert)

Firmenübernahmen – das Produktionsspektrum und das Dienstleistungsangebot sukzessive erweitert. 2016 wurde mit einer starken Ausweitung der Produktionskapazität begonnen, gleichzeitig entstanden zusätzlich Entwicklungs-, Innovations- und Trainingszentren. 2022/23 wurde ein direkt am Radweg gelegenes neues Logistikzentrum für 20 Mio. Euro errichtet.

Die Aktivitäten der *Weiss Technik GmbH* beziehen sich auf vier Bereiche:

1. Umweltsimulation: Mit Prüfsystemen können die unterschiedlichsten Umwelteinflüsse (Hitze, Kälte, Luftfeuchtigkeit, Staub usw.) im Zeitraffer simuliert und entsprechende Tests durchgeführt werden.
2. Wärmetechnik: Produziert werden u. a. Wärme-/Trockenschränke, Reinraumtrockner, Heißluftsterilisatoren, Mikrowellenanlagen und Industrieöfen.
3. Klimatechnik: Es werden Lösungen angeboten, wenn spezielle klimatische Bedingungen erforderlich sind, z. B. in Krankenhäusern, in Rein- und Messräumen oder in der Informationstechnologie.
4. Pharmatechnik: Die sog. Life-Science-Branche (Biotechnologie, Medizintechnik, Pharmazie) und die Industrie werden mit Geräten und Anlagen unterstützt oder es werden Systeme konzipiert, wenn es auf eine saubere Umgebung bei der Herstellung und Aufbewahrung der Produkte ankommt.

Aktuelle Schwerpunkte der Produktion und Dienstleistungen sind Klimaprüfschränke für Hochleistungsakkumulatoren, ganze Prüflabore für Elektromobilitäts-Systeme, Trockenräume für die Batterieproduktion, die Klimatisierung von Rechenzentren und Pflanzenwuchskammern (sog. Indoor Farming), Öfen für die verarbeitende und optische Industrie, Reinräume für Großapotheken sowie medizinische und mikroelektronische Anwendungen (Quellen: Internetlink „Weiss Technik“, Firmenauskünfte).

Die Fachwerkstadt Grünberg

Grünberg verdankt seine Entstehung einer 1186 als „castrum Gruninberc“ urkundlich erwähnten Burg, die Landgraf Ludwig III. von Thüringen aus strategischen Gründen gegen die konkurrierenden Gebietsansprüche der Mainzer Erzbischöfe am östlichen Abfall eines Basaltplateaus zum Brunntal errichten ließ. Ihre topographische Lage auf einer von SW nach NO ansteigenden Fläche bot nach drei Seiten eine gute, natürliche Schutzlage. Das gilt vor allem für den Sporn zwischen dem fast 60 m tiefer gelegenen, vom Äschersbach durchflossenen Brunntal und einem in den Ho- bzw. Flachsbachwiesen einmündenden Nebenbach (vgl. Abb. 6). Nur die Nordwestseite musste zusätzlich geschützt werden. Das geschah insbesondere durch den um 1200 errichteten Diebsturm sowie das Antoniter- und Barfüßerkloster. Beide gegen Ende des 12. bzw. um die Mitte des 13. Jhs. erbauten Klöster boten insofern einen gewissen Schutz, als ein Angriff auf sie Strafen oder einen Kirchenbann nach sich gezogen hätten. Als zusätzliche Sicherung diente ein rund einen Kilometer nordwestlich gelegener Wart-/Signalurm, der vom Radweg aus bei der Anfahrt zu sehen ist.

Hungen, Grünberg, Alsfeld, Hersfeld und Eisenach nach Leipzig führte. Im Anschluss an die Burg entwickelte sich eine Siedlung mit Plangrundriss, die 1195 als „Fleck“ bezeichnet wird. Sie wuchs rasch an Bevölkerung und Wirtschaftskraft und ist 1222 erstmals urkundlich als Stadt bezeugt. Das 800-jährige Stadtjubiläum wurde mit zahlreichen, über das ganze Jahr 2022 verteilten Veranstaltungen gebührend gefeiert.

Im ausgehenden Mittelalter waren die Einwohner mehrheitlich Ackerbürger, die außer Nahrungsmitteln auch Wolle und Flachs für den Handel und das Gewerbe, insbesondere das Tuchmacherhandwerk produzierten. Gleichzeitig spielte Grünberg als Gerichts- und Verwaltungssitz eine wichtige Rolle am Rande des Vogelsbergs. Schon im 13. Jahrhundert wird in Grünberg eine Münzstätte erwähnt. Von zwei Großbränden in den Jahren 1370 und 1391 sowie einer wirtschaftlichen Rezession, die durch die Importe billiger Tuche entstand, erholte sich die Stadt aufgrund von landgräflichen Steuerbefreiungen und Zollerhöhungen relativ schnell. Als Konsequenz aus den Stadtbränden wurde 1419 der Bau einer Wasserleitung aus dem Brunntal in die Stadt in Angriff genommen. Die im 13. Jh. südlich der Altstadt entstandene Neustadt wurde 1324 in die Altstadt einbezogen und ebenfalls mit einer Mauer umgeben. Innerhalb des ummauerten Bereichs dominieren heute Fachwerkgebäude aus Gotik, Barock und Renaissance. Nach Limburg und Alsfeld verfügt Grünberg über die meisten Fachwerkhäuser in Hessen. Mit Ausnahme von wenigen Häusern und Baublöcken stehen Alt- und Neustadt als Ensemble unter Denkmalschutz. Durch die Einbeziehung des Klostersgartens in die Ummauerung (im Dreieck zwischen Alsfelder Straße, Am Rondell und Bahnhofstraße gelegen) erreichte Grünberg seine größte Ausdehnung im Spätmittelalter. Teile der Stadtmauer sind noch erhalten und werden derzeit restauriert.

1481 verlieh der römisch-deutsche Kaiser Friedrich III. der Stadt einen Jahrmarkt, der acht Tage dauern sollte. Er wurde auf den Gallustag (16. Oktober) gelegt und sollte an den Tag erinnern, an dem Grünberg 1272 vom hessischen Landgrafen Heinrich I. einen Freiheitsbrief erhielt, der die Stadtrechte auch in Zukunft sicherte. Von einigen, meist kriegs- oder seuchenbedingten Unterbrechungen abgesehen wird der Gallusmarkt als einer der ältesten hessischen Jahrmärkte bis heute jedes Jahr im ursprünglichen Umfang abgehalten, 2023 zum 543sten Mal. Früher war er mit Viehversteigerungen, Ausstellungen für Landmaschinen usw. verbunden. Heute ist er vor allem ein großer Rummelplatz mit integrierter Nutztierschau und gilt als das „Oberhessische Oktoberfest“.

Im 16. Jh. wurde eine Reihe von Gebäuden errichtet oder umgebaut, die bis heute das Stadtbild prägen. Dazu gehört u. a. der Universitätsbau, das als Witwensitz hergerichtete landgräfliche Schloss und das Rathaus. Durch die Pest, den Dreißigjährigen Krieg (1618–1648), den Siebenjährigen Krieg (1756–1763), die Endphase der Napoleonischen Kriege (1813/14) und zwei Luftangriffe 1945 wurde die Bevölkerungszahl teilweise um die Hälfte dezimiert, zahlreiche Häuser wurden zerstört oder mussten abgebrochen werden und es kam zu wirtschaftlichen Rückschlägen. Sie konnten aber immer wieder kompensiert werden, z. B. durch die Gründung von Flanellfabriken ab

1770 sowie den Bau der Bahnstrecken Gießen – Grünberg (1869), Grünberg – LONDORF (1896) und Butzbach – Lich – Grünberg (1909). Aufgrund des Zuzugs von rund 900 Heimatvertriebenen und Flüchtlingen stieg die Einwohnerzahl von 2.403 (1939) auf 3.318 (1946) an und es kam zu neuen Impulsen im Handel und Gewerbe. In den 1960er Jahren erfolgte ein wirtschaftlicher Strukturwandel, indem die bis dahin dominierende Textilindustrie abgelöst wurde durch Betriebe des Baugewerbes, der Feinmechanik sowie der Metall- und Elektroindustrie.

Ab 1567 gehörte die Stadt zu Hessen-Marburg, ab 1604 zu Hessen-Darmstadt. Verwaltungsreformen des Großherzogtums Hessen-Darmstadt führten dazu, dass das Amt Grünberg im Jahre 1821 aufgehoben wurde. Nachfolger wurde ein Landrats- und Landgerichtsbezirk (1821–1832). Von 1832 bis 1874 war Grünberg Kreisstadt. Der Kreis wurde 1874 aufgelöst und auf die Kreise Alsfeld, Schotten und Gießen aufgeteilt. Seit der Gebietsreform in Hessen (1972) besteht die Stadt aus 14 Stadtteilen. In ihnen leben insgesamt rund 14.000 Einwohner, davon knapp 6.500 in der Kernstadt (Stand: 30.6.2022).

Als Markt- und Verkehrsort besaß Grünberg eine erhebliche historische Zentralität. Die heutige zentralörtliche Bedeutung für das Umland ist vor allem durch Geschäfte des kurz- bis langfristigen Bedarfs, Ärzte, Apotheken, Dienstleistungsbetriebe und eine Gesamtschule mit gymnasialer Oberstufe gegeben. Sie ist nach Theo Koch (Theodor Koch-Grünberg, 1872–1924) benannt, dem wohl berühmtesten Sohn der Stadt. Der Ethnologe hat mehrere Expeditionen nach Brasilien und Venezuela durchgeführt. Seine Forschungsergebnisse (insbesondere über die dortigen indigenen Völker) sind bis heute von Bedeutung. 1918 wurde er mit der von der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin gestifteten Carl-Ritter-Medaille ausgezeichnet. Die Sportschule des Hessischen Fußball-Verbands (mit vier Sportplätzen, drei Hallen und einem angeschlossenen Vier-Sterne-Hotel), die auch von Bundesligavereinen und der deutschen Fußballnationalmannschaft mehrfach genutzt wurde, hat die Stadt überregional bekannt gemacht. Die 1969 begonnene und im Zusammenhang mit dem Hessentag im Jahr 1980 nach dem Städtebauförderungsgesetz weitergeführte Altstadtsanierung sowie die Ernennung zum Luftkurort im Jahr 1983 haben zu einer deutlichen Belebung des Fremdenverkehrs geführt.

Bei der Anfahrt über *Marktgasse*, *Marktplatz*, *Rabegasse* und *Renthof* zum Rad-Abstellplatz in der Grünanlage vor dem Diebsturm lässt sich ein erster Eindruck von der Vielzahl an prächtigen Fachwerkbauten unterschiedlichen Alters gewinnen. Aus Zeitgründen können auf dem Rundgang von ca. 1,5 km Länge nur ausgewählte, das Stadtbild prägende Objekte aufgesucht werden. Auch das Brunnenal muss einer individuellen Besichtigung vorbehalten bleiben.

Diebsturm (Renthof, o. Nr.): Er wurde vermutlich um 1200 als Teil der Stadtbefestigung erbaut, blieb als bedeutendster Rest der 1824 größtenteils geschleiften Mauern und Türme erhalten und ist das Wahrzeichen der Stadt. Seine jetzige Form erhielt der 25 m hohe Turm im 15. Jh. Er diente zeitweise als Gefängnis, daher der Name.



Abb. 7: Der Diebsturm in Grünberg (Foto: © J. Leib, 6.10.2022)

Der heutige, ebenerdige Eingang wurde nachträglich gebrochen. 1895/96 wurde der Diebsturm zum Wasserturm umfunktioniert und erhielt einen neuen Helm. Im Zweiten Weltkrieg wurde er als Munitionsdepot genutzt, von alliierten Soldaten teilweise gesprengt und nach dem Krieg restauriert. Seit November 2022 kann er wieder bestiegen werden (Schlüsselausleihe im Tourismusbüro, Marktplatz Nr. 7).

Barfüßerkloster (Barfüßergasse Nr. 24–28): Um die Mitte des 13. Jhs. kamen Franziskanermönche in die Stadt und errichteten ein Kloster. Es wird auch als Barfüßerkloster bezeichnet, da die Franziskanermönche im Klostergelände keine oder nur leichte Schuhe

trugen. 1528 wurde das Kloster aufgelöst und die Gebäude, die auf der Stadtmauer und im Bereich der heutigen Grünanlage zwischen Barfüßerkloster und Diebsturm standen, verfielen oder wurden abgebrochen. Übrig blieb nur der Mönchsbau, der in historisierender Form wiederaufgebaut wurde und heute für Kulturveranstaltungen und Trauungen genutzt wird.

Schloss-/Klosterbezirk (Rosengasse Nr. 2, 4, 5, 8): Vermutlich 1193 siedelten sich Mönche des Antoniterordens in der Stadt an und entfalteten zwischen Alsfelder Straße (B 49), Rosengasse und Marktgasse eine umfangreiche Bautätigkeit. Die Grünberger Niederlassung gehörte zu den ältesten und bedeutendsten in Deutschland. Von hier wurden weitere Filialklöster gegründet. Für die Stadt stellte das Kloster einen wichtigen Wirtschaftsfaktor dar, da es über einen umfangreichen Grundbesitz verfügte und die Mönche sich nicht nur der Alten- und Krankenpflege, sondern auch sehr gewinnbringenden wirtschaftlichen Aktivitäten widmeten, indem sie u. a. einen schwunghaften Weinhandel betrieben.

Nach der Säkularisierung des Klosters im Jahr 1528 wurden seine Besitzungen der Universität Marburg übergeben. Ab 1609 erhielt auch die neu gegründete Gießener

Universität Mittel aus den Einkünften des ehemaligen Klosters. Die Klostergebäude wurden umgebaut und anderen Nutzungen zugeführt. Dabei wurden oft ältere Mauerreste integriert. Im Südosten des Areals erstreckt sich das eigentliche Schloss entlang der Rosengasse. Nachdem Landgraf Ludwig IV. von Hessen-Marburg verfügt hatte, dass das Kloster der Witwensitz seiner Frau Hedwig werden sollte, wurde es unter Aufsicht seines Hofbaumeisters Ebert (Eberhard) Baldewein zwischen 1577 und 1582 umgebaut. Der Querbau im Südwesten, die ehemalige Klosterkirche, wurde ebenfalls verändert und beherbergt heute Geschäfte, Büros und Wohnungen mit Hauptzugang von der Marktgasse. Der sog. Mönchsbau im Nordwesten, wahrscheinlich das Wohngebäude der Mönche, wurde ebenfalls modifiziert. In ihm sind heute eine Apotheke und Arztpraxis untergebracht. Der im Nordosten gelegene frühere Speicher des Klosters diente in Pestzeiten 1542 der Marburger Universität und 1613 der Gießener Universität als Unterkünfte. Er wird deshalb als Universitätsbau, nach seinen Eigentümern auch als Stammersches Haus bezeichnet. Das Antoniter- oder Taukreuz (nach Tau, dem 19. Buchstaben im griechischen Alphabet) in Form eines T ist in den Wappen der Justus-Liebig-Universität und des Landkreises Gießen enthalten. Das gegenüber des Schloss-/Klosterbezirks gelegene Gebäude (Rosengasse Nr. 5; heute: Volksbank) gehörte ebenfalls zum Kloster. Es wurde um 1500 erbaut und als Hospital oder Marstall genutzt, 1911 erneut restauriert und 1962 umgebaut. Eine zugemauerte Tür am Giebel lässt erkennen, dass das Gebäude durch eine Brücke mit dem gegenüberliegenden Torhaus des Klosters verbunden war.

Ehemalige Burg und Wasserkunst (Burggraben Nr. 1–5 und Winterplatz): Die Straßenbezeichnung Burggraben erinnert an den Standort der im 12. Jh. errichteten Burg. Ihr 1533 entstandener Nachfolgebau wurde im Zuge der 1969 beginnenden Altstadtsanierung abgebrochen und Anfang der 1970er Jahre durch drei Terrassenhäuser ersetzt. Einerseits galten sie als ein gelungenes Beispiel für innenstadtnahes Wohnen, andererseits war ihr Bau, insbesondere im Zusammenhang mit dem davor angelegten Parkplatz, an dieser Stelle sehr umstritten.

In der Straße Winterplatz sticht zunächst ein Fachwerkgebäude aus dem 18. Jh. ins Auge (Nr. 4). Es handelt sich um das ehemalige städtische Brauhaus, das um 1920 zu einem Wohnhaus umgebaut wurde. Heute sind im Erdgeschoss die Stadtbücherei und ein Trauzimmer untergebracht. Weniger auffällig ist ein kleines, steinernes Brunnenhäuschen, welches seit etwa Mitte des 16. Jhs. ein älteres Holzgebäude ersetzt. Die Jahreszahl 1582 über der Eingangstür trägt, da hier ein Sandstein aus der nahegelegenen Bornpforte vermauert wurde. Das Brunnenhaus war der Endpunkt einer Leitung, die seit 1419 Wasser aus dem rund 60 m tiefer gelegenen Brunnental in die Stadt brachte und das von hier aus über ein Röhrensystem in die einzelnen Brunnen der Stadt weiterverteilt wurde. Der Höhenunterschied zwischen Brunnenhaus und Brunnental wurde durch eine Kombination von Wasserrädern, Pumpen und Übertragungsgestängen überwunden. Für die damalige Zeit bedeutete das eine enorme technische Leistung, die als „Grünberger Wasserkunst“ einen großen Bekanntheits-

grad erlangte und eine der ältesten dieser Art in Deutschland war. (Hinweis: Mithilfe einer ca. einstündigen Audioführung kann man dem Weg des Wassers aus dem Brunental in die Stadt folgen. Vgl. <<https://guidemate.com/guide/Wasserkunst-Brunental-601c2992f1774338103921d2>>). Vorbei an der 1846 bis 1852 im neugotischen Stil erbauten Stadtkirche, die an der Stelle einer um 1300 errichteten und seit 1770 mehrfach eingestürzten gotischen Marienkirche steht, erreicht man den trapezförmigen Marktplatz.

Marktplatz (Rabegasse Nr. 1, Marktplatz Nr. 7, Alsfelder Straße Nr. 1–3): Er bildet das historische Zentrum der Stadt, über den früher die Fernhandelsstraße „Durch die kurzen Hessen“ führte. Auf diesen mittelalterlichen Handelsweg weisen auch die Bezeichnungen der Frankfurter und der Alsfelder Straße hin. Die dazwischen liegende ehemalige Friedberger Gasse wurde Mitte des 16. Jhs. nach einem damaligen Schöffen Caspar Rabe in Rabegasse umbenannt. Der Marktplatz ist von restaurierten, meist dreistöckigen, überwiegend giebelständigen Fachwerkhäusern unterschiedlichen Alters und unterschiedlicher Baustile umgeben. Er stellt das sowohl von Stadtbewohnern als auch Touristen vielbesuchte Zentrum Grünbergs dar. Freitags werden hier Wochenmärkte abgehalten. Eines der eindrucksvollsten Renaissance-Gebäude ist das Rathaus (Rabegasse Nr. 1). Es wurde 1586/87 als Wohnhaus erbaut und 1593 von der Stadt erworben. Nachdem es 1822 verputzt und durch Abtragung des Eckerkers verändert worden war, wurde es etappenweise in seiner ursprünglichen Form wieder hergestellt, zuletzt 1980. Der davor gelegen Brunnen diente bis zur Inbetriebnahme der Wasserkunst der Trinkwassergewinnung. Er wurde 1820 verfüllt, 1980 bei Bauarbei-



Abb. 8: Grünberg (Hessen): Marktplatz mit Rathaus (Foto: © J. Leib, 6.10.2022)

ten für den Hessestag wieder entdeckt und in der jetzigen Form gestaltet. Ein Beispiel für ein prachtvolles Barockgebäude ist die 1668 errichtete „Alte Post“ (Marktplatz Nr. 7). Seit seiner Restaurierung um 1900 wurde es nur noch wenig verändert. Hier war früher die „landgräfliche Postexpedition“ untergebracht. Das älteste Haus am Marktplatz/Ecke Borngasse (offiziell: Alsfelder Straße Nr. 1–3) ist ein dreigeschossiges Doppelwohnhaus. Das Vorderhaus wurde laut dendrochronologischer Untersuchung 1447, das Hinterhaus 75 Jahre später im Jahr 1522 errichtet. Beide Gebäude wurden 1973 restauriert und 2003 umgebaut (Quellen: LANG et al. 2010, S. 124–174; UHLIG & JÄGER 1982, S. 43–57; Internetlink „Grünberg“).

Überschwemmungen und Hochwasserschutz an der Lumda

Die beiden Hauptursachen für Hochwasser sind Starkregen und/oder länger anhaltende Niederschläge im Sommerhalbjahr sowie, in schneereichen Gebieten, schnelle Schneeschmelzen bei gefrorenem Boden im Winterhalbjahr. Die Lumda ist nicht die Ahr, aber auch die Ortschaften im Lumdatal waren in der Vergangenheit immer wieder von schweren Überschwemmungen vor allem nach sommerlichen Starkregenernissen betroffen. Sie sind u. a. für den September 1829, den Juni 1839, den Juli 1966 und den August 2007 belegt.



Abb. 9: Flutwelle in Kesselbach im Juli 1966 (Foto: © Arbeitsgemeinschaft Heimatgeschichte Allendorf/Lumda, autorisiert)

Wolkenbruchartige Niederschläge führten im Zusammenwirken mit früheren Regulierungs- bzw. Begradigungsmaßnahmen der Lumda am 19. und 22. Juli 1966 zu einem Jahrhunderthochwasser. Zwei große Flutwellen, von denen die zweite die größten Zerstörungen anrichtete, hinterließen eine Spur der Verwüstung mit geschätzten Schäden von über sechs Mio. DM. Betroffen waren die Ortschaften von Odenhausen flussabwärts bis Lollar. Keller liefen voll, Schlammspuren zogen durch Wohnhäuser, Scheunen, Ställe und Gewerbebetriebe, Straßen wurden stark beschädigt und waren für Autos und Fußgänger unpassierbar, Bewohner mussten mit Schlauchbooten gerettet werden, Brücken wurden zerstört, Vieh ertrank in den Ställen oder stand auf den Weiden bis zu den Köpfen im Wasser, die Ernten wurden vernichtet und in etlichen Ortschaften waren die Strom- und Wasserversorgung unterbrochen. Bundeswehr und US-Armee beteiligten sich an den Rettungsaktionen und Aufräumarbeiten.

Um in Zukunft größere Überschwemmungen zu verhindern oder zu minimieren, hat der Wasserverband Lumdatal inzwischen sechs Hochwasserrückhaltebecken errichtet. In Fließrichtung liegen sie an drei Nebenbächen bei Rüddingshausen und Lumda, sowie an der Lumda selbst zwischen Lumda und Geilshausen, bei Odenhausen sowie zwischen Allendorf und Treis. In ihren Retentionsräumen können rund 400.000 m³ Wasser zurückgehalten werden, dort versickern oder langsam abgegeben



Abb. 10: Bau des Hochwasserrückhaltebeckens bei Treis (Foto: © Arbeitsgemeinschaft Heimatgeschichte Allendorf/Lumda, Aufnahme vom 29.9.2022, autorisiert)

werden. Der Radweg führt an den fünf Letztgenannten vorbei. Zusätzlich zum Bau von Hochwasserrückhaltebecken betreibt der Wasserverband den naturnahen Rückbau von Teilabschnitten der Lumda und plant weitere Rückhalteprojekte an einigen Nebenzuflüssen (Quellen: WASSERVERBAND LUMDATA 2011; Unterlagen und mdl. Auskünfte von Werner Heibertshausen, Arbeitsgemeinschaft Heimatgeschichte Alendorf/Lumda; Gießener Allgemeine Zeitung vom 30.7.2021).

Die „Wehrkirche“ in Geilshausen

Die im Ortszentrum an der Grünberger Straße bzw. am Kirchenplatz Nr. 1 gelegene Evangelische Nikolauskirche ist aufgrund ihres 21 m hohen quadratischen Turms schon von weitem sichtbar. Der spätgotische Turm wurde vermutlich im 14. Jh. begonnen, erhielt seine heutige Gestalt aber erst im 15./16. Jh. Durch umlaufende Gesimse weist er drei Geschosse von unterschiedlicher Höhe auf, die sich nach oben verjüngen. Er war ursprünglich nur über den Dachstuhl des anschließenden Kirchenschiffs zugänglich.

Wegen der vier vorspringenden und nach unten offene Gauben auf dem schiefergedeckten steilen Walmdach, die als Wehr-, Guss- oder Wurferker bezeichnet werden, und wegen der schlitzartigen Fenster hat sich für sie und viele ähnlich aussehende mittelalterliche Dorfkirchen der populärwissenschaftliche Begriff „Wehrkirche“ ein-



Abb. 11: Die „Wehrkirche“ in Geilshausen (Foto: © V. Spiegelbild, autorisiert)

gebürgert. Passender wäre es, von Schutzkirche oder befestigter Kirche zu sprechen. Sie war primär Gotteshaus. In unsicheren Zeiten diente sie aber auch als Zufluchtsort für die Dorfbewohner, die dort ihr Hab und Gut in Sicherheit brachten und kurzfristig Schutz suchten vor durchziehenden Räuberbanden, Plünderungen oder in Zeiten territorialer Fehden. Ein längerer Aufenthalt wäre am Wassermangel gescheitert, da es in dem Turm keinen Brunnen gab. Notfalls konnte man sich auch durch das Herabwerfen von Steinen verteidigen. Diese Erker findet man auch an mittelalterlichen Burg- und Stadtmauern. Der für sie fälschlicherweise benutzte Ausdruck Pechnase kam erst im 19. Jh. auf und ist unangebracht, denn es gibt keine Belege dafür, dass von ihnen jemals teures und kostbares heißes Pech, Öl oder Wasser heruntergegossen wurde. Auch seine Verteidigungsfunktion ist sehr in Frage zu stellen. Dafür waren die Mauern des befestigten Kirchhofs zu niedrig. Vermutlich sollten sie lediglich freilaufende Haus- und Wildtiere vom Graben auf dem Friedhof fernhalten.

1954 wurde das mittelalterliche Kirchenschiff durch ein größeres ersetzt und die Mauern des Kirchhofs erweitert. Da in jüngster Zeit Schieferplatten vom Dach des Turms herunterfielen, der Fassadenputz unansehnlich und das Dach des Kirchenschiffs stellenweise undicht geworden waren, erfolgte 2022/23 eine grundhafte Sanierung des Kulturdenkmals. (Hinweis: In unmittelbarer Nähe von Marburg findet man „Wehrkirchen“ in Wenkbach und in Fronhausen/Lahn. Quellen: LANG et al. 2010, S. 456 f.; Internetlink „Geilshausen“).

Londorf – ein Judenfriedhof, ein „Dom“, eine Wasserburg und prominente Besucher

Der Radweg führt südlich des Dorfkerns an einem jüdischen Friedhof vorbei, der sich in einem auffällig gepflegten Zustand präsentiert. Seine heutige Form und Gestalt erhielt er größtenteils nach dem Zweiten Weltkrieg. Während sich die jüngeren Gräberreihen im östlichen Teil des Friedhofs offenbar noch an ursprünglicher Stelle befinden und in zeitlicher Reihenfolge belegt wurden, stammen die Steine im westlichen Teil von einem älteren Friedhofsbereich und wurden hier sekundär zwar „in Reih und Glied“, aber ohne chronologische Ordnung aufgestellt. Dieser ältere Bereich lag nach historischen Karten etwas weiter unterhalb an der vom Friedhof ins Dorf führenden Straße. Er wurde vermutlich um 1720 oder früher angelegt und 1837 erweitert. Das Gelände ist heute Teil des unmittelbar anschließenden christlichen Friedhofs, der 1822 entstand.

Auf dem heute als Judenfriedhof ausgewiesenen, rund 1.000 m² großen Areal befinden sich 130 Grabsteine aus der Zeit zwischen 1831 und 1936. Viele Grabdenkmäler waren im Laufe der Zeit umgefallen oder mussten aus Sicherheitsgründen niedergelegt werden, einige wurden 1940, 1947 und 1965 vorsätzlich umgestürzt oder zerstört. Vor gut einem Jahrzehnt richtete man die Grabsteine wieder auf, nachdem viele von ihnen restauriert worden waren. Auf dem Friedhof wurden nicht nur Juden aus Londorf, sondern auch aus den umliegenden Dörfern Geilshausen, Kesselbach und Rüdingshausen bestattet. Auch die Juden aus Allendorf/Lumda nutzten zunächst diesen Begräbnisplatz, bis man etwa 1875 vor Ort einen eigenen Friedhof anlegte.

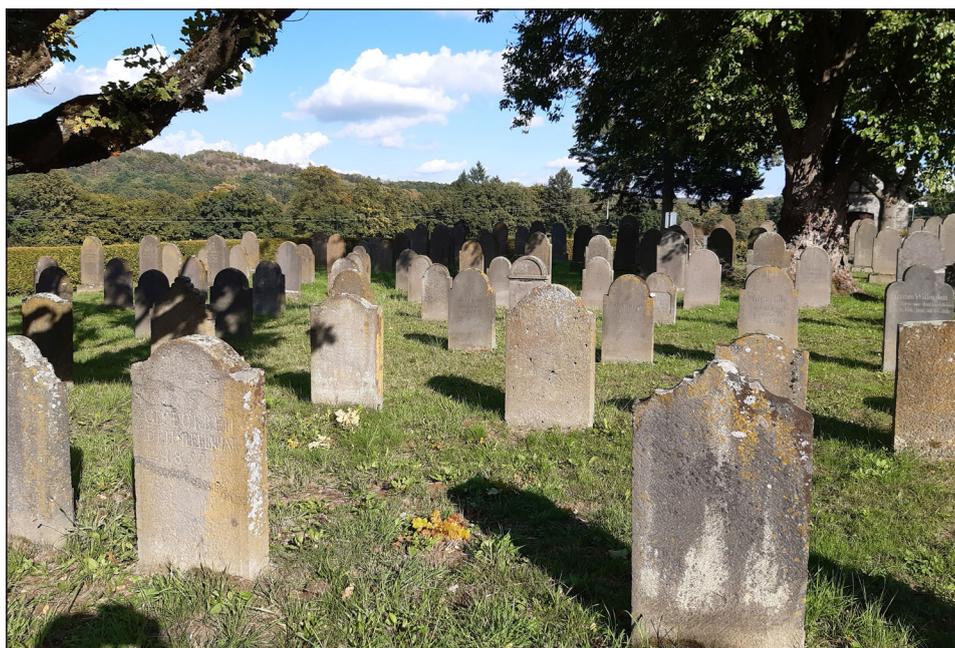


Abb. 12: Der Judenfriedhof in Londorf (Foto: © J. Leib, 30.9.2022)

T 2: Der Präsident der Harvard-Universität auf den Spuren seiner Vorfahren

Lawrence S. Bacows Mutter war Ruth Wertheim (geb. am 28.3.1927 in Gießen, gest. am 27.1.1994 in Palm Beach/Florida). Sie lebte bis zu ihrer Deportation am 14.9.1942 zusammen mit ihrer Familie in Londorf in der Kirchgasse 12 und war die einzige Überlebende aller damals Deportierten sowohl der jüdischen Gemeinde in Londorf als auch des gesamten oberhessischen Raums. Nach einer Odyssee durch die Konzentrationslager Theresienstadt (1942) und Auschwitz (1944) sowie einem Zwangsarbeitslager in Merzdorf/Riesengebirge (1944/45) kehrte sie 1945 nach Londorf zurück und lebte bei einer deutschen Familie, die inzwischen in das ehemalige Wohnhaus der Wertheims eingezogen war. Im Juli 1946 wanderte sie in die USA aus und heiratete Mitchel Seldon Bacow, einen jüdischen Immigranten aus Weißrussland. Aus der Ehe gingen eine Tochter und der 1951 geborene Lawrence S. Bacow hervor.

Bacow hat in universitären Kreisen der USA einen recht hohen Bekanntheitsgrad. Er war u. a. von 1977 bis 2001 Professor am Massachusetts Institute of Technology und von 2001 bis 2011 Präsident der privaten Forschungsuniversität Tufts University. 2010 berief ihn Barack Obama in den „Beirat für die Initiative des Weißen Hauses über schwarze Universitäten in den Vereinigten Staaten“. Vom 1.7.2018 bis 30.6.2023 war er Präsident der Harvard-Universität. 2019 traf sich Bacow anlässlich einer Reise nach China, Japan und Hongkong mit dem chinesischen Präsidenten Xi Jinping. Mut bewies er mit einer Rede an der Peking-Universität, indem er die akademische Freiheit und die Rolle der Universitäten bei ihrem Streben nach „Wahrheit, Exzellenz und Möglichkeiten“ verteidigte. Außerdem las er ein Gedicht eines uigurischen Dichters vor, dem Angehörigen einer im Nordwesten Chinas lebenden ethnischen Minderheit, die von der chinesischen Regierung verfolgt und unterdrückt wird.

(Quelle: https://de.wikipedia.org/wiki/Lawrence_S._Bacow)

Da sich seit Mitte des 17. Jhs. unter der Grundherrschaft der Herren von Nordeck zur Rabenau Juden in Londorf angesiedelt hatten, gab es hier über lange Zeit eine große jüdische Bevölkerungsminderheit. So waren z. B. 1828 von den insgesamt 770 Einwohnern des Ortes 103 jüdischen Glaubens (= 13 %). Ihr Anteil sank auf 7 % im Jahr 1910 (62 Juden von 920 Einwohnern). 1933 lebten in Londorf noch 58 Juden in 14 Familien, was bei einer Gesamtbevölkerung von 1.041 Bewohnern einem Anteil von knapp 6 % entsprach.

Die Synagoge wurde 1938 im Zuge der Novemberpogrome verwüstet. Sie befand sich in einem nach 1945 abgebrochenen Gebäude in der Gießener Straße zwischen den heutigen Hausnummern 74 und 76. Durch Emigration und Vertreibung war die Zahl der Juden bis zur Deportation am 14.9.1942 auf 12 Personen gesunken. Sie wurden in verschiedene Konzentrationslager gebracht und, mit einer Ausnahme, alle ermordet. Dieses Datum war tagesgenau 80 Jahre später der Anlass für eine Gedenkfeier, bei der am Kreuzplatz (Abzweigung Gießener-/Marburger-Straße) 15 Stelen enthüllt wurden (Abb. 13). Sie informieren über die Lebensdaten und Schicksale der Deportierten und ehemaligen jüdischen Einwohnerinnen und Einwohner Londorfs, die unter dem Nationalsozialismus leiden mussten. Auch ihre früheren Wohnplätze werden genannt. Ehrengäste der Veranstaltung waren Kinder und Enkelkinder von fünf jüdischen Familien, die früher in Londorf gelebt hatten. Sie waren mehrheitlich aus den USA angereist. Unter ihnen befand sich auch der Präsident der renommierten Harvard-Universität in Cambridge/Massachusetts (vgl. Textfeld T 2) (Quellen: Internetlink „Londorf (Jüdische Gemeinde)“ und Gießener Anzeiger vom 14. und 15.9.2022).

Die Evangelische Kirche in der Gießener Straße (Nr. 35) wird wegen ihrer Größe, erhöhten Lage und das Ortsbild prägenden Silhouette im Volksmund auch als „Dom der Rabenau“ bezeichnet. Der frühgotische Kirchturm stammt aus dem 13. Jh. Das mittelalterliche Kirchenschiff wurde mehrfach erweitert, nach Zerstörungen im Dreißigjährigen Krieg wiederhergestellt, wegen Baufälligkeit 1857/58 abgebrochen und



Abb. 13: Stele mit den Daten der Familie Wertheim (Foto: © J. Leib, 26.9.2022)



Abb. 14: Der „Dom der Rabenau“ in Londorf (Foto: © J. Leib, 25.08.2022)

1860 bis 1864 durch eine dreischiffige, neugotische Hallenkirche nach dem Vorbild des Paderborner Doms ersetzt. Für ein Dorf mit damals rund 850 Einwohnern weist die Kirche eine ungewöhnliche Größe auf. Dafür gibt es zwei Gründe. Erstens war sie Mutterkirche für mehrere umliegende Orte, zweitens handelte es sich um die Patronatskirche der niederen Adelsfamilien von Nordeck zur Rabenau, von Schwerin und von Roeder, die den Bau maßgeblich finanziell unterstützten. Als Baumaterial verwendete man Basaltlava, ein in der erdgeschichtlichen Epoche des Miozäns vor 5 bis 20 Mio. Jahren entstandenes poröses Gestein, das als Londorfer Lungstein bezeichnet wird. Es ist sehr widerstandsfähig, dennoch relativ leicht zu bearbeiten und deshalb ein begehrter Werkstein. Er wird seit Jahrhunderten u. a. am Kahlenberg nordöstlich von Londorf (inzwischen stillgelegt) und am Südosthang des Totenbergs zwischen Treis und Allendorf/Lumda abgebaut und für die Errichtung von Schlössern, Kirchen, Häusern und Mauern in der Region, aber auch z. B. für die Herkuleskaskaden in Kassel und für Sanierungsarbeiten am Kölner Dom verwendet. In der Kirche stehen neun Grabsteine von Angehörigen der Familie von Nordeck zur Rabenau, die zwischen dem 16. und 18. Jh. verstarben. Bei Pflasterarbeiten im Jahr 2022 im Kirchhof entdeckte man Mauerreste eines Vorgängerbaus der heutigen Kirche, die nach ersten Untersuchungen aus dem 8. Jh. stammen (Quellen: LANG et al. 2010, S. 486 f.; Internetlink „Londorf (Dom der Rabenau)“; Auskünfte von Pfarrer Frank Leissler).

Londorf ist der traditionelle Herrschafts- und spätere Verwaltungsmittelpunkt der Rabenau. Diese Funktion besitzt der Ort, seitdem im 13. Jh. die Herren von Nordeck zur Rabenau ihren Stammsitz auf der nordwestlich gelegenen Burg Nordeck verließen und in Londorf eine durch Wälle und Gräben geschützte Wasserburg an der Lumda errichteten. Seit 1970/71 ist Londorf Verwaltungssitz der neu gegründeten Gemeinde Rabenau, zu der die Ortsteile Allertshausen, Geilshausen, Kesselbach, Londorf, Odenhausen/Lumda und Rüdtingshausen gehören und die gut 5.000 Einwohner (2020) hat. Die ursprünglich kleine Wasserburg wurde im Laufe der Zeit beträchtlich erweitert, sodass die heute an der Burgstraße (Nr. 2 bis 14) gelegene, denkmalgeschützte Gesamtanlage mit den Teileinheiten Ober-, Mittel- und Unterburg entstand. Außer ganz wenigen mittelalterlichen Resten stammen alle Gebäude aus dem 16. bis 19. Jh. Zu dem Areal gehört auch der westlich anschließende, ab 1820 als Park nach englischem Vorbild angelegte 1,5 ha große Burggarten (Gießener Straße Nr. 28) mit einem 1842 im klassizistischen Stil errichteten Gartenhaus, einem Springbrunnen und einer Sonnenuhr, die 2012 neu aufgestellt wurde.

Hier hielt sich 1905 der Dichter Rainer Maria Rilke auf, der zwei Jahre später schrieb: *„Ich denke oft an die Quellen, die in den grünen Wiesen sind und sehe Londorf und den lieben alten Garten, der seine gleichen altmodischen Sommerblumen unter ihrem Schutze vertrauensvoll aufzut und Sommer hat überall. Sommer, der als Duft zittert, der als große unzählbare Stunde auf der Sonnenuhr steht, Sommer, der sich spiegelt in der schattigen, lieben, unvergesslichen Fontäne“*.

Die Gemeinde pachtete das Gelände in den 1950er Jahren von der gräflichen Familie von Schwerin und machte es für die Öffentlichkeit zugänglich. Der Park verfügt heute u. a. über eine Mini-Golfanlage und einen Bouleplatz, außerdem wird er für diverse öffentliche Veranstaltungen genutzt (Quellen: LANG et al. 2010, S. 474–480; Internetlink „Londorf (Burggarten)“).

Vergangenheit und Zukunft der Lumdatabahn

Zwischen Londorf und Lollar sind die Gleise der stillgelegten Lumdatabahn noch durchgängig erhalten. Der Radweg verläuft zwischen Allendorf/Lumda und Mainzar direkt neben ihnen und quert sie mehrfach. Die 1896 eröffnete, 13 km lange Nebenstrecke von Grünberg nach Londorf wurde 1902 um 14 km bis nach Lollar verlängert. Somit war einerseits eine Verbindung zwischen den Hauptstrecken Gießen – Fulda (Vogelsbergbahn) und Kassel – Frankfurt (Main-Weser-Bahn) geschaffen, andererseits wurde das Lumdatal verkehrstechnisch erschlossen, denn bis zu diesem Zeitpunkt fand der Transport von Personen und Material ausschließlich mit Postkutschen oder Pferdefuhrwerken statt.

Der Bahnanschluss bedeutete für die Pendler in die aufstrebenden Industriestandorte Lollar und Gießen sowie für den Transport landwirtschaftlicher Erzeugnisse, des in den Basalt-/Lungsteinbrüchen gewonnenen Materials und der Produkte rohstoffverarbeitender Betriebe eine enorme Erleichterung. Das Lumdatal erlebte einen

wirtschaftlichen Aufschwung, ohne dass es jedoch – mit Ausnahme der „Schamott“ in Mainzlar (1907; heute: RHI Magnesita) – zu einer nennenswerten Ansiedlung von Industriebetrieben gekommen wäre.

Als Folge des seit den 1950er Jahren zunehmenden Individualverkehrs, des Ausbaus von Buslinien und zu geringem Frachtaufkommens wurde der Abschnitt Grünberg – Londorf ab 1963 nicht mehr befahren. Danach wurden die Gleise abgebrochen. Der Radweg führt streckenweise an der im Gelände noch erkennbaren Trasse entlang. Sie bietet inzwischen als ökologisches Band zahlreichen Pflanzen- und Tierarten einen Lebensraum. Auf der verbliebenen Strecke Londorf – Lollar wurde 1981 der Personenverkehr unter Protest der Bevölkerung eingestellt. Danach verkehrten nur noch sporadisch Güterzüge, von gelegentlichen Sonderfahrten mit Personenzügen abgesehen. Offiziell fuhr 1991 der letzte Zug. Übrig blieb nur noch das bis 2016 befahrene, 4,4 km lange Teilstück zwischen Lollar und Mainzlar zur Firma RHI Magnesita.

Alle der im gleichen Baustil in zweifarbigem Klinkerbauweise errichteten Bahnhofsgebäude der Lumdatabahn sind noch erhalten. Wegen ihres repräsentativen Aussehens wurden die zwei-/dreistöckigen Gebäude von der Bevölkerung als „Villen der

T 3: Bürgermeister fordern 1885 eine Bahnlinie durch das Lumdatal

„Zunächst liegt das dringendste Bedürfnis vor, die betriebsamen Ortschaften des mittleren Lumdats von Lollar bis Kesselbach mit einem Schienenwege zu versehen. Während die Bevölkerung, namentlich die von den Ortschaften Mainzlar, Daubringen, die frühere kurhessische Enklave Treis sowie die Stadt Allendorf vorzugsweise Handel und Ackerbau treiben und eine größere Arbeiterzahl in die nahegelegenen Eisenwerke bei Lollar und in die Zigarrenfabriken entsenden, sind die Bewohner des mittleren Lumdats (Londorf, Nordeck, Winnen, Kesselbach, Odenhausen, Geilshausen, ferner Wermertshausen, Rüdtingshausen, Allertshausen) vielfach auf den Handel und auf die Industrie der Gewinnung und Bearbeitung der in den dortigen Gemarkungen gelegenen Basalt-Lavabrüche sowie des Betriebs von Eisensteingruben angewiesen. Die Steinbrüche liefern einen auch in weiten Kreisen vielfach bekannten guten Baustein, den sogenannten „Lungstein“. Die Brüche haben früher eine große Anzahl Arbeiter beschäftigt. Die Brüche an der Lumda liegen ca. 3 Stunden von der nächsten Bahnstation, haben zudem nur eine mangelhafte Straßenverbindung bis Lollar und vermögen infolgedessen nur schwer gegen die Konkurrenz der rheinischen Lavabrüche bei Niedermendig, welche mit direkten Schienenwegen versehen sind, anzukämpfen. Infolgedessen haben mehrfache Arbeiterauswanderungen stattfinden müssen. Im Interesse der Erhaltung und größeren Ausdehnung dieses Industriezweiges sowie der benachbarten Eisensteingruben bei Geilshausen etc., welches den Arbeitern Gelegenheit zum Verdienst gibt, ist die Erbauung der Bahn unerlässlich. Die Bahn wird außerdem den Handel und Verkehr mit landwirtschaftlichen Produkten außerordentlich heben, da schon jetzt die Verbindung mit den nahegelegenen reicheren Ortschaften des Ebsdorfer Grundes in Bezug auf den Vieh- und Getreidehandel etc. eine bedeutende zu nennen ist und die Vertreter umliegender Orte und Gehöfte lange Jahre bemüht gewesen sind, dem Lumdatal Einnahmequellen durch Eröffnung neuer Handelsbeziehungen, Abhaltung von Viehmärkten etc. zu verschaffen. Ferner würden die auf den hessischen Gebieten gelegenen großen Waldungen besser ausgenutzt werden können, wenn die Produkte derselben eine billigere Verfrachtung haben.“

(Quelle: <https://www.lumdatabahn.de/110-jahre-schienen-im-lumdatal>, auszugsweise)



Abb. 15: Das historische Bahnhofsgebäude in Londorf (Leestraße 12) (Foto: © J. Leib, 25.8.2022)

Rabenau“ bezeichnet. Die an den Giebeln angebrachten schmiedeeisernen Buchstaben H und S stehen für „*Hessische Staatsbahn*“. Der Radweg führt an den „Villen“ in Lumda, Geilshausen, Odenhausen, Kesselbach, Allendorf, Treis und Mainzlar vorbei. Sie befinden sich heute ausnahmslos in Privatbesitz.

Seit Mitte der 1990er Jahre gibt es Bestrebungen, die 14 km lange Strecke zwischen Lollar und Londorf zu reaktivieren. Dafür setzte sich zunächst die 1995 von interessierten Bürgern gegründete Lumdatabahn AG ein, die 2010 vom Verein Lumdatabahn e. V. abgelöst wurde. 1999, 2012 und 2013 gab es Vorstufenprüfungen. 2018 wurde eine Machbarkeitsstudie angefertigt, die dem Projekt gute Aussichten bescheinigte. Seit 2020 ist wieder Bewegung in die Sache gekommen, wobei die Chancen zur Wiederbelebung der Lumdatabahn aus vier Gründen nicht schlecht stehen:

1. Die Richtlinien zur Bewertung von Reaktivierungsvorhaben wurden neu definiert. Während früher Kosten-Nutzen-Gesichtspunkte im Vordergrund standen und deshalb viele Projekte an dieser Hürde scheiterten, rücken jetzt Klima- und umweltfreundliche Aspekte stärker in den Fokus.
2. Aus Sicht der Raumplanung sollen die Kommunen im ländlichen Raum zur Entlastung der Ballungsräume als Wohn- und Arbeitsorte an Attraktivität gewinnen, auch durch eine bessere Anbindung an den Öffentlichen Personennahverkehr.

3. Wie die Übersicht auf den Internetseiten von Hessen Mobil zeigt, wurden für die Lumdatalbahn seit August 2022 konkrete Planungen eingeleitet. Das gilt auch für zwei weitere Projekte in Hessen, nämlich für die Horloffbahn von Wölfersheim nach Hungen und die innerörtliche Verbindung vom Bahnhof Neu-Isenburg ins Stadtzentrum.
4. Das Land Hessen hat die Lumdatalbahn beim Bund zur anteiligen Förderung mit Gesamtkosten von 26 Mio. Euro und einem geplanten Baubeginn im Jahr 2025 angemeldet.

Darüber hinaus macht die RHI Magnesita den Erhalt und die Erweiterung ihres Werkes in Mainzlar von der Wiederherstellung der Bahnverbindung nach Lollar abhängig und übt damit Druck auf alle beteiligten Entscheidungsträger aus. Mit dem Eigentumsübergang dieses Gleisteilstücks von der Deutschen Bahn an die Hessische Landesbahn wurde im November 2022 ein erster Schritt in die gewünschte Richtung vollzogen. Seit dem Frühjahr 2023 wird die Bahntrasse zwischen dem Bahnhof Lollar und der Verladerampe der RHI Magnesita wieder instand gesetzt. Im 2. Halbjahr 2024 startet der Zugverkehr (Quellen: Internetlink „Lumdatalbahn“; Gießener Anzeiger vom 29.7., 17.8., 31.8., 10.11.2022, 6.3.2023, 10.2.2024).

Von der „Schamott“ zum Zweigwerk eines Weltmarktführers

Für das in Mainzlar ansässige Werk der österreichischen RHI Magnesita GmbH (Didierstraße Nr. 30) ist traditionell die Bezeichnung „Schamott“ üblich. Die beim Bau der Lumdatalbahn in Werksnähe entdeckten Quarzitvorkommen, die als Rohstoffe für die Herstellung von Feuerfeststeinen verwendet werden, außerdem ein Gleisanschluss an die vorbeiführende Lumdatalbahn, waren die Standortfaktoren, die 1907 zur Gründung einer Fabrik für feuerfeste Keramik durch die Bonner Firma Scheidhauer & Gießing in Mainzlar führten. Von großer Bedeutung für den Absatz der Produkte an die Stahlindustrie im Siegerland und im Ruhrgebiet war der Anschluss an die Main-Weser-Bahn in Lollar. 1932 ging die Fabrik in den Besitz der „Stettiner Chamottefabrik F. Didier AG“ über.

Nach dem Zweiten Weltkrieg entstand für die aus den Werken in Schlesien übernommenen Mitarbeiter im Anschluss an die Produktionshallen eine Wohnsiedlung für 80 Familien. Seit Mitte der 1950er Jahre wurde das Werk grundlegend aus- und umgebaut sowie das Fertigungsprogramm den modernen Ansprüchen angepasst, u. a. durch die Installation von zwei Hochbrand-Tunnelöfen mit jeweils 150 m Länge. In Spitzenzeiten hatte die „Schamott“ ca. 500 Beschäftigte, in den letzten Jahren waren es durchschnittlich noch 130. Zwischen 1977 und 1992 übernahm die Voestalpine AG mit Sitz in Linz schrittweise die Didier AG. 1995 erwarb die österreichische Radex-Heraklith-Industriebeteiligungs AG (RHI) die Mehrheitsbeteiligung. Seit der Fusion der RHI mit dem brasilianischen Unternehmen Magnesita im Jahr 2017 lautet die Bezeichnung RHI Magnesita. Die an der Londoner Börse gelistete Firma ist Weltmarktführer in den Bereichen Feuerfestprodukte, -systeme und -dienstleistungen,

die für Hochtemperaturprozesse über 1.200 Grad Celsius vor allem in der Stahl-, Zement-, Nichteisenmetall- und Glasindustrie zum Einsatz kommen. Sie hat weltweit über 12.000 Beschäftigte und fast 30 Hauptproduktionsstandorte (Stand: 2021). Die heute in Mainzlar verarbeiteten Rohstoffe werden überwiegend aus Österreich, China, Brasilien und der Türkei importiert.

In den letzten Jahren waren mehrfach Schließungstermine des Mainzlarer Werkes für Ende 2021 bzw. 2022 anvisiert. Die Auswirkungen der Corona-Pandemie auf die Weltwirtschaft sowie globale Lieferengpässe und –schwierigkeiten führten im Sommer 2022 zu einem Umdenken des RHI Magnesita-Vorstands. Danach soll das Mainzlarer Werk zukünftig nicht nur weiterbetrieben, sondern für über 7 Mio. Euro modernisiert, ausgebaut und zu einem „Vorzeigewerk für ganz Europa“ werden. Bei dieser Entscheidung könnte auch das Knowhow der angestammten Belegschaft eine Rolle gespielt haben. Die Arbeiter gehören 14 verschiedenen Nationen an. Viele von ihnen sind bereits in der zweiten oder dritten Generation hier beschäftigt. Der Ausbau des Werks ist offensichtlich ernst gemeint, denn seit November 2022 wurden mehrfach in großformatigen Zeitungsannoncen Arbeitskräfte gesucht. Unabdingbare Voraussetzung für den Erhalt und Ausbau ist laut Aussage des RHI-Managements allerdings die Reaktivierung der 4,4 km langen Bahnteilstrecke Mainzlar-Lollar, um die derzeit über 70 LKW-Fahrten pro Woche von und zum Werk auf die Gleise zu verlagern und im Jahr 2025 rund 75.000 Tonnen Material auf diesem Weg zu transportieren (Quellen: Internetlink „Mainzlar-Magnesita“; Gießener Anzeiger vom 31.8.2022; Firmenauskünfte).

Die Badenburg: Herrensitz, Gaststätte und Revolutionszelle

Zur Schlussrast wurde das Kulturdenkmal Badenburg aufgesucht. Von dem befestigten ehemaligen Sitz niederer Adelsfamilien legt insbesondere die noch erhaltene Ruine des dreigeschossigen Wohnhauses Zeugnis ab. Hier war höchstwahrscheinlich bereits um die Mitte des 18. Jhs. eine Gaststätte untergebracht. Denn 1764 beklagte sich der Wißmarer Pfarrer darüber, dass dort „der adelige Hofmann schon geraume Zeit auf Sonn- und Feiertag eine sündliche Wirtschaft führet“. Seit dem 19. Jh. ist die Badenburg ein beliebtes Ausflugsziel. Sie wurde u. a. von korporierten Gießener und Marburger Studenten zu Messuren und konspirativen Treffen aufgesucht.

1356 wird erstmals ein Gebäude „an dem Badinberg“ erwähnt, das ab Mitte des 15. Jhs. als „Badenburgk“ oder „Badenburg“ in den Urkunden erscheint. Obwohl in unmittelbarer Nähe zur Lahn gelegen, handelte es sich nicht um eine Wasserburg. Gemeinsame Eigentümer waren die Landgrafen von Hessen und die Grafen von Nassau-Weilburg. Sie belehnten damit nacheinander die Familien von Weitershausen genannt von Bleichenbach, von Buseck genannt Rüsser und von Weitolshausen genannt Schrautenbach. Zur Badenburg gehörten u. a. eine Mühle, ein Park, das sogenannte Badenburger Wäldchen und zeitweise eine kleine Gemarkung, vermutlich das Erbe der ca. einen Kilometer südlich auf der Lahnhauptterrasse gelegenen Siedlung Didolshausen, die im 14. Jh. wüst fiel.



Abb. 16: Die Badenburger Burg bei Gießen-Wieseck (Foto: © J. Leib, 5.9.2022)

Die Badenburger Burg wurde schon im Dreißigjährigen Krieg in Mitleidenschaft gezogen. Der heutige Zustand wurde erst um die Mitte des 18. Jhs. hergestellt, nachdem es um 1700 zu einer Besitzteilung gekommen war und ein Miteigentümer seinen Gebäudeanteil teilweise abbrechen ließ. Die Gemeinde Wieseck, zu deren Gemarkung die Badenburger Burg von 1752 bis zur Eingemeindung in die Stadt Gießen im Jahr 1939 gehörte, war zwischenzeitlich Eigentümerin des Anwesens und verkaufte es 1811 an Gießener Bürger. Seither betreiben verschiedene Familien aus Gießen und den umliegenden Dörfern dort eine Gastwirtschaft. Durch den Bau des Abschnitts der Main-Weser-Bahn zwischen Lollar und Gießen (1850), die in einem tiefen Einschnitt direkt östlich an der Badenburger Burg vorbeiführt, wurde ein Teil des mauerumgebenen Burggeländes abgeschnitten bzw. zerstört. Die 1876 zu einer Farbmühle umgebaute Mühle wurde 1829 stillgelegt und 1938 abgebrochen.

Bekannt geworden ist die Badenburger Burg nicht zuletzt durch ein Treffen von Oppositionellen aus dem kurhessischen Marburg und dem hessen-darmstädtischen Gießen am 3. Juli 1834 im Garten der Gastwirtschaft. Ziel dieser Zusammenkunft war die Gründung eines „Preßvereins“, um durch die Anschaffung einer Druckerpresse und die Verbreitung von Flugschriften das Volk zur Revolution aufzurufen. Teilnehmer waren u. a. der Gießener Student und Revolutionär Georg Büchner sowie der Theologe und Mitwegbereiter der Deutschen Revolution von 1848/49 Friedrich Ludwig Weidig.

Büchner verfasste auf der Badenburger ein Manuskript, das als Vorlage für die Flugschrift „Hessischer Landbote“ diente. Es wurde, sehr zum Ärger Büchners, von dem in seinen Ansichten gemäßigeren Weidig überarbeitet und 1834 in Offenbach erstmals gedruckt. Darin wurde die hessische Landbevölkerung mit der aus der Französischen Revolution bekannten Parole „Friede den Hütten! Krieg den Palästen“ zum Aufstand gegen die Unterdrückung aufgerufen. Der Verrat eines Spitzels veranlasste Büchner zur Flucht nach Straßburg. Weidig weigerte sich zu emigrieren, wurde verhaftet und starb im Arrest in Darmstadt unter ungeklärten Umständen (Quellen: LANG et al. 1993, S. 617 f.; KNAUSS 1975; UHLIG 1982b; Internetlink „Badenburger“).

Literatur

- ARNOLD, W. (1875): Ansiedlungen und Wanderungen germanischer Stämme, zumeist nach hessischen Ortsnamen. Marburg.
- KNAUSS, E. (1975): Die Badenburger. In: *Zwischen Kirche und Pforte. 1200 Jahre Wieseck*. Gießen, S. 84–92.
- KRÜGER, H. (1964): Randbemerkungen zur Siedlungsgeschichte der Gießener Lahntalweitung. In: *Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins* 48, S. 5–20. Online: <https://jpub.uni-giessen.de/handle/jpub/3935>.
- LAGIS-HESSEN: Schloss Großen-Buseck, Gemeinde Buseck. In: Burgen, Schlösser, Herrenhäuser. Online: <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/bg/id/14797>.
- LANG, K.-H. et al. (1993): Universitätsstadt Gießen. In: LANDESAMT FÜR DENKMALPFLEGE HESSEN (Hrsg.): *Kulturdenkmäler in Hessen* 13. Stuttgart.
- LANG, K.-H. et al. (2010): Landkreis Gießen II (Buseck, Fernwald, Grünberg, Langgöns, Linden, Pohlheim, Rabenau). In: LANDESAMT FÜR DENKMALPFLEGE HESSEN (Hrsg.): *Kulturdenkmäler in Hessen* 45. Stuttgart.
- MEYNEN, E. & J. SCHMITHÜSEN (Hrsg., 1953–1962): Handbuch der naturräumlichen Gliederung Deutschlands. Bundesanstalt für Landeskunde, Remagen/Bad Godesberg.
- PLETSCH, A. (1989): Hessen. *Wissenschaftliche Länderkunden* 8/III, WBG Darmstadt.
- SCHLÜTER, O. (1952): Die Siedlungsräume Mitteleuropas in frühgeschichtlicher Zeit. *Forschungen zur deutschen Landeskunde* 63, Bad Godesberg.
- SCHRÖDER, K.-H. & G. SCHWARZ (1969): Die ländlichen Siedlungsformen in Mitteleuropa – Grundzüge und Probleme ihrer Entwicklung. *Forschungen zur deutschen Landeskunde* 175, Bad Godesberg.
- SCHULZE, W. (1959): Die Oberflächenformen des Vogelsberges. *Marburger Geographische Schriften* 13.
- SCHULZE, W. (1982): Naturgeographische Grundlagen. In: SCHULZE, W. & H. UHLIG (Hrsg.) Bd. I, S. 5–27.
- SCHULZE, W. & H. UHLIG (Hrsg., 1982): Gießener Geographischer Exkursionsführer. 3 Bde., Gießen.
- UHLIG, H. (1982a): Die Kulturlandschaft. In: SCHULZE, W. & H. UHLIG (Hrsg.) Bd. I, S. 29–78.
- UHLIG, H. (1982b): Gießener Becken. In: SCHULZE, W. & H. UHLIG (Hrsg.) Bd. II, S. 148–150.

UHLIG, H. & F. JÄGER (1982): Die Städte und Residenzen Lich – Hungen – Laubach – Grünberg und der Vordere Vogelsberg. In: SCHULZE, W. & H. UHLIG (Hrsg.) Bd. III, S. 1–59.

WASSERVERBAND LUMDATAL (Hrsg., 2011): Unterhaltungsplan Lumda. Bearbeitet vom Büro für ökologische Fachplanungen. Heuchelheim, unveröffentlicht.

Internetlinks

- Badenburg: <https://www.badenburg.de/aus-der-geschichte/>;
<http://buechnerportal.de/aufsaeetze/der-oberhessische-pressverein>
- Geilshausen: [https://de.wikipedia.org/wiki/Evangelische_Kirche_\(Geilshausen\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Evangelische_Kirche_(Geilshausen))
- Großen-Buseck: <https://de.wikipedia.org/wiki/Großen-Buseck>;
[https://de.wikipedia.org/wiki/Schloss_Großen-Buseck \(Schloss\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Schloss_Großen-Buseck_(Schloss))
- Grünberg: [https://de.wikipedia.org/wiki/Grünberg_\(Hessen\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Grünberg_(Hessen))
- Londorf
(Burggarten): <https://www.tourenplaner-rheinland-pfalz.de/de/punkt/park/burggarten-londorf/58050083/>
- Londorf
(Dom der Rabenau): [https://de.wikipedia.org/wiki/Evangelisch-lutherische_Kirche_\(Londorf\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Evangelisch-lutherische_Kirche_(Londorf))
- Londorf
(Jüdische Gemeinde): https://www.alemannia-judaica.de/londorf_synagoge.htm;
https://www.alemannia-judaica.de/londorf_friedhof.htm
- Lumdatalbahn: <https://www.lumdatalbahn.de/110-jahre-schienen-im-lumdatal/>
- Lumda-Wieseck: [https://de.wikipedia.org/wiki/Lumda_\(Fluss\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Lumda_(Fluss));
[https://de.wikipedia.org/wiki/Wieseck_\(Fluss\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Wieseck_(Fluss))
- Mainzlar-Magnesita: <https://www.rhimagnesita.com/de/>;
<https://www.industriekultur-lahn-dill.de/didier-mainzlar>
- Radrundweg
Lumda-Wieseck: https://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Radrundweg_Lumda_-_Wieseck
- Weiss Technik: <https://www.weiss-technik.com/de/>

SZÖCS, ANDREAS & BIRGIT SZÖCS Kulturwochenende Mainz/Wiesbaden¹

Mit dem Angebot einer Kulturexkursion nach Mainz/Wiesbaden wurde einem vielfachen Wunsch von Vereinsmitgliedern Rechnung getragen. Die bei früheren Exkursionen in die pfälzische Landeshauptstadt (zuletzt 2019) im Vordergrund stehenden geographischen Aspekte konnten nunmehr durch eine kulturelle Schwerpunktsetzung ergänzt werden, wobei die benachbarte hessische Landeshauptstadt Wiesbaden in das Programm mit eingebunden wurde.

An der Exkursion nahmen teil:

Barnstedt, Susanne	Köhler, Benno	Schmidt, Edith
Bier, Karla	Krantz, Karl	Simon, Wilhelm
Bredies, Jürgen	Maas, Angelika	Szöcs, Andreas, Dr.
Donges, Hans-Joachim	Maas, Karl-Otto	Szöcs, Birgit
Fischer, Anne	Meiszies, Marianne	Thielicke, Dirk
Fülling, Lydia	Merte, Dieter	Vetter, Heidi
Gähler, Renate, Dr.	Müller, Iris	Walter, Margrit
Jungmann, Walter W., Dr.	Pfeiffer, Rolf, Dr.	Watz, Ulrike
Kim-Mattes, Hye-Young	Pletsch, Alfred, Dr.	Wollenteit, Anne
Knoche, Bernadette	Pletsch, Erika	Zehran, Wolfgang, Dr.
Knoche, Harald, Dr.	Radler, Peter	Zwickenpflug, Maria
Köhler, Angelika	Schäfer, Helga	

Freitag, 19.05.: Rundgang auf dem Gelände der Johannes Gutenberg-Universität, anschließend Besuch des ZDF-Sendezentrums, abends Staatstheater Mainz

Nach Anfahrt mit der Bahn und Gepäckabgabe im *Intercity-Hotel* war das erste Besichtigungsziel die **Johannes Gutenberg-Universität** in Mainz, die mit rund 32.000 Studierenden an etwa 100 Instituten und Kliniken zu den zwanzig größten Universitäten Deutschlands zählt. Während eines Rundgangs über das Universitätsgelände wurden die aktuellen Strukturen der Universität sowie Aspekte ihrer historischen Entwicklung erläutert. Einige wesentliche Punkte seien im Folgenden zusammengefasst.

Die erste Mainzer Universität geht auf den Mainzer Erzbischof, Kurfürst und Reichserzkanzler Adolf II. von Nassau (1423–1475) zurück, der während seiner Amts-

¹ Protokollführung: Alfred Pletsch. Hinweis zu Quellen und Zitierweise: Die Texte dieses Protokolls sind, mit leichten Kürzungen bzw. Ergänzungen, dem Internet entnommen. Wiesbaden betreffende Artikel entstammen, wenn nicht anders vermerkt, dem Stadtlexikon Wiesbaden, abrufbar unter <<https://www.wiesbaden.de/microsite/stadtlexikon/a-z/index.php>>. Sie werden im Protokoll mit leichten Veränderungen unter den Namen der Autoren mit dem Vermerk SLW zitiert. Die Fotos wurden, wenn nicht anders vermerkt, von Karl Krantz zur Verfügung gestellt.

zeit die damals für die Gründung einer Universität notwendige Approbation durch den Papst in die Wege geleitet hatte. Die Genehmigung durch Papst Sixtus IV. erfolgte am 23. November 1476, gut ein Jahr nach Adolfs Tod. Eröffnet wurde die Universität 1477 von Diether von Isenburg, seinem Nachfolger auf dem Bischofsthron.

In der Anfangszeit war im Stadtzentrum der *Hof zum Algesheimer* das zentrale Universitätsgebäude. Etwas später wurde für die Juristen eine Burse im *Hof zum Gutenberg* eingerichtet. Die Anhänger der *Via Antiqua* (Gelehrtengemeinde der Traditionalisten) richteten ab 1482 eine eigene Burse im *Hof zum Schenkenberg* ein. Neben den Philosophen waren auch die medizinische Fakultät sowie die ersten Bestände der Universitätsbibliothek in diesem Haus untergebracht. Nach Ankunft der Jesuiten 1562 war der *Hof zum Schenkenberg* das einzige Unterrichtsgebäude bis zum Neubau des *Domus Universitatis* in den Jahren 1615–1618.

Grundlegende Reformbemühungen fallen in die Regierungszeit von Kurfürst und Erzbischof Friedrich von Erthal (1719–1802). Um die finanzielle Situation der Universität zu verbessern, löste er 1781 die Mainzer Klöster Altmünster, Reichklara und Kartause auf und übergab das Klostervermögen der Universität. 1790 kam es zu schweren Unruhen, als Studenten der kurfürstlichen Universität und städtische Handwerker gewaltsam gegeneinander vorgingen (*Mainzer Knotenaufstand*). In den Wirren nach der Gründung der Mainzer Republik 1792 und deren Niederschlagung durch die Preußen kam der Lehrbetrieb allmählich zum Erliegen. 1798 wurde die Universität unter französischer Herrschaft offiziell aufgehoben. Lediglich eine *Grande école* in Form einer *École spéciale de médecine* sollte beibehalten werden.



Abb. 1: Haupteingang der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz – geprägt vom Stil der 1930er Jahre

Die heutige Johannes Gutenberg-Universität Mainz (JGU) wurde 1946 von der französischen Besatzungsmacht wieder neu gegründet. Als erste Universitätsgebäude dienten nunmehr die auch heute noch in Gebrauch befindlichen Reste einer Luftwaffenkaserne, die 1938 nach der Remilitarisierung der Rheinlande während der Zeit des Nationalsozialismus errichtet worden war.

Die Kontinuität zwischen der alten Universität und der Johannes Gutenberg-Universität ist wegen der über einhundertjährigen Unterbrechung des Lehrbetriebes strittig. Mit der Gründungsurkunde von 1946, in der ausdrücklich die Wiederaufnahme der Tätigkeit gestattet wird, begründete der Generalverwalter der französischen Militärregierung in Baden-Baden die (umstrittene) Kontinuität der Mainzer Universität mit dem Argument, dass die alte Universität nie förmlich aufgelöst wurde und dass der 1781 gegründete Mainzer Universitätsfonds von staatlicher Seite stets als Universitätsvermögen anerkannt worden sei. Die Stiftung Mainzer Universitätsfonds, deren Erträge in vollem Umfang an die JGU fließen, umfasst bis heute Wohnungen, Häuser und Erbbaurechte sowie 850 ha landwirtschaftliche Nutzflächen in Form von Ackerland und Weinbergen. Damit gehört die Stiftung zu den bedeutendsten Großgrundbesitzungen in Rheinland-Pfalz.

Die jüngere Entwicklung der Universität sei hier nur an wenigen Beispielen dokumentiert. So wurde z. B. 1956 das Max-Planck-Institut (MPI) für Chemie von Otto Hahn auf dem Campus eingeweiht. 1967 nahm Hahn den Forschungsreaktor Mainz in Betrieb, der seither als Forschungsneutronenquelle (TRIGA) dient. 1973 wurden im Zuge der Hochschulreform und der Neugliederung der Universität in Fachbereiche das Auslands- und Dolmetscherinstitut in Germersheim sowie die Hochschulinstitute für Kunst, Musik und Leibesübungen in die Universität eingegliedert. 1979 wurde die erste Beschleunigerstufe des Elektronen-Beschleunigers MAMI (Mainzer Mikrotron) am Institut für Kernphysik in Betrieb genommen. 1990 wurde die Stufe B des MAMI nach zehnjähriger Umbau- und Entwicklungszeit eingeweiht. Im Jahr 2004 kam die JGU durch die europäischen und amerikanischen Marsmissionen Mars Express/Beagle 2 und Opportunity/Spirit in die Schlagzeilen, da zwei der wichtigsten Analysegeräte an Bord aus Mainz stammten. Sowohl das APXS (Alpha Particle X-Ray Spectrometer) als auch das MIMOS II (Miniaturisiertes Mößbauer-Spektrometer) wurden auf dem Campusgelände der JGU entwickelt. Die vierte Stufe C des Elektronen-Beschleunigers MAMI wurde nach mehrjähriger Umbau- und Entwicklungszeit am *Institut für Kernphysik* in Betrieb genommen. Im Juni 2009 wurde das Helmholtz-Institut Mainz gegründet. Es ist ein Gemeinschaftsprojekt der JGU und des GSI Helmholtzzentrum für Schwerionenforschung in Darmstadt. Erwähnt sei auch Paul J. Crutzen, von 1980 bis 2000 Direktor am MPI für Chemie, der 1995 für seine Arbeiten auf dem Gebiet der Atmosphärenchemie den Nobelpreis für Chemie erhielt.

Diese Hinweise mögen genügen, um das renommierte Profil der Johannes Gutenberg-Universität zu dokumentieren. Die Dynamik der weiteren Entwicklung offen-

barte sich uns augenscheinlich in den zahlreichen Baustellen, die eindrucksvoll die Vorstellung einer dynamischen Universität vermittelte.

Zweites Besichtigungsziel an diesem Nachmittag war der Besuch des ZDF-Sendezentrums in Mainz-Lerchenberg, wo wir im Rahmen einer Führung über einige geschichtliche und technische Details informiert wurden. Im Rückblick ist interessant, dass Konrad Adenauer Ende der 1950er Jahre die politischen Möglichkeiten eines eigenen Fernsehsenders erkannte und, ähnlich dem Rundfunk in den 1930er Jahren, die Gründung eines staatseigenen Privatsenders anstrebte, der vom Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI) betrieben werden sollte. Dagegen setzten sich die SPD-geführten Länder zur Wehr. Das Bundesverfassungsgericht blockierte schließlich 1961 mit dem 1. Rundfunk-Urteil Adenauers TV-Pläne: Fernsehen und Rundfunk blieben Ländersache. 1962 gründeten die Ministerpräsidenten der Länder daraufhin per Staatsvertrag einen zweiten TV-Kanal, der am 1. April 1963 auf Sendung ging. Nachdem Mainz zum Sitz des neuen Senders bestimmt worden war, kaufte das ZDF 1964 von der Stadt ein Grundstück auf dem neuerschlossenen Lerchenberg, wo in den Folgejahren an zwei Standorten das Sendezentrum entstanden ist:

- Sendezentrum 1 liegt auf der Freifläche eines nach drei Seiten abfallenden 205 Meter hohen Bergrückens hoch über der rund sechs Kilometer entfernten Mainzer Innenstadt. Besonders das ZDF-Hochhaus ist weithin sichtbar. Es ist das größere und ältere der beiden Sendezentren und beheimatet im Hochhaus Verwaltung und Intendanz, das Redaktionsgebäude, das Sendebetriebsgebäude (Rundbau), die Logistik, den Fuhrpark und den Fernsehgarten.
- Sendezentrum 2 befindet sich südlich der Essenheimer Straße und beheimatete ursprünglich bis zum 30. August 1999 den privaten Fernsehsender Sat.1. Seit 2001 sind hier die Partnerprogramme 3sat und Arte sowie die ZDFvision-Sender für das digitale Fernsehprogramm angesiedelt.

Die notwendige Anbindung des Zentrums an das städtische Verkehrsnetz wurde durch die Anlage der sogenannten *Mainzelbahn* erreicht, eine Erweiterung des städtischen Straßenbahnnetzes zwischen Hauptbahnhof West und dem Lerchenberg unter Einbindung der Universität. Die 9,2 km lange Strecke verfügt über ein Doppelgleis und rollt weitestgehend auf einer eigenen Trasse, die nur wenig mit dem Straßenverkehr interferiert.

Wir nutzten die *Mainzelbahn* für die Rückfahrt zum Hotel, wo nur wenig Zeit zum Einchecken verblieb, um uns für das abendliche Sinfoniekonzert im Staatstheater Mainz vorzubereiten. Unter dem Dirigat der russischstämmigen Anna Rakitina und unter Beteiligung der japanischen Violinistin Naoya Nishimura präsentierte das Philharmonische Staatsorchester Mainz die Ouvertüre für Orchester *Proud Thames* von Elizabeth Maconchy, außerdem Max Bruchs *Schottische Fantasie* für Violine und Orchester op. 46 und Edward Elgars *Enigma Variationen*. Natürlich konnte der Tag nach diesem kulturellen Höhepunkt nicht ohne Einkehr in eines der zahlreichen Weinlokale am Gutenbergplatz beendet werden – zumindest für den größten Teil der Gruppe.

Samstag, 20.05.: Tagesprogramm in der hessischen Landeshauptstadt Wiesbaden, gemütlicher Abend im *Weinhaus Wilhelmi* (Mainz)

Der zweite Exkursionstag war der Erkundung Wiesbadens gewidmet, wobei kunstgeschichtliche Betrachtungen zur Architektur und zur Stadtgeschichte im Vordergrund standen. Während des Stadtrundgangs stand uns mit Dr. Pfeiffer ein ausgewiesener Kenner der Materie zur Verfügung, der uns mit großem Detailwissen die diesbezüglichen Besonderheiten der Stadt näherbrachte.

In einem einleitenden Überblick seien an dieser Stelle zunächst einige Grundinformationen bezüglich des Jugendstils und des Historismus skizziert, die beide das Stadtbild von Wiesbaden nachhaltig prägen. Hinsichtlich des **Jugendstils** fasst ein Beitrag von Mechthild Maisant im SLW (Internetlink „Jugendstil“) die wichtigsten Aspekte zusammen. Sie schreibt hierzu: „Die Epoche des Jugendstils hinterließ in Wiesbaden in Kunst und Architektur ihre Spuren. An zahlreichen Gebäuden sowie ihrer Innenausstattung finden sich seine Gestaltungsmerkmale. (...)“

Für die Ausbreitung des Jugendstils in Deutschland war Darmstadt von herausragender Bedeutung. Großherzog Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein (1868–1937) ließ bereits vor 1900 Räume im Neuen Palais in Darmstadt von englischen Jugendstilkünstlern einrichten und förderte vehement die Gründung einer Künstlerkolonie auf der Mathildenhöhe (1899). Im nahen Bad Nauheim entstanden ab 1903 die Jugendstil-Kuranlagen mit Sprudelhof und Badehäusern. Nachdem sich der deutsche Jugendstil in der Ausstellung „Ein Dokument deutscher Kunst“ 1901 auf der Mathildenhöhe in Darmstadt zum ersten Mal in großem Rahmen präsentiert hatte, blieb er auch in Wiesbaden nicht ohne Wirkung, trotz der ablehnenden Haltung Kaiser Wilhelms II. gegenüber der modernen Kunstrichtung.

Ein herausragendes Beispiel ist das sogenannte „Weiße Haus“ in der Bingerstraße 10, 1901/02 von dem Architekten Josef Beitscher (1862–?) als Wohnhaus für seine Familie erbaut. Die ganz unterschiedlich gestalteten Fassaden des pittoresk anmutenden, wie eine Plastik geformten Baukörpers sowie die erhaltenen Teile der Einfriedung sind überreich mit figuralem und vegetabilem, aber auch geometrischem Jugendstildekor versehen. Im Inneren sind vor allem Stuckdecken, Wandfriese und Details der imposanten Halle und des Treppenhauses im modernen Stil gestaltet.

Dem Jugendstil verpflichtet zeigte sich auch der Wiesbadener Architekt Friedrich Werz (1868–1953), als er 1901/02 sein bis heute gut erhaltenes Wohnhaus, Dambachtal 20, errichtete. Zur Gestaltung des Hauses außen wie innen zog er den bedeutenden Jugendstilkünstler Hans Christiansen hinzu, einen der ersten sieben 1899 in die Darmstädter Künstlerkolonie Berufenen. Auf Christiansen geht der Entwurf für den breiten freskierten Blumenfries zurück, der die Villa unterhalb des Daches umzieht und im Mittelrisalit bis hinab zum ersten Obergeschoss reicht. Ebenso erstellte er die Vorlagen für die nur in Resten erhaltenen Schmuckverglasungen der Treppenhausfenster und Wohnungsabschlusstüren. (...).

Neben diesen frühen, herausragenden Einzelbeispielen der Architektur und der Innenraumgestaltung des Jugendstils finden sich seine floralen, ornamentalen, figuralen und sezessionistischen Formen an unzähligen Fassaden und Ausstattungsdetails von ansonsten noch dem Historismus verpflichteten Gebäuden, insbesondere im Dichterviertel und im Rheingauviertel der Stadt.

Auch Hotels wurden im modernen Stil erbaut. Das glanzvolle Beispiel hierfür ist das ehemalige Palast-Hotel, das im März 1905 eröffnete. Während die konvex geschwungene Fassade in einem „historisierenden“ Jugendstil erbaut wurde – in der zeitgenössischen Presse war die Rede von „großzügigen Fassaden barocken Charakters mit leichter Pointierung der Formen im Geiste der modernen Richtung“ –, war die reiche und kunsthandwerklich wertvolle Innenausstattung ganz der modernen Richtung verpflichtet. Bis heute erhalten blieb unter anderem die Schmuckverglasung der Kuppel des ehemaligen Wintergartens in sezessionistischen Formen. Auch das bescheidenere, im Mai 1908 eröffnete und noch bestehende Hansa-Hotel („Best Western Hotel Hansa“, Bahnhofstraße 23/Ecke Rheinstraße) entstand nach Plänen des Architekten Karl Käblers unter dem Einfluss des Jugendstils. (...).

Ein Kleinod des Jugendstils ist das Brunnenhaus der Drei-Lilien-Quelle, ein kleiner (5 × 2,80 m), im strengen sezessionistischen Stil gestalteter Raum an der Rückseite des Hotels Schwarzer Bock. Zwischen 1904 und 1908 entstanden, wurde der lange Zeit vernachlässigte Raum nach gründlicher Sanierung und Restaurierung im August 2011 wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. (...).

Vom Jugendstil zeugen auch einige großartige Innenraumgestaltungen. Im 1907 eingeweihten neuen Kurhaus tritt er gleich mehrfach an prominenter Stelle in Erscheinung. So schuf der Jugendstilkünstler Fritz Erler u. a. die eigenwilligen Fresken im Muschelsaal. Der Münchner Maler Wilhelm Köppen (1876–1917), Meisterschüler Franz von Stucks (1863–1928), entwarf die farbige Fliesenverblendung der 16 Pfeiler und des Frieses der Parkfassade mit ihren beiden ursprünglich nur überdachten Terrassen zu beiden Seiten des Mittelrisalits. Jeder Pfeiler zeigt eine schwebend tanzende oder auch musizierende, der antiken Mythologie entnommene weibliche oder männliche Figur, umrahmt von illusionistischen Rankgittern und sich hieran emporwindenden Pflanzen. Und selbst in der prachtvollen Wandelhalle des Kurhauses, in den Pendentifs der Kuppel, ist der Jugendstil präsent in den von dem Münchner Maler Julius Diez (1870–1957) entworfenen vier mosaizierten Medaillons, die jeweils eine antike Gottheit darstellen. (...).

Eine besonders beeindruckende Schöpfung des Jugendstils ist die Lutherkirche, die 1908 bis 1910 nach Plänen Friedrich Pützers erbaut und am 8. Januar 1911 eingeweiht wurde. Glücklicherweise außen wie innen weitgehend erhalten, kommt der Charakter der Lutherkirche als Gesamtkunstwerk des Jugendstils primär in der kostbaren künstlerischen Ausstattung zum Ausdruck, dem gemeinsamen Werk zahlreicher Künstler. Die Brüder Rudolf (1874–1916) und Otto Linnemann (1876–1961), Glas- und Dekorationsmaler in Frankfurt am Main, entwarfen die – in den Jahren 1987–1992

nach Originalbefunden neu geschaffene – expressive Farbigkeit des Raumes und die das gesamte Kreuzrippengewölbe erfassende symbolträchtige Ornamentierung, eine Kombination von stilisiertem, vegetabilem Rankenwerk und Blüten sowie exotisch-geometrischen Mustern.

Darüber hinaus gestalteten sie die Glasfenster und ein heute nicht mehr zugängliches, aber noch in situ erhaltenes Jugendstilfresko im früheren Brautaufgang. Augusto Varnesi (1866–1941), Bildhauer und Medailleur und wie Pützer Professor an der Technischen Hochschule Darmstadt, konzipierte die durch eine Stiftung ermöglichte, prächtig gestaltete Vorhalle mit mosaiziertem Tonnengewölbe und Tympanon und golden schimmernden mosaizierten Wänden. Ebenso entwarf er die Gestaltung des Vorraumes mit der Taufkapelle und, in Zusammenarbeit mit Pützer, die des Altar- und Chorraumes.

Auf den Goldschmied Ernst Riegel (1871–1939), Mitglied der Darmstädter Künstlerkolonie, gehen die Radleuchter, das Altarkreuz und die Bibelaufgabe zurück. So ist die Lutherkirche, trotz mancher Historismen, im äußeren Erscheinungsbild einerseits und „Vorgriffen“ auf die sachliche Architektur und den Art déco der zwanziger Jahre andererseits ein einzigartiges, faszinierendes Gesamtkunstwerk des Jugendstils in Wiesbaden“ (vgl. Abb. 2).

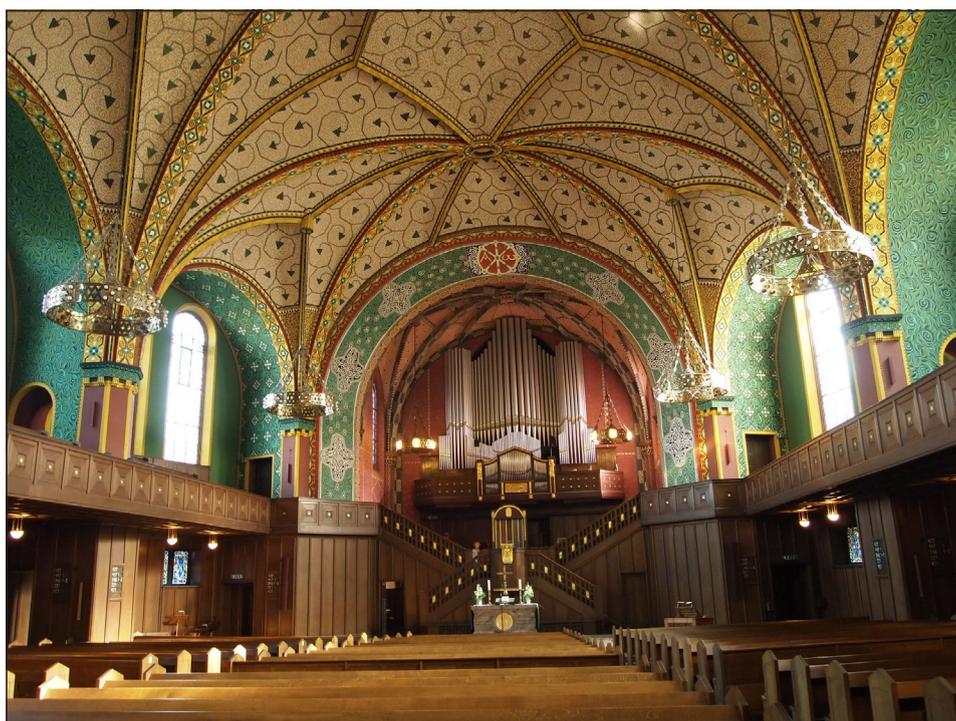


Abb. 2: Die Lutherkirche in Wiesbaden mit Jugendstildecor (Quelle: Pedelecs, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Lutherkircher_Wiesbaden_Innenraum_854-h.jpg, CC BY-SA 3.0)

Mit dem **Historismus** in Wiesbaden setzt sich im SLW (Internetlink „Historismus“) der Kunsthistoriker und langjährige Landesdenkmalpfleger Gottfried Kiesow auseinander. Er betont: „Den Begriff Historismus für die Kunst des 19. Jahrhunderts hat erstmals 1938 Hermann Beenken für die Wiederaufnahme historischer Stile in Neoromanik, Neugotik, Neurenaissance und Neubarock verwandt. Die Entwicklung des Historismus lässt sich in folgende sechs Stilphasen unterteilen: Auf den Klassizismus (um 1789–1835) folgten der sogenannte romantische (um 1835–66) und der gründerzeitliche Historismus (um 1866–88) sowie der Späthistorismus (um 1888–1910) und etwa zeitgleich zu Letzterem der Jugendstil (um 1895–1910) und der Neoklassizismus (um 1910–25).

Die einzelnen Phasen des Historismus lassen sich in Wiesbaden besonders gut nachweisen, da die Stadt wie kaum eine andere vom Historismus geprägt wurde und erhalten blieb. Zwar ist der Stadtgrundriss im Historischen Fünfeck älter und geht wohl noch auf den der römischen Zivilsiedlung zurück, die Bebauung jedoch stammt zum großen Teil aus dem 19. Jahrhundert. Entscheidend sind die 1834–1914 erschlossenen Stadterweiterungsgebiete, in denen außer anspruchsvollen Mietwohnungen auch weitläufige Villengebiete für die Oberschicht der nassauischen und preußischen Gesellschaft entstanden. Das um 1800 errichtete klassizistische Rosella-Palais in Mainz-Kastel ist ein frühes Beispiel für den neuen Baustil.

Bedeutende Baumeister des Klassizismus in Wiesbaden waren Christian Zais, Carl Florian Goetz und Friedrich Ludwig Schrumpf. Mit dem 1813–20 von Zais erbauten Erbprinzenpalais entstand ein kristallinisch klarer Kubus unter weitgehendem Verzicht auf Ornamentik, mit Säulen als einzigem Schmuck. Zais zugeschrieben und erhalten geblieben ist ferner nur noch das sogenannte Schenck'sche Haus in der Friedrichstraße. Wie Zais war auch Goetz wesentlich an der Entstehung des Historischen Fünfecks und dessen Bebauung beteiligt, für die er Modellhäuser in verschiedenen Varianten entwarf, wie die Friedrichstraße 5 und Luisenstraße 3 bis 11. Schrumpf schuf 1829 mit der ersten katholischen Pfarrkirche am Luisenplatz einen klassizistischen Bau. Damit dieser als Kirche zu erkennen war, setzte er dem würfelförmigen Baukörper an den Ecken zwei niedrige Türme auf. Der bereits 1831 eingestürzte Bau glich dem zuvor (1823–26) von Schrumpf erbauten Jagdschloss Platte.

Um 1835 ging der strenge Klassizismus in den sogenannten romantischen Historismus über. Der Auftrag für den Neubau der Kirche St. Bonifatius ging 1844 an Philipp Hoffmann. An Stelle von Spitzbögen verwendete er, wie die meisten Architekten des romantischen Historismus, Rundbögen, weshalb man diese Stilphase des Historismus auch Rundbogenstil nennt. Erst mit der reichen, fünfteiligen Turmgruppe der Marktkirche (1852–62) wandte Carl Boos die Gotik bewusst an. Im Profanbau bedeutete das Ministerialgebäude in der Luisenstraße den Beginn des romantischen Historismus. Die italienische Frührenaissance diente jetzt als Vorbild. Für die Dauer des romantischen Historismus war in Wiesbaden das Ende des Herzogtums Nassau 1866 entscheidend.

Der gründerzeitliche Historismus, dessen Bezeichnung auf die Gründung des Deutschen Reiches 1871 zurückgeht, fiel mit der Regierungszeit Wilhelms I. zusammen. Für die immer aufwendigeren Bauten mit malerisch gestalteten Fassaden unter Abkehr von der bis dahin geltenden strengen Symmetrie ist die ehemalige Kaiser-Wilhelms-Heilanstalt am Schlossplatz ein erstes Beispiel, ein spätes Werk Hoffmanns (1868–71). Zum ersten Mal ist die Fassade am Schlossplatz nicht mehr symmetrisch komponiert, sondern dem hohen Turm auf der Ecke zur Mühlgasse mit seinen ganz verschiedenen Vorbauten antwortet zum ehemaligen Kavalierhaus hin nur ein schmaler, schwacher Risalit mit rundbogiger Einfahrt.

Nach 1866 wurden größere Bauvorhaben zunehmend auch auswärtigen Architekten überlassen. So wurde der Auftrag zur Errichtung des neuen Rathauses 1883 an Georg von Hauberrisser vergeben, der sich auf die Erbauung von Rathäusern spezialisiert hatte. In Wiesbaden wählte er den Stil der deutschen Renaissance. Bis zur Kriegszerstörung waren die fünf Fassaden des unregelmäßigen Polygons von malerischer Wirkung, besonders die asymmetrische Südfront zum Dern'schen Gelände, hervorgerufen durch die unterschiedliche Dicke der Ecktürme. Neben der deutschen Renaissance wurde im gründerzeitlichen Historismus vielfach die italienische Hochrenaissance als Vorbild gewählt, so bei der Villa Clementine (1878–82) mit ihren ganz unterschiedlichen Fassaden zur Wilhelmstraße und zum Warmen Damm und der Abkehr von der bis dahin üblichen regelmäßigen Würfelform.

Der Späthistorismus begann mit dem Regierungsantritt von Kaiser Wilhelm II. 1888 und dominierte die Architektur in Wiesbaden bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs. Nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa schwang sich der Historismus in einer Pracht liebenden Gesellschaft aus altem Adel und neureichen Industriellen zu höchster Vollendung auf. Jetzt wurde auch der bis dahin verachtete Barock wieder hoffähig. Nach Wiesbaden gelangte er durch den Bau des Königlichen Hoftheaters. Typische Zeugnisse sind auch das ehemalige Hotel Rose am Kochbrunnen, das Hotel Nassauer Hof am Kaiser-Friedrich-Platz, das prächtige Wohn- und Geschäftshaus Wilhelmstraße 12/Luisenstraße 1 sowie der neue Hauptbahnhof.

Das neue Kurhaus von Friedrich von Thiersch ist ein Beispiel für den Stilpluralismus nach der Jahrhundertwende. Er markiert, ebenso wie der Jugendstil und der Neoklassizismus, das Ende des Historismus und den Übergang zur Baukunst des 20. Jahrhunderts. Sind das sogenannte Weiße Haus des Architekten Josef Beitscher in der Bingertstraße 10 und das Haus Emser Straße 39 dem Jugendstil verpflichtet, so ist der Neoklassizismus in Wiesbaden vertreten durch die Sektkellerei Henkell & Co., die Landesbibliothek und das Museum Wiesbaden. Vergleicht man das 1820 fertig gestellte Erbprinzenpalais mit dem Wohn- und Geschäftshaus Wilhelmstraße 12/Luisenstraße 1 aus der Zeit um 1900, wird der starke Wandel in der Entwicklung des Historismus deutlich. Dass dieser sich die historischen Stile in der Reihenfolge ihrer Entstehung von der griechischen Antike bis zum Barock zum Vorbild nahm, geschah nicht mit dem Ziel, die abendländische Kunstgeschichte nachzuvollziehen, sondern

in dem Bestreben, mit zunehmendem Wohlstand von der Askese des Klassizismus zu wachsender Plastizität, Monumentalität und Schmuckfreudigkeit zu gelangen.“

Natürlich war es während unseres Besuchs nicht möglich, all diesen kunstgeschichtlichen Spuren im Detail nachzugehen. Es konnten nur einige der im Überblick erwähnten Objekte in den Rundgang einbezogen werden. Für eine vertiefte Befassung fehlte ganz einfach die Zeit. Einem schönen Beispiel begegneten wir indessen schon bei der Ankunft im Bahnhof von Wiesbaden, einer der großartigsten architektonischen Hinterlassenschaften des Historismus, dessen Baugeschichte sich Bernhard Hager widmet. In seinem Beitrag im SLW (Internetlink „Hauptbahnhof“) erläutert er: „Im Zuge der Umgestaltung der Bahnanlagen in Wiesbaden um die Jahrhundertwende ist die Entscheidung zur Anlage eines Zentralbahnhofes mit der Konfiguration eines Kopfbahnhofes wie in Frankfurt am Main, Leipzig, Stuttgart oder München gefallen. Das Empfangsgebäude des am 15. November 1906 eröffneten Hauptbahnhofes ist der Formensprache, der Prachtliebe und der Vorliebe für asymmetrische Grundrisse des Späthistorismus verpflichtet. Schon den Zeitgenossen bereitete das für diese Epoche typische Mischen von Stilformen Kopfzerbrechen. So schrieb das Wiesbadener Tagblatt seinerzeit von einem „geschickten Durcheinander von Barock, Renaissance und Jugendstil“. Als Architekt fungierte Fritz Klingholz (1861–1921), der zu den bedeutendsten Bahnhofsarchitekten Deutschlands zählte. In erheblichem Maße hat Wilhelm II. an der architektonischen Gestaltung mitgewirkt: Auf den Kaiser geht die Gestaltung des Daches mit grünen und naturroten Ziegeln und vor allem die Höhe des Uhrturmes von 40 m am Haupteingang zurück. Klingholz hatte den Turm ursprünglich höher ausführen wollen. Derartige Einflussnahmen des Monarchen bei öf-



Abb. 3: Wiesbaden – Fassade des Hauptbahnhofs mit Elementen des Historismus

fentlichen Bauten waren recht häufig. Die Bahnhöfe von Hamburg (1906), Bad Homburg (1907) und Metz (1908) stehen hier mit Wiesbaden in einer Reihe.

Im Zweiten Weltkrieg wurde der Hauptbahnhof teilweise zerstört; der erst 1907 fertiggestellte Fürstenvavillon an Gleis 1 ist hierbei verloren gegangen. Die mit der Eröffnung des Hauptbahnhofes aufgekommenen hochgespannten Erwartungen in Bezug auf den bis dahin an Wiesbaden weitgehend vorbeigelaufenen Personenfernverkehr sollten sich nur teilweise erfüllen. Nach 1945 ist der Fernreiseverkehr schrittweise auf die linke Rheinstrecke verlagert worden und in diesem Bereich die Bedeutung des kapazitiv zwar beengten, betrieblich aber grundsätzlich günstigeren Durchgangsbahnhofes in Mainz zulasten von Wiesbaden kontinuierlich gestiegen. So wirkt der in der Gegenwart werktäglich von ca. 36.000 Reisenden frequentierte Wiesbadener Hauptbahnhof heute überdimensioniert. Nach einer ersten Modernisierung in den 1970er-Jahren erfolgte 2003/2004 eine umfassende und aufwendige Sanierung des Empfangsgebäudes. 2009–2013 schloss sich die grundlegende Erneuerung der maroden Bahnsteighalle und der Sandsteinfassaden an den Hallenseiten an. Innerhalb von rund zehn Jahren wurden mehr als 60 Millionen Euro in Sanierungsmaßnahmen investiert.

Nicht minder prächtig wie das Äußere war auch das Innere des Empfangsgebäudes gestaltet. Mächtig dimensioniert ist die an beiden Enden aus dem gesamten Baukörper herausragende Querbahnsteighalle. In auffallendem Gegensatz zu der opulenten Gestaltung des Empfangsgebäudes steht die schlichte, völlig schmucklose fünfschiffige Bahnsteighalle mit 11 Bahnsteigen. Sie ist als rein funktionaler Teil von der Vorderfront des Bahnhofes aus an keiner Stelle sichtbar: Keine Anmutung an das moderne Industriezeitalter sollte offenbar die Illusion eines Palastes oder Schlosses stören. In soweit widerspiegelt der Bahnhof trotz vereinzelter Anklänge an den Jugendstil eine grundsätzlich konservative architektonische Auffassung, was nicht zuletzt der unmittelbaren Einflussnahme des Kaisers und den entsprechenden baukünstlerischen Auffassungen des Monarchen geschuldet war. Im Kontext des Bahnhofesbaues des Wilhelminischen Kaiserreiches kann er jedoch als ein gelungener Vertreter des ausgehenden Späthistorismus gelten.“

Als erstes Besichtigungsziel in Wiesbaden war eigentlich die unweit des Bahnhofes gelegene **Lutherkirche** angedacht und damit der Kirchenbau Wiesbadens, dem sich Gottfried Kiesow im SLW (Internetlink „Lutherkirche“) ausführlich widmet und der in seiner künstlerischen Ausstattung als beeindruckende Schöpfung des Jugendstils gilt. Trotz mehrfacher Bemühungen im Vorfeld unseres Besuchs war es leider nicht möglich, eine Besichtigung zu vereinbaren, da die Kirche wegen Vorbereitungen der Konfirmationsfeierlichkeiten am folgenden Tag für Besichtigungen geschlossen sei. Abb. 2 (S. 119) vermittelt einen Eindruck von der gestalterischen Ausstrahlung der Kirche, deren Besuch normalerweise zu den besonders lohnenden Zielen in der hessischen Landeshauptstadt zählt.

Für einen geographischen Überblick über die Stadt Wiesbaden gibt es kaum einen besseren Standort als den **Neroberg**, Hausberg und beliebtes Ausflugsziel, dessen

heutige Bezeichnung sich im 19. Jahrhundert in Anspielung auf die römische Vergangenheit Wiesbadens eingebürgert hat. Um die 245 m hohe Anhöhe bequem zu erreichen gibt es seit Ende des 19. Jahrhunderts die Nerobergbahn, über die Klaus Kopp im SLW (Internetlink „Nerobergbahn“) schreibt: „Die Nerobergbahn, die 1888 eröffnet wurde, gehört heute zu den Wahrzeichen der Stadt Wiesbaden. „Konkurrenz hebt das Geschäft“, dieser kaufmännische Erfahrungssatz galt auch für die Stadtväter der Weltkurstadt Wiesbaden, die im 19. Jahrhundert in der Saison zum Treffpunkt der Welt (des Adels und des aufstrebenden Bürgertums) geworden war. Die Kurgäste wollten unterhalten werden und erwarteten vor allem eines: Abwechslung.

Der Neroberg konnte dabei eine gewichtige Rolle spielen. Als nämlich die Erfindung des Zahnstangenbetriebs durch den Elsässer Niklas Riggerbach (1817–1899) auch bei erheblichen Steigungen einen sicheren Bahnbetrieb ermöglichte, war der Weg frei für den Bau und Betrieb von Bergbahnen. 1884 wurde die Niederwaldbahn in Rüdesheim fertig gestellt. 1886 folgten Assmannshausen und 1887 Bad Ems. Drei dieser attraktiven Verkehrsmittel im unmittelbaren Umland forcierten die Überlegungen, auch den Neroberg durch eine Bahn zu erschließen.

Es gab eine Reihe von Interessenten. Schließlich erhielt der Baden-Badener Unternehmer Carl Rudolph auf seinen Antrag vom 26. August 1886 hin die Konzession zum Betrieb einer „Drahtseil-Zahnstangen-Bahn“ (...), am 25. September 1888 konnte die feierliche Eröffnung erfolgen. (...). Bei der Aufstellung der Baukosten gab es (allerdings) lange Gesichter: An Stelle der ursprünglich veranschlagten Bausumme von 100.000 Mark kletterten die Kosten auf 222.352 Mark.

Technisch interessant ist, dass die Drahtseil-Zahnstangen-Bauart ausschließlich durch Wasserballast angetrieben wird. In den Tank des in der Bergstation stehenden



Abb. 4: Die Nerobergbahn – das *schrägste Wahrzeichen* Wiesbadens

Wagens wird jeweils nur so viel Wasser eingelassen, wie erforderlich ist, um den anderen Wagen nebst Fahrgästen aus der Talstation hinaufzuziehen. Die Nerobergbahn überwindet auf einer Länge von 438 m und einer durchschnittlichen Steigung von 19% einen Höhenunterschied von 83 m. (...).

Zum 1. April 1925 ging der Betrieb auf die Stadt Wiesbaden über, die die Bahn 1942 den neu gegründeten Stadtwerken Wiesbaden AG übertrug. Den Zweiten Weltkrieg überstand die Bergbahn ohne größere Schäden. Nach Kriegsende beschlagnahmten die amerikanischen Besatzungstruppen die Anlage. Deutsche durften erst 1947 wieder mitfahren. In den nächsten Jahren führte die Bahn im hinteren Nerotal mehr oder weniger ein Schattendasein. Erst allmählich setzte sich die Überzeugung durch, dass sie ein prägendes Denkmal der Stadt- und Technikgeschichte darstelle. Inzwischen steht die Gesamtanlage unter Denkmalschutz des Landes Hessen. (...).

1998 bildete sich ein *Verein der Freunde und Förderer der Nerobergbahn*. (...). Der Jahresabschluss 2010 wies eine Sensation aus: Aufgrund einer günstigen Kalenderkonstellation, Karfreitag ist traditioneller Saison-Eröffnungstag, weiter steigenden Publikumsinteresses und nicht zuletzt des Engagements der Mitarbeiter übersprang die Zahl der Beförderten die 250.000er-Marke.“ Ohne Zweifel gehören die Nerobergbahn und das Nerobergbahnfest heute zu den beliebtesten Attraktionen Wiesbadens.

Zu einem weiteren Wahrzeichen Wiesbaden hat sich seit ihrem Bestehen die im Volksmund „**Griechische Kapelle**“ genannte Russisch-orthodoxe Kirche der heiligen Elisabeth entwickelt. Ihre Entstehungsgeschichte skizziert Rolf Faber im SLW (Internetlink „Russisch-orthodoxe Kirche der heiligen Elisabeth“) wie folgt: „Die Russisch-orthodoxe Kirche der heiligen Elisabeth auf dem Neroberg, ein Bau des romantischen Historismus, entstand 1846–55 als Grabeskirche für die am 28.01.1845 im Kindbett verstorbene Herzogin Elisabeth zu Nassau. Das Geld für den Bau der Kirche bezog der Herzog mit dem Einverständnis des Zaren Nikolaus I. aus ihrer Mitgift. Mit der Bauaufgabe wurde der Baumeister Philipp Hoffmann betraut. Im Winter 1846/47 führte ihn eine achtwöchige Reise nach St. Petersburg und Moskau, wo er sich vor allem neben der zeitgenössischen auch der russischen Kirchenarchitektur der Renaissance widmete. Zwei weitere Reisen führten ihn 1849/50 und 1852 nach Italien, um dort die Innenausstattung von Kirchenräumen zu studieren und zugleich Aufträge für die Wiesbadener Kirche zu erteilen. Den Bau der Russisch-orthodoxen Kirche plante Hoffmann bis in jedes Detail außen wie innen selbst. Am 25.05.1855, nach siebenjähriger Bauzeit, wurde das Gotteshaus geweiht. Unter großer Anteilnahme der Wiesbadener Bevölkerung überführte man die Gebeine der Herzogin und ihrer Tochter aus der Kirche St. Bonifatius in die neue Russisch-orthodoxe Kirche.

Die Kirche aus hellem Sandstein ist ein Zentralbau mit fünf vergoldeten Kuppeln, die, von Laternen getragen, die typisch russische Zwiebelform aufweisen. Der Grundriss ist aus einem Quadrat mit eingeschriebenem griechischem Kreuz entwickelt. Die zentrale Kuppel befindet sich über dem mittleren Hauptraum, an den sich nach außen vier Seitenräume, die Kreuzarme, anschließen. Vier kleinere Kuppeln befinden

sich über den Ecktürmen. Der Bildhauer Emil Alexander Hopfgarten fertigte die Medaillons über den beiden Eingängen. Der mit Marmor verkleidete Kirchenraum ist überaus reich ausgestattet und dekoriert. Dem Eingang gegenüber befindet sich die dreigeschossige Ikonostase (Ikonenwand), die den Versammlungsraum der Gemeinde vom Altarraum trennt. Auch die Gestaltung der Ikonostase geht auf Hoffmann zurück, die Gemälde (Ikonen) schuf Carl Timoleon von Neff. Die Fresken der Kuppel malte August Hopfgarten (1807–1896) aus Berlin, ein Vetter Emil Alexander Hopfgartens. An den nördlichen Seitenraum schließt ein polygonaler Anbau an, in dem der Kenotaph der Herzogin



Abb. 5: Die „Griechische Kapelle“ auf dem Neroberg in Wiesbaden

aus weißem Carraramarmor steht, geschaffen von Hopfgarten in Anlehnung an das Grabdenkmal Christian Daniel Rauchs für Königin Luise von Preußen. Den Kenotaph mit der liegenden Figur der Herzogin zieren die Figuren der zwölf Apostel und, in den Ecken, vier weibliche Figuren, die Glaube, Hoffnung, Liebe und Unsterblichkeit symbolisieren. Die eigentliche Ruhestätte der Herzogin und ihrer Tochter befindet sich in der Gruft darunter. Nordöstlich der Kirche wurden 1855/56 auch ein Küsterhaus und der Russische Friedhof nach Plänen von Hoffmann erbaut bzw. angelegt.

Die Kirche wurde zum Zentrum der seit 1844 existierenden russisch-orthodoxen Gemeinde und der russischen Kurgäste. Eine dauerhafte Gemeinde entstand erst in den 1920er-Jahren, als viele russische Emigranten in Folge der Russischen Revolution und der Machtergreifung der Kommunisten nach Deutschland kamen. Seit 1936 gehört die Kirche zur Russisch-Orthodoxen Diözese von Berlin und Deutschland. In den 1990er-Jahren wurde das Innere der Kirche vollständig restauriert; 2007 wurden

anlässlich des in Wiesbaden stattfindenden „Petersburger Dialogs“ und des deutsch-russischen Gipfels die Kuppeln neu vergoldet.“

Auf unserem Rückweg durch die Nerotal-Anlagen waren ursprünglich Abstecher über Heinrichsberg und Kapellenstraße zum Hotel Klemm (Jugendstilfassade) und Dambachtal (Nr. 20 – Jugendstilvilla) geplant. Angesichts der fortgeschrittenen Zeit mussten hier Programmabstriche gemacht werden. Vielmehr wurde mit dem **Kochbrunnen** auf direktem Weg eine Attraktion angesteuert, die für die Stadtgeschichte Wiesbadens von besonderer Bedeutung ist.

Witigo Stengel-Rutkowski schreibt im SLW (Internetlink „Kochbrunnen“): „Wiesbaden ist mit Thermalwasser von 65° C bis mehr als 70° C der „heißeste“ Ort in Hessen und nur einer von wenigen anderen mit ähnlicher Wassertemperatur in Deutschland und seinen Nachbarländern. Das Thermalwasser ist vor allem durch die 47 m bis 125 m tiefen Bohrbrunnen Kochbrunnen, Salmquelle, Adlerquelle und Schützenhofquelle gefasst. Der etwas abgelegene Faulbrunnen enthält zwar auch Thermalwasser, ist jedoch nicht warm genug, um den Namen „Thermalquelle“ zu führen. Außerdem gibt es noch rund 20 flach gefasste Thermalquellen, die aber in der Regel auf privaten Grundstücken liegen und nicht zugänglich sind. Einzige Ausnahme unter ihnen ist der Bäckerbrunnen, der früher von mehreren flachen Quellen gespeist wurde, dem seit den 1930er Jahren aber Thermalmischwasser zugeführt wird. Im August 2011 wurde auch die lange Zeit verwaehrte Drei-Lilien-Quelle nach ihrer Sanierung für die Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht. Der Kochbrunnen ist Wiesbadens bekannteste, schon in vorgeschichtlicher Zeit, vor allem aber von den Römern schon im ersten Jahrhundert nach Christus genutzte Therme. Ursprünglich nur als flacher Quelltümpel gefasst, wurde sie später mit einer Mauer umgeben.



Abb. 6: Der Kochbrunnen – bekannteste und heißeste Thermalquelle Wiesbadens

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde sie 1966 als Bohrbrunnen 43 m tief gefasst, um sie vor Verunreinigungen aus ihrer Umgebung zu schützen. Die Temperatur stieg dabei von 37° C auf 67,5° C. Da der Wasserspiegel 3,1 m über Gelände lag, wurde die Fassung als „Springer“ gestaltet. Die aus Granit bestehende Fassung wurde 1970 errichtet. (...).“

Natürlich wurde im nahe gelegenen Pavillon die Möglichkeit genutzt (nicht von allen!), eine Kostprobe des schwach nach Schwefelwasserstoff riechenden und stark salzig schmeckenden Quellwassers zu genießen, wobei nicht sicher ist, ob alle den Geschmack als Genuss empfunden haben mögen. Vielleicht war es in dieser Situation gut, dass sich während der anschließenden Mittagspause auf dem Dern'schen Gelände im Stadtzentrum Gelegenheit bot, sich mit vertrauteren Essens- und vor allem Getränkenuancen für das Nachmittagsprogramm zu stärken.

Dieses begann mit der Besichtigung eines weiteren Wahrzeichens der Stadt: der **Marktkirche**, zu deren kunstgeschichtlichen Besonderheiten Dr. Pfeiffer zunächst eine kurze Einführung gab. Er konnte sich dabei auf die Darstellungen von Gottfried Kiesow stützen, der im SLW (Internetlink „Marktkirche“) wie folgt zusammenfasst: „Die 1852 bis 1862 erbaute Marktkirche ist die älteste der vier evangelischen Kirchen der bis zum Ersten Weltkrieg entstandenen Kernstadt und konnte 2012 ihr 150-jähriges Bestehen feiern. Sie ist die Nachfolgerin der am 27. Juli 1850 niedergebrannten alten Mauritiuskirche, deren Anfänge bis in das frühe Mittelalter zurückreichen. Die Kirchengemeinde erteilte am 26. Januar 1851 dem nassauischen Baurat Carl Boos den Auftrag, einen Bauplatz für die neue „evangelische Hauptkirche“ zu suchen, für den er drei Vorschläge machte: 1. den Weinberg hinter dem Schützenhof, 2. den heutigen Platz auf dem damals Neuer Markt, später Schlossplatz genannten Gelände, 3. die alte Stelle am heutigen Mauritiusplatz. Letztere schied jedoch aus, da das Gelände für einen deutlich größeren Neubau nicht ausgereicht hätte, denn die Zahl der Einwohner Wiesbadens war inzwischen von circa 2.500 im Jahr 1800 auf circa 13.000 Einwohner im Jahr 1850 angestiegen, von denen die meisten evangelische Christen waren. Der Kirchenvorstand entschied sich mit den sechs Stimmen der Laien gegen die fünf Stimmen der Geistlichen für den heutigen Standort. Die Geistlichen und Boos selbst hatten den Weinberg favorisiert, wo sich die Kirche ihrer Ansicht nach in hervorragender Lage, die Stadt beherrschend, befunden hätte. Die Laien jedoch bevorzugten die bequemer zugängliche Lage in der Stadtmitte.“

Da Carl Boos durch den Bau des Ministerialgebäudes inzwischen so renommiert war, erteilte man ihm den Auftrag direkt und ließ ihm bei der baukünstlerischen Gestaltung der Kirche weitgehend freie Hand. Gefordert wurden jedoch die „in akustischer Hinsicht bewährte Basilikaform“ und ein hoher Turm, der „die Würde der Kirche als Landesdom“ verdeutlichen sollte. Am 14. Januar 1852 wurden seine Pläne genehmigt, im März 1852 wurde mit dem Ausschachten der Fundamente begonnen. Am 22. September 1853 wurde durch Herzog Adolf von Nassau der Grundstein gelegt, 1857 war der Innenausbau abgeschlossen und am 13. November 1862 wurde die neue



Abb. 7: Die neugotische Marktkirche in Wiesbaden

achten. Boos persönlich legte ihm die Pläne vor. In seinem Gutachten lehnte Hübsch die gotischen Bauformen und den Backsteinbau als ortsfremd ab und plädierte für den frühchristlichen Rundbogenstil. Auch schien ihm der Turm zu hoch. Am Ende seines Gutachtens, aus dem der Kunsthistoriker Clemens Weiler zitiert, heißt es jedoch, er zweifele nicht daran, „daß Herr Baurat Boos, dessen Tüchtigkeit ich hoch schätze, auch in seiner nunmehr begonnenen Weise eine schöne Kirche hinstellen werde“.

Boos ließ sich durch die Einwände des zehn Jahre älteren, noch ganz dem Klassizismus verhafteten Kollegen nicht beirren, sondern erhöhte den Hauptturm um weitere 60 Fuß auf 300 Fuß (etwa 92 Meter). Dass er fünf Türme wählte, geht auf die frühgotische Stiftskirche in Limburg zurück, die 1827 zum Dom des neu geschaffenen Bistums Limburg erhoben wurde und deren fünf Türme 1863 um weitere zwei vermehrt wur-

Kirche geweiht. Zunächst hatte Boos einen Bau aus Natursteinen vorgesehen, dann aber einen Backsteinbau vorgeschlagen, „wegen der Billigkeit, Schönheit und Dauerhaftigkeit“. Er sandte seinen Bauleiter Alexander Fach nach Berlin, um an der nach Plänen von Karl Friedrich Schinkel (1781–1841) zwischen 1824 und 1830 erbauten Friedrichswerderschen Kirche den Ziegelrohbau zu studieren.

In Wiesbaden gab es auch damals schon Kritiker, die Neuerungen bekämpften. Fragen wie die nach dem Baumaterial und dem Baustil der geplanten Kirche wurden durchaus kontrovers diskutiert. Schließlich bat die Landesregierung im Herbst 1854 den zur Kur in Wiesbaden weilenden badischen Architekten Heinrich Hübsch (1795–1863) um ein Gut-

den. Durch die turmreich bewegte Silhouette wirkt die Marktkirche gotischer als ihr Vorbild, die Friedrichswerdersche Kirche in Berlin, bei der Schinkel als Klassizist die Türme für die Glocken zwar benötigte, sie aber sehr niedrig konzipierte.

Doch wie die Kirche Schinkels gehört auch das Werk von Carl Boos noch jener romantischen Baukunst an, die klassizistisches Baumassengefühl und klassizistische Ornamentik mit neugotischen Formen verbindet. So sind bei der Marktkirche die Dächer flach geneigt und hinter Maßwerkgalerien versteckt, während die mittelalterliche Gotik hohe Dächer liebte. Auch ist die gesamte Ornamentik des Hauptportals, der Emporen und der Ausstattung noch klassizistisch. Die gotischen Formen verteidigte Boos mit den Worten, dass sie „die Schwere des Materials überwinden, den Beschauer mit in die Höhe ziehen oder sein bescheidenes Dasein in Demut fühlen lassen“ würden und „das christliche Empfinden voll zum Ausdruck“ brächten. Boos beabsichtigte aber keine sklavische Nachahmung der Gotik, da er „die Bildung seiner Zeit mehr in klassischen Studien als in einer sich abschließenden religiösen Gefühlsrichtung“ begründet sah. Dies bringt der Bau auch außen wie innen in seiner Ausgewogenheit von klassizistischen und gotischen Gestaltungsprinzipien zum Ausdruck. Die heutige Farbigkeit des Innenraums der Marktkirche wurde in den 1960er-Jahren nach der ursprünglichen rekonstruiert, die nach Boos' eigenen Worten in einem „lichtgrau-röthlichen Ton“ gehalten war, nur durch „das Weiss der Kapitäle und Ornamente“ unterbrochen. Die prächtigen gebrannten Tonornamente, „Terrakotten“, am Außenbau, insbesondere am Hauptportal, wurden nach Entwürfen Boos' in der „Thonwaren- und Fayencefabrik“ von Johann Jacob Höppli hergestellt. (...).

Die originalen Fenster der Marktkirche sind bei der Bombardierung Wiesbadens am 2./3. Februar 1945 zerstört worden. Die vorhandenen farbigen Chorfenster entstanden nach dem Zweiten Weltkrieg, das mittlere, eine Auferstehung Christi, zwischen 1947 und 1949 nach einem Entwurf der Frankfurter Künstlerin Lina von Schauroth (1874–1970), die beiden seitlichen, die Geburt Christi 1955 und die Kreuzigung 1960 nach Plänen des Malers Rudolf Kattner. Im Jahr des 150-jährigen Jubiläums 2012 erhielt die Marktkirche drei neue Fenster im südlichen Seitenschiff, die von dem Wiesbadener Künstler Karl-Martin Hartmann (*1948) entworfen und in den Derrix Glasstudios in Taunusstein hergestellt wurden. Die im wahrsten Sinne des Wortes vielschichtigen Fenster spannen in Wort und Bild den Bogen von der Schöpfungsgeschichte über Martin Luther bis in die Gegenwart.

Die Marktkirche in Wiesbaden ist der erste monumentale Backsteinbau Nassaus und gemeinsam mit Schinkels Friedrichswerderscher Kirche in Berlin das bedeutendste Zeugnis für den neugotischen Kirchenbau im romantischen Historismus Deutschlands. Sie ist deshalb zu einem Baudenkmal von besonderer kultureller nationaler Bedeutung erklärt worden.“

Direkt der Marktkirche gegenüber befindet sich das ehemalige Residenzschloss der nassauischen Herzöge, dem Georg Schmidt-von-Rhein im SLW (Internetlink „Stadt-schloss“) folgenden Beitrag widmet: „Das Residenzschloss der nassauischen Herzöge,

heute Sitz des Hessischen Landtags, wurde von 1837–42 nach Plänen des Darmstädter Architekten Georg Moller im klassizistischen Stil auf historischem Grund in Wiesbadens Mitte errichtet. 1840 war das Stadtschloss im Äußeren vollendet, 1843 auch der Innenausbau abgeschlossen. Bauleiter vor Ort war Richard Goerz, seit 1840 Hofbaumeister.

Für das neu gegründete Herzogtum Nassau (1806) waren die vorhandenen Gebäude der Burg und des Ende des 16. Jahrhunderts erbauten und nochmals erweiterten Renaissanceschlusses weder ausreichend noch genügend repräsentativ. Herzog Wilhelm plante deshalb schon bald nach seinem Amtsantritt sowohl den Bau eines gesonderten Ministerialgebäudes (Regierungsgebäude) als auch eines neuen Stadtschlusses. Zunächst bestand die Absicht, das Stadtschloss in der gedachten Sichtachse zur Biebricher Residenz am nördlichen Rand des Luisenplatzes zu errichten, wo heute die Kirche St. Bonifatius steht. Hier hätte man frei im Barockstil absolutistischer Herrscher bauen können. Der aufgeklärte Herzog Wilhelm wählte jedoch, sicher auch im Hinblick auf den historischen Bezug, den Standort nahe der alten nassauischen Burg inmitten der Stadt. Architekt Moller musste auf dem freigelegten Eckgrundstück den Neubau so in die Front der bereits bestehenden Gebäude einpassen, dass eine der Bürgerschaft zugewandte und das offene Wesen der Nassauer Herrscher dokumentierende Schlossanlage entstand. Diese sollte ausschließlich Wohn- und Repräsentationszwecken der herzoglichen Familie dienen. Herzog Wilhelm verstarb 1839 vor der Fertigstellung des Schlosses. Erst sein Sohn Herzog Adolph zu Nassau konnte Ende 1842 die nassauische Residenz von Biebrich in das neue Stadtschloss verlegen.



Abb. 8: Früher Residenzschloss der nassauischen Herzöge – heute Hessischer Landtag (Quelle: Martin Kraft//photo.martinkraft.com, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Stadtschloss_Wiesbaden.jpg, CC BY-SA 3.0)

Moller gelang mit der diagonalen Erschließung des Grundstücks eine originelle Lösung. Der Hauptbau mit Sockel- und Erdgeschoss, zwei Obergeschossen und einer abschließenden Attika besteht aus zwei stumpfwinklig angeordneten, neunachsigen Flügeln an Schlossplatz und Marktstraße, die einen halbrund hervortretenden Mittelrisalit flankieren. In der jeweils äußeren Achse der Flügel liegt eine Einfahrt. Wird das erste Obergeschoss des Hauptbaus durch aufwendigere Gestaltung als Beletage hervorgehoben, so wird der Mittelrisalit durch den nur zu repräsentativen Anlässen benutzten Eingang und einen auf sechs Säulen ruhenden Altan (d. h. einen balkonartigen Anbau) sowie durch das über dem mittleren Fenster des ersten Obergeschosses angebrachte nassauische Wappen ausgezeichnet. (...).

Gegenüber der eher schlichten Gestaltung der Hauptfassade war die Innenausstattung des Schlosses außerordentlich prächtig. Hiervon zeugen die erhaltenen historischen Räume und Säle. Zahlreiche Künstler, Kunsthandwerker und Handwerker waren beteiligt. Hervorzuheben sind der Möbelfabrikant und Raumausstatter Anton Bembé und die Dekorationsmaler und Brüder Ludwig und Friedrich Wilhelm Pose, die die Räume des Schlosses erfindungsreich mit Arabesken und Blumenmalereien schmückten. So wurde z. B. der ursprüngliche Tanzsaal (heute Kleiner Saal) mit Darstellungen pompejanischer Tänzerinnen ausgemalt. Zu nennen sind ferner die Bildhauer Johann Baptist Scholl, der unter anderem das nassauische Wappen schuf, und Ludwig Schwanthaler, von dessen Hand die Götterstatuen im Großen Treppenhaus und im Vestibül sowie die Statuen der „Spanischen Tänzerinnen“ im großen Speisesaal herrühren. Die kunstvolle Gestaltung der Decken durch Schattenmalerei und die in immer neuen Mustern gestalteten Intarsienfußböden aus unterschiedlichsten, kostbaren Hölzern oder verschiedenfarbigem Marmor erlauben einen intensiven Einblick in die Handwerkskunst jener Zeit.

Nach der Annexion Nassaus (1866) diente das Schloss als herrschaftlicher Sitz für die Hohenzollern, wenn sie alljährlich in Wiesbaden weilten. Ihnen ist es zu verdanken, dass sie dabei das nassauische Ambiente und die ehemaligen Insignien, insbesondere die nassauischen Wappen, unangetastet ließen. 1918 übernahm die französische und 1925 die britische Besatzungsmacht die Regierungsgewalt in Wiesbaden. 1930 kam das Schloss in den Besitz der preußischen Schlösserverwaltung und wurde bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs museal genutzt. Während des Krieges war das Schloss Sitz eines Generalkommandos der Wehrmacht. Bei einem Bombenangriff auf Wiesbaden im Februar 1945 schwer beschädigt, wurde das Gebäude nach seiner Wiederherstellung Sitz des am 01.12.1946 gewählten Hessischen Landtags. Veränderungen, Ergänzungen und Neubauten der letzten Jahrzehnte haben den alten Baubestand weitgehend unberührt gelassen. Sowohl die Fassade des Hauptbaus als auch die Innenräume aus nassauischer Zeit haben ihr historisches Ambiente bewahrt.“

Die Fortsetzung unseres Rundgangs führte zunächst zum Kurhaus mit dem vorgelegerten Bowling Green, dann weiter über die Wilhelmstraße bis zum Rhein-Main-Kongress-Center. Der ursprünglich geplante Besuch des gegenüberliegenden Muse-

Das **Wiesbadener Programm** bezeichnet Forderungen an den evangelischen Kirchenbau, die der Wiesbadener Pfarrer Emil Veesenmeyer ab 1890 in der nassauischen Kirchenzeitung *Das evangelische Gemeindeblatt* veröffentlichte. In diesem und in anderen Aufsätzen wandte er sich scharf gegen das Eisenacher Regulativ, in dem die deutschen Kirchenregierungen 1861 festgeschrieben hatten, dass ein evangelischer Kirchenneubau dem romanischen oder gotischen Vorbild zu folgen habe. In der Ausgabe No. 43 vom 30. Mai 1891 der *Deutschen Bauzeitung* machte deren Herausgeber, Karl Emil Otto Fritsch, in einem Beitrag über die „Dritte evangelische Kirche für Wiesbaden“ dieses Konzept im gesamten deutschsprachigen Raum bekannt. Verwirklicht wurden die Grundsätze des Wiesbadener Programms in vielen Kirchenbauten in Deutschland und der Schweiz vor allem in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Es entsprach vor allem der Forderung der Reformierten Kirchen, dass nicht eine bestimmte Formensprache, sondern die lebendige Gemeinde und die Predigt im Mittelpunkt zu stehen habe. (Quelle: https://de.wikipedia.org/wiki/Wiesbadener_Programm, auszugsweise)

ums Reinhard Ernst für moderne Kunst konnte leider nicht realisiert werden, da der bereits für 2022 (!) vorgesehene Eröffnungstermin seither mehrfach verschoben wurde und es auch jetzt noch nicht feststeht, wann sich die Tore öffnen werden.

So folgten wir der prachtvollen Rheinstraße zu unserem letzten Zielobjekt, der **Ringkirche**, der sich einmal mehr Gottfried Kiesow im SLW (Internetlink „Ringkirche“) ausführlich gewidmet hat. Er führt aus: „Die Ringkirche war die erste evangelische Kirche, die nach dem „Wiesbadener Programm“ errichtet wurde (vgl. Textfeld). Sie wurde am Ende der westlichen Rheinstraße an exponierter Stelle gebaut und stand zunächst einige Jahre frei. Die Bebauung des Rheingauviertels erfolgte erst nach der Fertigstellung der Ringkirche 1894.

Die innen wie außen weitgehend im Originalzustand erhaltene Ringkirche wurde in den Jahren 1892 bis 1894 als drittes evangelisches Gotteshaus nach der Marktkirche und der Bergkirche errichtet. Gab es 1860 in Wiesbaden 12.900 evangelische Gläubige, so stieg deren Zahl bis 1890 bereits auf 42.900 an, bedingt durch die Entstehung der Südstadt und des Kaiser-Friedrich-Rings. Die Bebauung des Rheingauviertels erfolgte erst nach Fertigstellung der Kirche, die zunächst während der Planungszeit den Namen „Reformationskirche“ trug, dann aber aufgrund ihrer Lage „Ringkirche“ genannt wurde. Für einige Jahre stand sie nach der Fertigstellung frei, ohne umgebende Wohnbebauung.

Architekt war Johannes Otzen, der als bedeutender Kirchenbauer in Hamburg und Berlin wirkte und in Wiesbaden bereits die Bergkirche errichtet hatte. Mit der Ringkirche verwirklichte er entschieden seine Vorstellung eines Zentralbaus und folgte dabei dem von Pfarrer Emil Veesenmeyer entwickelten so genannten Wiesbadener Programm, einem „Bauprogramm für eine konsequent gestaltete Predigtkirche“. Dieses forderte eine radikale Abkehr von der als Rückgriff auf gotische Basiliken gewählten lang gestreckten Form eines Prozessionsraumes in Verbindung mit einem separat ausgebildeten Chorraum. An deren Stelle sollte die Kirche als Versammlungsort der Gemeinde treten. Hier sollte die Einheit von Gemeinde und Klerus durch die Verein-



Abb. 9: Die Ringkirche, erster Kirchenbau des „Wiesbadener Programms“

heitlichung des Kirchenraumes zum Ausdruck kommen, die Feier des Abendmahls inmitten der Gemeinde vollzogen werden können und Altar, Kanzel sowie Orgel- und Sängertribüne räumlich zusammengefasst und im Angesicht der Gemeinde angebracht sein.

Die Ringkirche wurde in einer städtebaulich exponierten Lage am westlichen Ende und in der Sichtachse der 1,4 Kilometer langen und 45 Meter breiten Rheinstraße so platziert, dass sie diese beherrscht. Aus diesem Grund musste die Doppelturmfassade im Osten angeordnet werden, wodurch der Eindruck entsteht, ihr großes Portal sei der Haupteingang. Tatsächlich befindet sich hinter der repräsentativen Fassade anstelle eines ursprünglich geplanten Saales eine große Halle, die als Gedächtnishalle der Reformation ausgestaltet wurde. 2004 wurde sie zu einem Gemeindesaal umgestaltet. Für das Mauerwerk außen wurde über einem Sockel aus Basaltlava hellgelber Sandstein aus den Königsbacher Brüchen der Rheinpfalz verwendet, innen perlgrauer Pfälzer Sandstein. Als Vorbild für die Bauformen wählte Otzen die rheinische Spätromanik im Übergang zur Frühgotik. Im Grundriss besteht der Kirchenraum aus einem Quadrat, an das im Süden, Westen und Norden polygonale Seitenräume, so genannte Konchen, mit Emporen anschließen und das im Osten durch eine prächtig gestaltete Kanzelwand abgeschlossen wird. Man betritt den Raum durch einen Anbau an der Westkonche, wo man eher den Altarraum vermuten würde. Ein weit gespanntes Sternengewölbe überdeckt den stützenfreien Innenraum mit seinen heute circa 1000 Sitzplätzen, für die aufgrund des zum Altar hin abfallenden Fußbodens und der halb-kreisförmigen Anordnung der Sitzreihen eine hervorragende Sicht- und Hörqualität geschaffen worden ist.

Gemäß den Forderungen des Wiesbadener Programms sind im Osten der freistehende Altar, dahinter erhöht unter einem Baldachin die Kanzel und darüber, auf der polygonal ausgebildeten Sängereмпore, die von der Ludwigsburger Firma E. F. Walcker & Cie. gebaute Orgel angeordnet. Das Programm, das in der Ringkirche erstmals zur Anwendung kam, wurde in allen Punkten konsequent verwirklicht. Deutlich wird die Kritik an der Marktkirche, die, wie andere neugotische Kirchen nach dem 1861 verabschiedeten so genannten „Eisenacher Regulativ“, auch die mittelalterlich-katholische liturgische Raumgestalt übernahm.

Das Wiesbadener Programm stand im Mittelpunkt des ersten Kongresses für protestantischen Kirchenbau 1894 in Berlin, erfuhr dort Widerspruch, aber auch viel Anerkennung, vorwiegend von den „vom reformierten Geist beseelten unierten Gemeinden“. Für eine reformierte Kirche allerdings wären der steinerne Altar und die Statuen an der Sängereмпore, wie in der Ringkirche zu sehen, undenkbar. Wegen ihrer Auswirkung auf den evangelischen Kirchenbau gilt die Ringkirche als ein Baudenkmal von besonderer nationaler kultureller Bedeutung. Sie kehrte zu einer ureigensten Raumform zurück, wie sie bereits von George Bähr in der Dresdner Frauenkirche verwirklicht worden war.“

Mit dem Besuch der Ringkirche endete unser Stadtrundgang durch die hessische Landeshauptstadt. Das Abendprogramm bot Gelegenheit, sich von den Strapazen des Tages zu erholen. Bestens geeignet dazu erwies sich das *Weinhaus Wilhelmi*, bekannt für sein gemütliches Ambiente, dem u. a. im SWR am 13.01.2023 die Sendung „*Ein Wochenende in Mainz – Expedition in die Heimat*“ gewidmet wurde.

Sonntag, 21.05.: Führung in der Johanniskirche (Alter Dom) und Besichtigung des Doms St. Martin (Mainz)

Erstes Ziel des Sonntagsprogramms war die Mainzer **Johanniskirche**. Für eine brillante sachkundige Führung konnte Thomas Metz, ehemaliger Direktor der Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz (GDKE), gewonnen werden, der uns in die Baugeschichte einführte und die architektonischen Aspekte des Kirchenbaus erläuterte. Demnach ist die Johanniskirche nicht nur die älteste Kirche in Mainz, sondern nach dem Trierer Dom die zweitälteste erhaltene Bischofskirche auf deutschem Boden und der einzige erhaltene Dombau aus merowingischer, spätkarolingischer und frühottonischer Zeit in Deutschland. Seit ihrer Weihe im Jahr 910 bis zur Weihe des etwas weiter östlich gelegenen Mainzer Doms 1036 war sie die Bischofskirche des Erzbistums Mainz und wurde deshalb später auch als *Aldedu(o)m* (Alter Dom) bezeichnet.

Wann das Christentum in *Mogontiacum*, dem römischen Mainz, erstmals Fuß fasste, lässt sich nicht eindeutig feststellen. Als Stand der Forschung gilt, dass es für die Zeit vor der Konstantinischen Wende weder Hinweise auf ein wie auch immer organisiertes Christentum noch auf christliche Märtyrer in *Mogontiacum* gibt. Erst mit Sidonius († nach 580) gibt es Mitte des 6. Jahrhunderts einen auch historisch belegten Bischof von Mainz. Historiker nehmen jedoch eine organisierte und unter Leitung

eines Bischofs stehende Kirchengemeinde bereits um die Mitte des 4. Jahrhunderts an. Der erste gesicherte Hinweis auf eine in *Mogontiacum* bestehende größere christliche Gemeinde datiert auf das Jahr 368. Ammianus Marcellinus berichtet im Zusammenhang mit dem Einfall der Alamannen unter Rando von einer großen Anzahl von Christen, die sich zu einem Kirchenfest versammelt hatten und teilweise von den Alamannen verschleppt wurden.

Zur gleichen Zeit wird auch die Existenz einer Bischofskirche angenommen, die sich vermutlich im Bereich der heutigen Johanniskirche befand. Der Standort einer offiziellen römischen Bischofskirche sowie deren Entstehungszeit sind jedoch nach wie vor unklar und werden in Fachkreisen kontrovers diskutiert. Relativ sicher ist, dass diese Kirche nicht auf dem jetzigen Domgelände gestanden haben kann. Unter der nahe gelegenen Johanniskirche brachten Ausgrabungen in den Jahren 1905 und 1950/51 u. a. Fundamente eines spätrömischen Bauwerks zum Vorschein. Diese konnten aber nicht eindeutig einem kirchlich genutzten Gebäude zugeordnet werden. Trotzdem wurden diese Fundamente seitdem des Öfteren als Überreste der ersten Bischofskirche interpretiert. Als mögliche Entstehungszeit wurde der Zeitraum nach 350 und vor 368 angesehen.

Das christliche Gemeindeleben kam zur Zeit der Völkerwanderung zum Erliegen. Erst unter Bischof Sidonius wurde wieder kirchliches Leben in Mainz möglich. Der Dichter Venantius Fortunatus schildert, wie Sidonius Kirchenbauten erneuerte. Dies



Abb. 10: Die Johanniskirche in Mainz, im Hintergrund der Dom St. Martin

ist der älteste Bericht über Kirchenbaumaßnahmen in Mainz und gleichzeitig ein Beleg, dass es zuvor schon Kirchen gegeben hatte.

Ende des 8. Jahrhunderts ging nach der Beisetzung einiger Reliquien des Hl. Bonifatius durch Bischof Lul im Jahr 754 das Patrozinium auf Bonifatius über. Bereits 823 wird eine *Bonifatiuskapelle bei der Marienkirche* genannt. Da das Reliquiengrab des Hl. Bonifatius noch Ende des 18. Jahrhunderts ausdrücklich als in St. Johannis befindlich genannt wird, könnte die Bonifatiuskapelle bereits 754, spätestens aber 910, ein baulich nicht selbständiger Teil der späteren Johanniskirche gewesen sein. Literarisch bezeugt ist der Bau einer Taufkirche in Mainz unter Bischof Sidonius im 6. Jahrhundert, deren Patrozinium bei der Weihe der neuen Kathedrale auf die alte übertragen wurde. Da kein Wechsel des Bistumpatrons St. Martin in der zweiten Hälfte des 1. Jahrtausends anzunehmen ist, kommt auch der Hl. Martin als Patron in Betracht, zumal das Mainzer Domkapitel noch im 18. Jahrhundert am Martinstag in St. Johannis einen Gottesdienst feierte.

Unter Erzbischof Hatto I. (* um 850; † 15. Mai 913) entsteht ab etwa 900 die damalige Domkirche (die heutige Johanniskirche) neu. Diese Kirche war als Kathedralkirche des Bistums Mainz zunächst dem Heiligen Martin von Tours geweiht. Nach 975 ließ Erzbischof Willigis östlich der bestehenden Kathedrale einen Kathedralneubau errichten, den neuen Mainzer Dom. Der Neubau wurde 1036 ebenfalls dem Heiligen Martin geweiht. Die gesamte Ausstattung und die Pfründe des Domkapitels wurden von der alten Kathedrale, die in den nächsten Jahrhunderten als *Aldedu(o)m*, also als Alter Dom bezeichnet wurde, in die neue Kirche übertragen. Nach der Kirchweihe des Neubaus wurde im Alten Dom ein Kanonikerstift eingerichtet. Erst für das Jahr 1128 ist für den Alten Dom das Patrozinium von Johannes dem Täufer schriftlich überliefert, doch dürfte es bereits 1036 eingerichtet worden sein. König Heinrich wurde 1002 im Alten Dom zum König gekrönt und Erzbischof Erkanbald fand hier 1021 seine letzte Ruhestätte. Wohl wegen der schlechten Fundamentierung wurde zu romanischer Zeit das Querhaus abgebrochen und die Vierung zu einem Langhausjoch umgestaltet. Mitte des 13. Jahrhunderts war die Johanniskirche in einem so schlechten Zustand, dass von Papst Gregor IX. ein Ablass zugunsten der Kirche gewährt wurde. Doch erst im 14. Jahrhundert wurde mit größeren Baumaßnahmen begonnen: Anstelle des Westchors entstand ein hoher gotischer Anbau.

Größere Veränderungen erfolgten dann in der Barockzeit: 1685 wurde der Fußboden um mehr als 2 m aufgeschüttet und ein hölzernes Kreuzgratgewölbe eingezogen. 1737 wurde die Ostapsis abgebrochen und stattdessen ein Portal eingefügt. Im Jahr 1767 brannte das Paradies nieder, ein gedeckter Verbindungsgang zwischen Johanniskirche und Dom. Mit der französischen Besetzung 1792 endete die Nutzung als Stiftskirche. Das Gebäude wurde als Lager und für militärische Zwecke gebraucht. Schließlich wurde das Stift auch formal mit dem Reichsdeputationshauptschluss aufgelöst. Im Jahr 1828 wurde die Johanniskirche der evangelischen Gemeinde zur Verfügung gestellt. Aufwendige Wiederherstellungsarbeiten waren die Folge. Der Kreuzgang im

Norden der Kirche ging verloren, das Ostportal und die Seitenschiffarkaden wurden zugemauert. Die abgetrennten Seitenschiffe wurden umgenutzt und zum Teil vermietet. 1830 konnte die Kirche eingeweiht werden.

Ab 1906 erfuhr das Kircheninnere eine grundlegende Umgestaltung im Jugendstil, nachmittelalterliche Einbauten wurden entfernt, eine neue Portalanlage im Osten angefügt und die Seitenschiffe neu gestaltet. Auch die komplette Inneneinrichtung wurde als Gesamtkunstwerk verändert. Noch vor Beendigung aller geplanten Baumaßnahmen brannte die Kirche aber nach einem Luftangriff auf Mainz im August 1942 völlig aus. Das Gebäude war so stark beschädigt, dass ihr Abriss zwar erwogen, aber nicht durchgeführt wurde. Den Wiederaufbau leitete der Darmstädter Architekt Karl Gruber, der sich in seinem Entwurf am Idealbild des ursprünglichen spätkarolingischen Kirchenbaus Hattos orientierte, sich bei der Realisierung aber zahlreichen Schwierigkeiten ausgesetzt sah. Wohl aus Geldmangel wurde das schon im Mittelalter verlorengegangene Querhaus nicht rekonstruiert. Die Tieferlegung des Fußbodens auf ihr ursprüngliches Niveau scheiterte aus statischen Gründen wegen der mangelhaften alten Fundamente. Die barocken Holzgewölbe wurden nicht rekonstruiert, stattdessen ließ Gruber eine hölzerne Spitztonne einziehen, die der ursprünglichen Raumwirkung eines offenen Dachstuhls nahekommt und zum hohen gotischen Westchor vermittelt. Am 9. Dezember 1956 wurde die Johanniskirche nach der Renovierung wieder eingeweiht. 2009/10 wurden erneut umfangreiche Renovierungsarbeiten an Dachstuhl und Mauerwerk des Gebäudes durchgeführt.

Bedeutende archäologische Funde wurden ab Mitte des Jahres 2013 gemacht, als in der Kirche eine Fußbodenheizung eingebaut werden sollte. In Vorbereitung dieser Baumaßnahme begannen archäologische Ausgrabungen, die zunehmend umfangreicher wurden. Dabei wurden Reste der Bausubstanz von Vorgängerbauten bis hin zur römischen Zeit gefunden. Auf ein nicht weiter identifizierbares römisches Bauwerk aus dem 1. Jahrhundert folgte ein in spätrömischer Zeit errichteter größerer Bau mit einer Nord-Süd-Ausdehnung von ca. 20 Metern. Dieses Bauwerk, dem auch drei in der Nähe gefundene Pfeilersockel zugeordnet werden, stürzte gegen Ende der römischen Zeit ein, wobei sich das eingestürzte Ziegeldach bei den Ausgrabungen 2015 noch *in situ* befand. Aus der gleichen Epoche stammen wahrscheinlich Fragmente eines Grabsteins mit frühchristlichem Motivschmuck und Resten der Inschrift. Weiteres, bis zu 10 Meter aufgehendes Mauerwerk eines nachfolgenden Bauwerks wurde von Archäologen und Bauforschern in die folgenden Epochen der Merowinger- und Karolingerzeit datiert. Seit Mitte 2017 ist das Innere der Kirche vollständig entkernt. Die Grabungen sind mehrere Meter unter das letzte Fußboden-Niveau vorangetrieben worden und dauern derzeit noch an (2023).

Mit Rücksicht auf die Vorbereitungen für den Gottesdienst konnte unser Besuch leider nicht zeitlich ausgeweitet werden. So verblieb am Spätvormittag noch etwas Zeit für einen Bummel am Stresemann-Ufer entlang des Rheins in Erwartung der Mittagspause im Restaurant *Hof Ehrenfels*, das uns bereits von der Exkursion 2019 bekannt



Abb. 11: Mittagspause im Bistrorante L'Angolo

war. Die Planung brach jedoch durch einen unerwarteten Anruf zusammen mit der Mitteilung, dass durch einen Kurzschluss die gesamte Küche des Hauses ausgefallen und eine kurzfristige Reparatur ausgeschlossen sei. In dieser Situation innerhalb einer halben Stunde eine neue Möglichkeit zur Versorgung einer Gruppe von 35 Personen zu finden, verlangte mehr als nur gute Ortskenntnis. Es war wohl dem besonderen Verhandlungsgeschick von Birgit Szöcs zu verdanken, dass wir mit dem *Bistrorante L'Angolo* (Ecke Augustinerstraße/Weintorstraße) einen geradezu idealen Ersatz fanden, zudem noch auf der angenehm beschatteten Freiterrasse, die angesichts der inzwischen hochsommerlichen Temperaturen erholsame Entspannung ermöglichte.

In dieser Situation war es nicht ganz einfach, die Gruppe für einen weiteren Kirchenbesuch zu motivieren. Allerdings war die vorgesehene Besichtigung des **Mainzer Doms St. Martin** unter (einmal mehr) sachkundiger Führung von Dr. Pfeiffer Anreiz genug, die Mittagsmüdigkeit zu überwinden und sich auf seine Erläuterungen zu konzentrieren. Festzuhalten ist, dass der Mainzer Dom, neben Worms und Speyer, zu den drei rheinischen Kaiserdomen zählt. Sie gelten als Höhepunkt der deutschen Romanik (920–1250), denn in ihnen sammeln sich alle wesentlichen Bauformen- und Tendenzen dieser Stilepoche. Im Detail betrachtet bietet sich indessen im Mainzer Dom ein buntes Bild verschiedener Bauteile, die zu unterschiedlichen Zeiten errichtet wurden. Der Dom hat im Laufe der Jahrhunderte sein Gesicht immer wieder geändert, verursacht durch Brände, durch Unwetter, durch Kriege, aber auch durch bewusste Gestaltung von Um- und Erweiterungsbauten unter dem Einfluss zeitgemäßen Stilempfindens.

Auf die Frage nach den Ursprüngen der Mainzer Bischofskirche gibt es leider keine definitive Antwort, da sowohl die spärlichen schriftlichen als auch die archäologi-

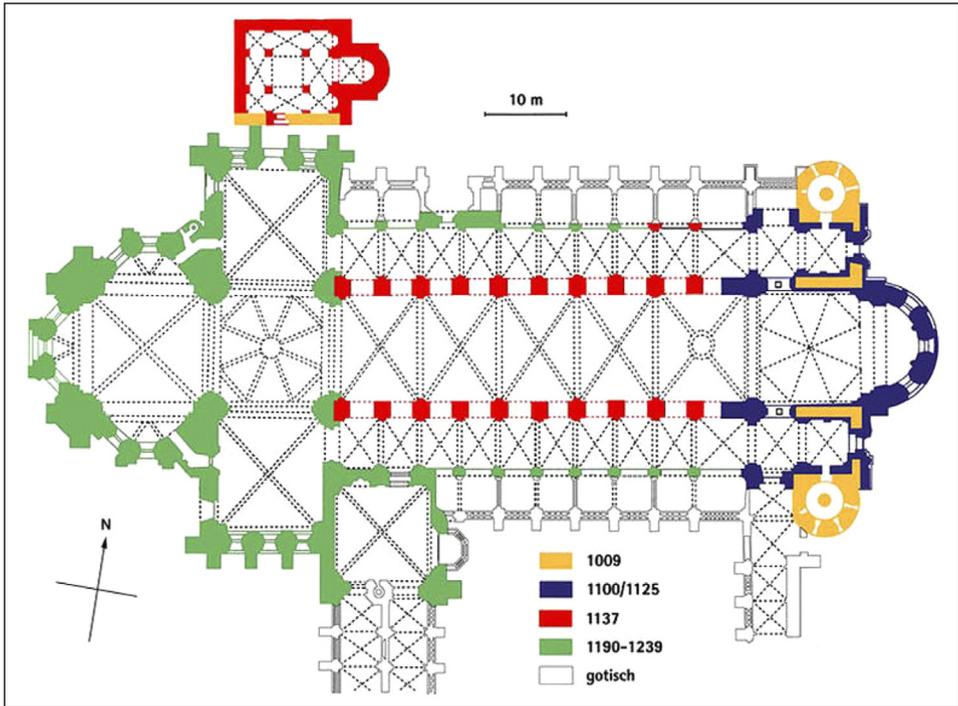


Abb. 12: Die Bauphasen des Mainzer Doms 1009–1239 (Quelle: <https://www.1000-jahre-mainzer-dom.de/geschichte/baugeschichte.html>, autorisiert)

schen Quellen keine konkrete Aussage zulassen. Einen Bischof gab es in Mainz schon in spätrömischer Zeit. Sein Name war Martinus und er ist erstmals um 342/343 nachweisbar. In nachrömischer Zeit wird erst mit Sidonius (gestorben um 580) wieder ein Bischof namentlich erwähnt, wobei davon ausgegangen werden kann, dass Sidonius über eine Bischofskirche verfügte. Wo sich diese allerdings befand, kann heute nicht mehr nachvollzogen werden. Es gibt nur eine schriftliche Quelle, die bezeugt, dass Sidonius nach 533 eine hochräumige Taufkirche hat bauen lassen.

Erst Ende des 9./Anfang des 10. Jahrhunderts verweisen schriftliche Quellen auf eine Bautätigkeit unter Erzbischof Hatto I. (891–913), jedoch ist dabei unklar, welches Bauwerk er in Auftrag gegeben haben könnte. Vertreter der so genannten „Mainzer These“ sind der Meinung, dass Hatto I. um 900 einen neuen Dom bauen ließ, der heute noch z. T. in der Kirche St. Johannes westlich der Kathedrale überkommen ist. Doch diese traditionelle Mainzer Auffassung, dass die heutige Johanniskirche der alte Dom gewesen sei, ist umstritten. Stilistische Untersuchungen datieren St. Johannes in das 9.–10. Jahrhundert und um 1000 war die Kirche noch dem hl. Martin geweiht. Das Martins-Patrozinium ging dann später auf den neuen Dom über. Auch wurde St. Johannes im 12. Jahrhundert als „Alter Dom“ bezeichnet. Möglicherweise diente die Kirche aber auch nur während der Arbeiten zum so genannten Willigis-Bau als „Er-

satzdom“. Auf diese kontroverse Diskussion waren wir ja bereits bei unserem Besuch der Johanniskirche am Vormittag hingewiesen worden.

Unsicher ist auch der genaue Zeitpunkt des Baubeginns eines neuen Doms, den Erzbischof Williges (975–1011) irgendwann vor 1000 bauen ließ und der als *Williges-Bau* zitiert wird. Kurz nachdem dieses Bauwerk 1009 vollendet worden war, brannte es unmittelbar vor der geplanten Weihe am 29. oder 30. August 1009 ab. Zwar begann man zügig mit dem Wiederaufbau, aber erst unter Erzbischof Bardo (1031–1051) wurde der Dom 1036 schließlich geweiht. Durch Arbeiten im Fundamentbereich des Doms Anfang des 20. Jahrhunderts und durch Grabungen in den 1970er Jahren konnten Teile des Grundrisses des zweiten Baus, der sich an der Stelle des heutigen Doms befunden hatte, erfasst werden. Dabei muss aber betont werden, dass diese Fundamente nicht eindeutig datiert werden können. Man kann nur sagen, dass sie in die Zeitspanne von Williges bis Bardo, also 1009 bis 1036, fallen. Die Fundamente belegen eine dreischiffige, vorromanische Pfeilerbasilika, die im Osten mit einem Querriegel abschloss, der durch zwei Treppentürme flankiert wurde. Ob der Ostquerriegel auch eine Apsis besaß, bleibt eine Streitfrage. In Bezug auf das dreischiffige Langhaus (ohne die gotischen Seitenschiffe) hatte der „Williges-Bardo-Bau“ fast die gleichen Ausmaße wie der heutige Dom. Auch ist davon auszugehen, dass das Querhaus im Westen in Länge und Breite in etwa der heutigen Ausdehnung entsprach. Vor der Ostfront des Doms wurden weitere Fundamente entdeckt, die auf eine Atriumanlage hindeuten.

Unter Berücksichtigung der ergrabenen Fundamente stellen alle Rekonstruktionsversuche einen mehr oder weniger deutlichen Bezug zur ehemaligen Peterskirche in



Abb. 13: Dr. Pfeiffer erläutert die Baugeschichte des Mainzer Doms

Rom her. Alt St. Peter war eine frühchristliche, fünfschiffige Basilika. Das Querhaus lag nicht, wie sonst üblich, im Osten, sondern im Westen, weil man die Kirche nach der topographischen Lage des Petrusgrabes ausgerichtet hat. An das Westquerhaus schloss mittig eine Apsis an. Vor der Ostfront der Peterskirche lag ein Empfangsreich, bestehend aus Atrium und Marienkapelle. Die Anlage spielte eine bedeutende Rolle bei der Kaiserkrönungszeremonie.

Abgesehen von den ergrabenen Fundamenten begründen viele Experten ihre Vermutungen vor allem mit den historischen Entwicklungen im Reich um 1000. Einige Historiker sind der Meinung, dass Willigis den Dom als kirchliches und politisches Zentrum des Reiches plante und baute. Deshalb wurde er in seinen Dimensionen und Maßverhältnissen der damaligen Peterskirche in Rom nachempfunden. Wichtig ist zu betonen, dass Rom traditionell der Ort war, an dem die Kaiser gekrönt wurden – und hier setzen die Historiker bei der Frage nach Willigis Motivation für seinen Dom-Neubau an: Demnach sollte der Bau die kirchliche und politische Vorrangstellung des Mainzer Erzbischofs bei der Krönung des deutschen Königs architektonisch manifestieren. Zwar fanden Königskrönungen in der Regel im Aachener Karlsdom statt, aber der Mainzer Erzbischof spielte bei der Zeremonie eine herausragende Rolle. Damit stellte sich Willigis dezidiert gegen den Anspruch des Kölner Erzbischofs, der Ende des 10. Jahrhunderts seinerseits auf das Krönungsrecht pochte. Wohl auch deshalb orientierte sich Willigis für seinen Neubau an Rom – dem Ort der Kaiserkrönungen – um damit die herausgehobene Würde des Mainzer Bischofsitzes zu unterstreichen und gleichzeitig den Anspruch zu erheben, den deutschen König in Mainz zu krönen.

Nach einem erneuten Dombrand 1081 veranlasste Kaiser Heinrich IV. die Wiederherstellung und den teilweisen Neubau des Langhauses und des Ostchores. Dabei ließ er im Osten eine Apsis errichten. Am Bau waren lombardische Steinmetze beteiligt, wie die typischen Säulenkapitelle am südöstlichen Seitenportal beweisen. Das Mauerwerk über den beiden Seitenportalen und Teile der östlichen Treppentürme stammen noch vom „Willigis-Bardo-Bau“. Allerdings sind die Abschlüsse der Osttürme im 19. Jahrhundert in neoromanischem Stil erneuert worden. Um 1130 wurde vor der Nordfassade des alten Querhauses die Palastkapelle St. Gotthard unter Erzbischof Adalbert I. von Saarbrücken errichtet. Die Gotthard-Kapelle wurde 1137 dem heiligen Godehard geweiht, der von 1022 bis 1038 als Bischof von Hildesheim weit über die diözesanen Grenzen gewirkt hatte und 1131 gerade kanonisiert worden war. Die Kapelle stand als erzbischöfliche Privatkapelle in unmittelbarer Verbindung zur anschließenden Pfalz. Nach schweren Beschädigungen begann man bereits Ende des 12. Jahrhunderts unter Erzbischof Konrad I. von Wittelsbach, das Langhaus vollständig einzuwölben, Westchor und Westquerhaus wurden neu gebaut. Beim Bau der Gewölbe lehnte man sich an das Speyerer Vorbild an und wandte das so genannte „gebundene System“, welches sich durch spezifische Maßverhältnisse auszeichnet, auch in Mainz an. Die Baumaßnahmen endeten 1239 mit der Weihe des vollendeten Doms durch Erzbischof

Siegfried III. Schon vierzig Jahre nach dieser Domweihe baute man den Dom um und erweiterte ihn durch gotische Kapellenreihen. In den Jahren nach 1361 wurde der Ostturm in gotischem Stil aufgestockt, 1482 auf den westlichen Vierungsturm ein hohes Glockengeschoß aufgesetzt und darüber ein steiler Spitzhelm errichtet.

Auch die folgenden Jahrhunderte waren gekennzeichnet durch bauliche Veränderungen, die teilweise bis heute die Baugestalt prägen. So brannte der Dom 1767 nach einem Blitzschlag teilweise ab, wobei lediglich die Gewölbe standhielten. Die Wiederherstellung wurde 1769 von Franz Ignaz Michael Neumann, dem Sohn Balthasar Neumanns, übernommen. Die drei Türme im Westen wurden neugestaltet, auf dem Dachstuhl über dem Westchor wurde das Standbild einer Martinsgruppe aufgestellt (1928



Abb. 14: Der Liebfrauenplatz in Mainz mit Ostansicht des Doms St. Martin

durch Kopien ersetzt), ebenso der Wetterhahn auf dem westlichen Vierungsturm.

Bei der Belagerung von Mainz im Jahr 1793 fielen durch Kanonenbeschuss große Teile der Stadt der Zerstörung anheim. Auch der Dom erlitt große Brandschäden, blieb aber in seiner Grundstruktur erhalten – ein Ergebnis der Bemühungen von Bischof Joseph Ludwig Colmar (1760–1818), der sich den 1802 bereits bestehenden Abrisspläne entgegenstellte. Der Neuaufbau verlief indessen nicht ohne Schwierigkeiten. Der achteckige mittlere Chorturm im Osten des Doms blieb zunächst eine Ruine, bis ihm der hessen-darmstädtische Architekt Georg Moller 1828 eine eiförmige, leicht elliptische Kuppel als Eisenkonstruktion aufsetzte. Da der Turm durch diese aufwendige Konstruktion jedoch in seiner Statik gefährdet schien, wurde er in den

1870er Jahren komplett abgebrochen und unter dem niederländischen Architekten Peter Josef Hubertus Cuypers durch einen neuromanischen Aufbau ersetzt. In den Jahren 1914 bis 1928 wurden gewaltige Sicherungsmaßnahmen vorgenommen. Der Dom erhielt neue tragfähige Betonfundamente, da die alten Pfahlroste durch das Absinken des Grundwassers vermodert waren.

Während des Zweiten Weltkriegs wurden im Wesentlichen nur die Dächer des Doms zerstört. In den folgenden Jahrzehnten wurde das seit seiner Erbauung immer wieder in unterschiedlicher Weise verputzte und farbig getünchte Bauwerk sowohl innen (1958–1960) wie auch außen (1971–1978) in vielfältig abgestuften, der architektonischen Gliederung wie auch dem Baumaterial angepassten Nuancen durch einen Anstrich mit differenzierten Rottönen neu gestaltet.

Mit dem Besuch des Mainzer Doms war unser Programm offiziell beendet. Es galt nunmehr, das im Hotel deponierte Gepäck zu holen und sich für die Rückfahrt mit der Bahn zu wappnen, die angesichts der Überfüllung als Folge des 49-Euro-Tickets zu einer echten Strapaze wurde, zudem erschwert durch kurzfristige Fahrplanänderungen. Abgesehen von diesem eher nervigen Ausklang bot das Wochenende Dank eines reichhaltigen Programms und vieler professioneller Erläuterungen jedoch einen lohnenden Einblick in die „Kulturlandschaft“ der beiden Nachbarstädte. Allen, die an der Programmgestaltung beteiligt waren, sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt.

Internetlinks

Hauptbahnhof:	https://www.wiesbaden.de/microsite/stadtlexikon/a-z/Hauptbahnhof.php
Historismus:	https://www.wiesbaden.de/microsite/stadtlexikon/a-z/historismus.php
Jugendstil:	https://www.wiesbaden.de/microsite/stadtlexikon/a-z/Jugendstil.php
Kochbrunnen:	https://www.wiesbaden.de/microsite/stadtlexikon/a-z/kochbrunnen.php
Lutherkirche:	https://www.wiesbaden.de/microsite/stadtlexikon/a-z/Lutherkirche.php
Marktkirche:	https://www.wiesbaden.de/microsite/stadtlexikon/a-z/Marktkirche.php
Nerobergbahn:	https://www.wiesbaden.de/microsite/stadtlexikon/a-z/Nerobergbahn.php
Ringkirche:	https://www.wiesbaden.de/microsite/stadtlexikon/a-z/Ringkirche.php
Russisch-orthodoxe Kirche:	https://www.wiesbaden.de/microsite/stadtlexikon/a-z/russisch-orthodoxe-kirche-der-heiligen-elisabeth.php
Stadtschloss:	https://www.wiesbaden.de/microsite/stadtlexikon/a-z/stadtschloss.php